This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BEQUEATHED BY

George Allison Hench

PROFESSOR OF

Germanic Languages and Literatures

IN THE

University of Michigan,

1896-1899.

827
L21

Dichterische Gestalten

in

98581

geschichtlicher Treue.

Elf Essays.

Ein Beitrag zum Verständnis der klassischen Dramen

von

Hugo Landwehr.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Dies Buch ist allen denen gewidmet, welche die Meisterwerke unserer Dichter mit tieferem Verständnis lesen, und die es dabei auch einmal reizt zu wissen, welche Züge des dichterischen Bildes geschichtlich bezeugt sind. Der Vergleich zwischen dichterischem Kunstwerk und historischer Wahrheit, der in den vorliegenden Aufsätzen mit Absicht nicht gezogen ist, sondern dem aufmerksamen Leser überlassen bleiben soll, wird zur genaueren Würdigung des Charakters der die Handlung des Dramas leitenden Persönlichkeit ohne Zweifel beitragen. Je mehr sich hierbei der Einzelne vertieft, um so klarer wird er den Unterschied erkennen, der zwischen der Auffassung des Dichters und der des Geschichtschreibers obwaltet und auch obwalten muß. Denn für den letzteren sind die Vorgänge das Gegebene, aus denen heraus er die Charaktere zu entwickeln hat, während der erstere den gegebenen Charakteren die Vorgänge anpaßt.

Im Hinblick auf die einzelnen Dramen unserer Dichter sind diese Essays geschrieben; dabei ist dann absichtlich dieser oder jener Punkt weiter ausgeführt oder auch übergangen. Für sämtliche Aufsätze wurde die Fachlitteratur in ausgiebiger Weise herangezogen, überall namentlich bei Wallenstein und Maria Stuart der Standpunkt der neusten Forschungsergebnisse zum Ausdruck gebracht. Die im Anhang gegebenen litterarischen Nachweise verfolgen nicht den Zweck, alle benutzten Hilfsmittel aufzuzählen (denn der Kundige wird schon finden, wo ich diesem oder jenem folgte oder auf eigenen Füßen stehe), sondern sie sollen nur den etwa weiter Forschenden auf die bedeutendsten Werke hinweisen. Deshalb sind auch litterarische Übersichten, so weit sie vorhanden sind, angeführt.

Bei der Durchnahme der Dramen in den höheren Lehranstalten pflegt ja des Öfteren der Vergleich zwischen Dichtung und Wahrheit gezogen zu werden, und diesem Zweck mag das Buch auch seine Dienste bieten. Allerdings möchte ich dabei bemerken, daß die Aufsätze mit Absicht eine Kenntnis der allgemeinen Lage voraussetzen, da sie nicht dem völlig Unkundigen, sondern dem Gebildeten gewidmet sind.

Die Anordnung der Aufsätze ist in der Weise erfolgt, daß innerhalb der einzelnen Gruppen die Abfassungszeit der entscheidende Leiter war. Die Auswahl hat sich auf die bekanntesten Dramen beschränkt, doch ist eine Weiterführung des Planes für die Zukunft nicht ausgeschlossen. Wilhelm Tell ist dabei natürlich mit Absicht übergangen, denn es erschien mir nicht zweckentsprechend dafür etwa die Geschichte der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft zu geben, die von Tell nichts zu erzählen weiß. In der Namenschreibung der Titelpersonen habe ich mich an die vom Dichter beliebte Form angeschlossen. Es bewogen mich dazu ähnliche Gründe wie Ranke, der auch Wallenstein nicht Waldstein schreibt. So blieb ich auch bei Fiesco und Clavigo.

Die Aufsätze sind eine Frucht langjähriger Studien. Über den einen oder anderen Stoff habe ich schon einmal gehandelt, doch traten überall Umarbeitungen ein. Nur Fiesco ist ziemlich so geblieben, wie er in den im gleichen Verlage erscheinenden Neuen Monatsheften Oktober 1888 gedruckt ist.

Nervi, den 14. Februar 1893.

Dr. Hugo Landwehr,
etatsmäßiger wissenschaftlicher Lehrer beim Königlich preußischen Kadettencorps. Hauptanstalt Gr.-Lichterfelde.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Fiesco	1
Don Carlos	15
Wallenstein	31
Maria Stuart	65
Die Jungfrau von Orleans	95
Götz von Berlichingen	116
Clavigo	128
Egmont	136
Torquato Tasso	146
Prinz Friedrich von Homburg	169
Zriny	180
Litterarische Nachweise	189

Fiesco.

Die Verschwörung des Fiesco hat vielfach das Interesse der Geschichtsforscher in Anspruch genommen, freilich ohne es jemals völlig zu befriedigen. Denn das Urteil, welches über den Genuesen zu verschiedenen Zeiten gefällt ist, hat nach zwei Richtungen seinen Weg eingeschlagen. Hauptsächlich wogt der Streit zwischen den italienischen Historikern. Denn in Deutschland ist Fiescos Name durch Schiller, in Frankreich durch J. J. Rousseau in dem Maße volkstümlich, daß der Typus seiner Gestalt für alle Zeiten unantastbar festgesetzt zu sein scheint.

Mit Recht behauptet Altmeister Ranke, daß ein jeder beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz erscheint. So kann denn auch Fiesco nur aus den Verhältnissen seiner Zeit heraus verstanden werden.

Genuas Bedeutung war seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken von Jahr zu Jahr zurückgegangen. Seit dem Ende des XV. und dem Beginn des XVI. Jahrhunderts hatte dann die Republik vornehmlich unter den Kämpfen zu leiden, die zwischen Spaniern und Franzosen auf italienischem Boden ausgefochten wurden. Je nachdem die eine oder die andere Partei den Sieg davontrug, hatte auch Genua den Herrn gewechselt. Verfassungsänderungen waren verschiedentlich damit verbunden. Erst seitdem Andrea Doria durch einen Staatsstreich die leitende Stellung in der Republik gewonnen hatte (1528), begann die genuesische Politik ihre hin und her schwankende Haltung abzulegen. Indem Andrea Doria als Admiral seine Kräfte in den Dienst Karls V. stellte, kam Genua dauernd unter kaiserliche Botmäßigkeit. Durch diesen Übertritt war der

Kampf zwischen Frankreich und Spanien so gut wie entschieden. Denn nicht allzu vermessen schreibt damals Doria an den König Heinrich VIII. von England: „Wen ich verteidige, der ist Herr des Meeres.“ Die Franzosen vermochten von jetzt ab nicht mehr zur See mit Erfolg aufzutreten. Da nun infolgedessen der Krieg auf dem Meere feierte, so konnte sich der mittelländische Handel wieder erholen. Aber ungeachtet der Ruhe, deren sich die Stadt Genua seitdem erfreute, nährte doch eine nicht unbeträchtliche Zahl Bürger Unzufriedenheit in ihren Herzen. Sie begannen allmählich Klarheit darüber zu gewinnen, daß durch die Staatsumwälzung von 1528 nichts anderes herbeigeführt war, als der Sieg einer begüterten Oligarchie. Wohl herrschte, wie ein italienischer Historiker sagt, Gleichheit unter den Bürgern, aber mit nichten erstreckte sich dieselbe auch auf die Adligen. Denn nur eine kleine Zahl vornehmer Familien war im Genuß der einflußreichen Ämter. Statt der früheren wenig straffen Oberhoheit der Franzosen war das strenge Regiment Andrea Dorias eingetreten, und die Freiheit, welche er bei der Vollführung des Staatsstreiches der Gesamtheit versprochen hatte, war ein Traumbild geblieben, auf dessen Verwirklichung alle vergebens hofften. Das Drückende dieser Herrschaft wurde dadurch vornehmlich fühlbar, daß den größten Einfluß auf die Leitung der Geschäfte des Admirals Neffe besaß.

Gianettino Doria war der Sohn eines Seidenwirkers, der schnell zu großem Vermögen gelangt war. Doch mit dem Reichtum hatte sich nicht gleichzeitig bei ihm auch geistige Bildung eingestellt. Sitten und Gewohnheiten eines Emporkömmlings hatte er nicht abgestreift. Wohl jeder mußte dem greisen Andrea Ehrerbietung und Gehorsam entgegenbringen, aber nur mit großer Überwindung beugte er sein Haupt vor einem jungen Manne von geringer Abstammung und noch geringerer Bildung, der sich in den Straßen der Stadt mit einer Gefolgschaft von Weibern und Schmeichlern herumtrieb und sich von diesen gern als den höchsten Richter der Republik feiern ließ. Gianettinos Sinnesart war hochmütig, anmaßend und tyrannisch. So sah man ihn mit Widerwillen als den Erben der Machtstellung Andreas an; ja es erschien vielen schon unerträglich, ihn unter die Bürger eines Freistaates zählen zu müssen. Die Mehrzahl der Genuesen, die einen offenen Blick hatten, fürchteten

und haßten ihn mit Recht. Indessen Andrea wollte dies nicht bemerken und schien durch die Liebe, mit der häufig ältere Leute an jüngeren hängen, völlig geblendet zu sein. Daß er in irgend welcher Weise die Leidenschaft seines Neffen zügelte, war deshalb ausgeschlossen.

Die schlechten Eigenschaften Gianettinos mußten um so verhängnisvoller sein, da in Gian Luigi Fiesco sich eine Gestalt bot, die jenem völlig entgegengesetzt war. Fiesco stammte aus einem hochangesehenen genuesischen Adelsgeschlechte. Unter seinen Ahnen war mehr als einer, der sich in der Geschichte des Vaterlandes einen Namen erworben hatte, und dieser Ruhm des Hauses strahlte auf Gian Luigi zurück. Sein Vater hatte allerdings zu den vertrauten Freunden Andreas gehört und hatte auch am Staatsstreiche 1528 teilgenommen. Damit schien zwar dem jungen Sohne bei dem frühen Tode seines Vaters schon die Bahn gewiesen zu sein, die er zu wandeln hatte; aber war hier der Ruhm zu finden, nach dem der thatendurstige Jüngling trachtete? Blieb ihm doch hier nur beschieden, die zweite Stelle einzunehmen, während er nach der ersten trachtete. Wohl mögen sein Herz ähnliche Gedanken, wie den jungen Cäsar bewegt haben. Die zweite Stelle in Genua mag auch ihm geringer gegolten haben, als die erste in dem kleinsten Marktflecken Italiens!

Nach dem einstimmigen Urteile aller Zeitgenossen besaß Fiesco alle die Eigenschaften, durch welche Herzen gewonnen werden und Ehrfurcht eingeflößt wird. Seine Freigebigkeit kam den Wünschen seiner Freunde zuvor und übertraf die Erwartung derer, die fremd sich ihm bittend nahten. Gewinnende Manieren und Leutseligkeit ohne eigentliche Kriecherei machten ihn zum vollendeten Weltmanne. So war er denn ganz dazu angethan, an die Spitze einer großen Bewegung zu treten. Daß er Ehrgeiz besaß, kann nicht geleugnet werden. Wer wollte das auch einem jugendlichen Geiste verargen, zumal wenn er sich das hohe Ziel steckte, das Vaterland vom Tyrannen zu befreien! Nur zähneknirschend konnte Fiesco sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß Genua, einst die Herrin des Mittelmeeres, jetzt ihr Haupt vor dem Beherrscher Spaniens beugte. Einem Fiesco mußte das Blut in den Adern erstarren, wenn er sich vergegenwärtigte, daß einst sein Nacken sich auch vor Gianettino

beugen sollte. So fand denn in seinem jugendlichen Gemüt gar bald der Gedanke Raum, daß hier Wandlung zu schaffen sei.

Um der Wahrheit willen darf es nicht verschwiegen bleiben, daß auch andere persönliche Gründe in Fiesco den Haß gegen Gianettino schürten. Die Zeitgenossen wissen hier manches zu erzählen, aber nicht immer kann es Glauben beanspruchen. So soll Fiesco nach dem Berichte eines genuesischen Annalisten sich um die Hand der Ginetta Centurione beworben, aber auf Betreiben des Andrea Doria, der die Jungfrau seinem Neffen zur Ehe geben wollte, eine Absage erhalten haben. Um die Nichtigkeit dieser annalistischen Windbeutelei zu erkennen, mag die Mitteilung genügen, daß Gianettino genannte junge Dame bereits 1530 heiratete, als Fiesco noch ein Knabe von sieben Jahren war. Dagegen gibt ein anderer Umstand mehr zu denken. Siebzehnjährig hatte Fiesco Eleonore Cibo, Marquise von Massa, heimgeführt. Dieser wurde, wie jetzt durch Aktenstücke bewiesen ist, von Gianettino nicht ohne Erfolg der Hof gemacht. Als Fiesco davon Kunde erhielt, soll er den Plan gefaßt haben, den Räuber seiner häuslichen Ehre zu töten. An Freunden, die ihn in diesem Vorhaben bestärkten, fehlte es nicht. Neben Raffaelo Sacco war Verrina Fiescos Ratgeber. Daß sie nicht nur von Freundschaftsgefühlen bei ihren Ratschlägen geleitet wurden, steht außer allem Zweifel. Das persönliche Motiv des einzelnen sollte dazu benutzt werden, um eine Wandlung im Staatsleben herbeizuführen. Ein Sturz der Herrschaft Andrea Dorias wurde geplant. Genuas Freiheit sollte das Ziel ihrer Bestrebungen heißen.

Fiesco erkannte bald, daß er allein mit den Hilfsmitteln, die ihm die Vaterstadt bot, seine Pläne nicht durchführen konnte. Sollte eine Verschwörung gegen die Doria wirklich von Erfolg sein, so mußte sie auch im Auslande die genügende Hilfe finden. Die erste Bereitwilligkeit zur Unterstützung zeigte Alexander Farnese, der 1534 als Paul III. den heiligen Stuhl bestiegen hatte. Mit ihm war Andrea dadurch verfeindet, daß er Karl V. den Rat erteilt hatte, nach dem Tode des letzten Sforza Mailand nicht wieder an einen italienischen Prinzen zu geben. Auf das Herzogtum aber hatte sich Pietro Luigi Farnese, des Papstes natürlicher Sohn, gespitzt, der nun von seinem Vater Parma und Piacenza erhielt. Doch damit gab sich der Papst

nicht zufrieden, sondern suchte vielmehr den Krieg im kleinen zu führen. Ein Doria, Bischof von Savona, war gestorben und hatte Andrea zum Erben eingesetzt. Trotz dieser testamentarischen Verfügung bemächtigte sich der päpstliche Stuhl des hinterlassenen Vermögens und weigerte sich dann, es herauszugeben. Andrea suchte sich nun für den Verlust durch Kaperung päpstlicher Galeeren schadlos zu halten. Paul III. antwortete dann wieder mit Bedrückung der genuesischen Kaufleute, die sich in päpstlichem Gebiete befanden. Den Reibereien machte Doria endlich dadurch ein Ende, daß er seinen Streit mit dem Papste vor Karl V. brachte. Zwar stiftete der Kaiser Frieden zwischen beiden, aber der Haß, welcher in des Papstes Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hatte, war deshalb nicht völlig beseitigt.

Fiesco fand mit seinen Anschlägen gegen Doria hier also williges Gehör. Über die Verhandlungen, welche sich daraus ergaben, herrscht völliges Dunkel. Mit Sicherheit können wir nur behaupten, daß sie stattfanden, aber über ihren Inhalt sind wir nur auf Vermutungen angewiesen. Kunde von den Verhandlungen geben nur die Geständnisse, welche später den Verschworenen durch die Folter entrissen wurden. Ist nun diesen zu trauen, so ergeben sich verschiedene Anhaltspunkte, an die sich Vermutungen anknüpfen können. Jedenfalls darf darüber kein Zweifel herrschen, daß nicht nur der Papst und der Herzog von Parma, sondern auch der König von Frankreich um die Pläne Fiescos wußten und sie förderten. Denn die Interessen des Verschwörers und jener trafen sich ja in dem gemeinsamen Hasse gegen Doria und in dem Wunsche, diesen zu stürzen. Es steht aktenmäßig fest, daß Frankreich alle Vorgänge in der Republik Genua scharf beobachtete, und es war naturgemäß, daß die französische Politik jeden Staatsstreich unterstützen mußte, bei dem sich Gelegenheit bot, den früheren Einfluß wiederzugewinnen und damit auch die Genuesen von Frankreich abhängig zu machen. Wenn Fiesco im Jahre vor der Verschwörung verschiedene Male nach Florenz und Rom reiste, so trieb ihn wohl nicht allein die Wanderlust dorthin. Lassen sich daher die Aussagen, welche später den Verschworenen durch die Folter abgezwungen wurden, nicht durch schlagende Gründe widerlegen, so können sie als authentisches Material gelten. Sacco, Fiescos intimer

Freund, hat auf der Folter ein umfassendes Geständnis über die Verhandlungen, welche Fiesco mit dem Papst im März 1546 führte, abgelegt. Der Verlauf war danach ungefähr folgender. Fiesco fand durch Vermittelung seines Verwandten Pietro Luca Fiesco Zutritt beim Papst, der ihn mit besonderer Freude empfing. Paul III. sagte unter anderem, Fiesco wäre gerade so, wie man ihn geschildert hätte; er empfände das Steigen seiner Neigung zu ihm. Da Doria schon hochbetagt wäre, müßte man darauf bedacht sein, beizeiten für einen etwaigen Todesfall Rat zu schaffen. Hierzu stellte er nicht nur die Unterstützung des Herzogs von Parma in Aussicht, sondern auch seine eigne. Ferner bot er Fiesco den Oberbefehl über die päpstlichen Galeeren an unter der Bedingung, wie er lächelnd hinzufügte, daß dieselben nicht in die Hände Gianettinos gerieten und gefangen in den Hafen Genuas kämen.

Durch die Vermittelung des Kardinals Agostino Trivulzi gewann dann Fiesco in Rom die Verbindung mit Frankreich. Nach längeren Verhandlungen kam ein Vertrag unter folgenden Bedingungen zu stande. Der König von Frankreich wird jährlich 6000 Dukaten zur Ausrüstung von sechs Galeeren zahlen und 500 Reiter stellen. Fiesco erhielt außerdem noch eine beträchtliche Jahresrente zugesichert. Da der Abschluß dieses Vertrages die Billigung Verrinas, Saccos und Calcagnos nicht fand, so sah sich Fiesco gezwungen, seine Unterschrift desselben zurückzuziehen. In der That hatte Verrina seine heimlichen Hintergedanken, die ihn bewogen, eine Verbindung mit dem Auslande zu hintertreiben. Sacco gestand auf der Folter, aus bestimmten Anzeichen wäre hervorgegangen, daß Verrina und andere demokratische Verschworene die Absicht gehegt hätten, nach dem Gelingen der Verschwörung Fiesco zu ermorden, um ihren natürlichen Haß gegen den Adel zu befriedigen. So hat denn Schiller in seiner Weise den Charakter des Verrina trotz des mangelhaften Materiales, welches ihm zu Gebote stand, richtig erkannt. Auf Grund seiner Vermutung hat er dann die Katastrophe des Anschlages, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde geht, völlig geändert, „denn die Natur des Dramas duldet den Finger des Ungefähr oder der unmittelbaren Vorsehung nicht."

Von Rom aus begab sich Fiesco nach Piacenza, um hier persönlich mit dem Herzoge zu unterhandeln. Es wurde ein Vertrag geschlossen, durch den sich Farnese verpflichtete, 14000 Mann zu stellen und für drei unter dem Befehl Hieronimo Fiescos stehende Schiffe den Sold zu zahlen.

So war denn im Auslande alles gut vorbereitet; es kam nur noch darauf an, in der Heimat selbst alles ins Werk zu setzen. Fiesco schlug deshalb für längere Zeit auf seinen Gütern seinen Wohnsitz auf, um hier namentlich seine Lehnsleute im Kriegshandwerk zu üben. Damit jedoch Doria keinen Verdacht schöpfte, ließ er aussprengen, er müsse vor seinen Nachbarn auf der Hut sein. Im Herbst 1546 kehrte er dann nach Genua zurück und suchte hier jeglichen, gleichviel ob edel oder unedel, für seine Pläne zu gewinnen. Dem einen leistete er Dienste, den anderen suchte er durch entgegenkommendes Wesen zu gewinnen. Freundlichkeit und Leutseligkeit Höhergestellter pflegt ja die Niederen leicht zu bestricken. Durch den Reichtum, welchen er im öffentlichen Leben entfaltete, wurde er der Liebling des Volkes. Keine Gelegenheit, sich in die Gunst der Menge einzuschmeicheln,, ließ er vorübergehen. Die Lage der Seidenarbeiter war gerade damals eine sehr gedrückte, da der Handelsverkehr durch die Kriege unterbrochen war. Um ihre Not zu lindern, befahl Fiesco seinen Dienern, unter jene Getreide zu verteilen. Auch ihre Gemüter suchte er durch Klage über die Bedrückungen der Geringeren durch die Vornehmen zu bearbeiten. Doch damit die Doria aus allen seinen Maßnahmen kein Mißtrauen schöpften, fand er sich häufig im herzoglichen Palaste ein, um ihnen seine Aufwartung zu machen. Dabei versäumte er auch nicht, sie oft betreffs seiner Angelegenheiten um Rat zu fragen, und es schien, als ob er gerade jetzt eifrig bemüht war, die Streitpunkte, welche früher zwischen ihnen obgewaltet hatten, zu vergessen. Als dann eins der Schiffe, welche er mit dem Gelde des Herzogs von Piacenza ausgerüstet hatte, in den Hafen von Genua einlaufen sollte, verabsäumte er es nicht, vorher Gianettino Doria davon Mitteilung zu machen und zugleich anzudeuten, daß die Galeere zum Kampfe gegen die Türken bestimmt wäre.

Alles schien dem Unternehmen günstig zu sein. Italien befand sich gerade damals im Frieden, und so war es denn

ein leichtes, die genügende Anzahl Matrosen anzuwerben. In Genua selbst hegte niemand das geringste Mißtrauen. Die Doria waren vollständig sorglos; ihr Palast wurde nur von wenigen Bewaffneten bewacht. Die herzoglichen Galeeren waren zur Winterszeit abgerüstet. So kam es denn nur darauf an, Ort und Zeit für die Verschwörung günstig zu wählen. Bei einer Beratung, die gehalten wurde, schlug man vor, Doria bei der Messe des Neujahrstages 1547 zu ermorden. Aber von anderer Seite wurde mit Recht geltend gemacht, es stände zu befürchten, daß Andrea wegen seines hohen Alters dort nicht erscheinen würde. Dann hielt man es für zweckmäßig, den Herzog und seinen Neffen bei einem Mahle im Hause Fiescos zu ermorden. Doch Fiescos Edelmut wollte nichts von einer Verletzung der Gastfreundschaft wissen. So blieb die Zeitbestimmung einstweilen unentschieden.

Das Geheimnis der Verschwörung war doch nicht so gewahrt, daß es nicht zu fremden Ohren gelangt wäre. Die Truppenaushebungen in Piacenza, die Übungen der Lehnsleute Fiescos bestärkten den Verdacht, welchen Ferrante Gonzago, kaiserlicher Statthalter in Mailand, hegte. Dazu erfuhr er von der Anwesenheit eines Fiesco in Frankreich und erhielt Kunde von den Ränken, die am französischen Hofe geschmiedet wurden. Zunächst berichtete er über das ihm Bekanntgewordene an Karl V., dann setzte er auch den kaiserlichen Gesandten in Genua, Figueroa, davon in Kenntnis, damit durch diesen Doria auf dem Laufenden erhalten würde. Aber Andrea nahm die Mitteilung über eine von Fiesco geplante Verschwörung nur mit Lächeln entgegen. Wenn er auch nicht ganz frei von Verdacht war, so ließ er doch dem kaiserlichen Gesandten gegenüber sich nichts merken. Als am Abend des 2. Januar 1547 Fiesco bei Andrea vorsprach und wie gewöhnlich in harmlosester und ehrerbietigster Weise sich mit dem Herzog unterhielt, sagte Doria zu Figueroa: „Urteilt selbst, ob Ihr die geringste Wahrscheinlichkeit für das, was Gonzago schreibt, findet." Fiesco war an diesem Abend aus einem sehr triftigen Grunde gekommen. Mußte er doch begründen, daß heute nicht nur in seinem Hause, sondern auch auf seiner Galeere im Hafen ganz Besonderes vorging. Er nahm deshalb Gianettino beiseite und teilte ihm mit, daß er am heutigen Abend mit seiner Galeere

gegen die Türken auszuziehen beabsichtige. Da er nun fürchtete, daß sich Andrea dem infolge des Vertrages, den der Kaiser kürzlich mit den Türken geschlossen hatte, widersetzen würde, so bat er Gianettino um Vermittelung. Dieser war hocherfreut über das Vertrauen, welches ihm Fiesco schenkte, und bewilligte alles mit Freuden.

Vom Palaste der Doria begab sich Fiesco zu Thomas Asserotto, in dessen Hause sämtliche Verschworene an diesem Abend versammelt waren. Er forderte dieselben auf, in seiner Wohnung das Nachtmahl einzunehmen. Alle folgten der Einladung. Aber wie erstaunten sie, als ihnen in Fiescos Palast überall fremde Gestalten entgegentraten und überall Waffengeklirr zu hören war. An die Versammelten richtete Fiesco eine längere Ansprache. Über den Inhalt derselben haben die Historiker das Verschiedensachste berichtet, und es ist schwierig, in dies Chaos von Überlieferungen Ordnung zu bringen. Es kommt bei derartigen aufgeregten Momenten vor, daß der eine dies, der andere das in seinem Gedächtnisse festhält. Was bei dem einen Schriftsteller zu finden ist, der andere aber verschwiegen hat, braucht deshalb noch nicht unglaubwürdig zu sein, weil es auf eines Zeugnis allein beruht. Doch hier kommt noch ein anderer Umstand in Betracht. Die italienischen Geschichtschreiber erfanden nach der Weise ihrer antiken Vorbilder die Reden in der Form, wie sie ihnen gerade der betreffenden Lage angemessen zu sein schienen. So würde denn die Forschung der Überlieferung ziemlich ratlos gegenüberstehen, wenn nicht der officielle Bericht über die Verschwörung, welchen Doria am 18. Januar an seinen Gesandten beim kaiserlichen Hofe schickte, auch hierüber Auskunft gäbe. Aus diesem geht hervor, daß Fiesco in seiner Rede namentlich auf Gianettinos hochfahrendes Wesen, das jedem freien Genuesen widerlich sein müßte, hinwies. Dann teilte er mit, daß Doria ihm wie so vielen anderen Adligen nach dem Leben trachte. Da die Dogenwahl bevorstände, so sei schleuniges Handeln dringend notwendig. Nachdem er dann genau die von ihm getroffenen Vorbereitungen und die Größe der vorhandenen Mittel dargelegt hatte, forderte er alle zu energischem Beistand auf. Es geht also aus diesem Berichte hervor, daß Fiesco Andrea Doria ebensowenig nach dem Leben trachtete, wie er willens war, Genua Frankreich

unterthänig zu machen. Hätte er dies oder jenes im Sinne gehabt, so würde der officielle Bericht nicht darüber geschwiegen haben.

Fiesco war über die Kühnheit seines Unternehmens nicht im unklaren. Er wußte, daß er alles auf einen Wurf setzte. Seine Stimmung charakterisiert ein Ausspruch, den er nach der Aussage Saccos in der Nacht vor dem Staatsstreich gethan hat: „Entweder werde ich in dieser Nacht einer der größten Männer Italiens werden, oder ich werde der elendeste unter allen sein."

Durch Fiescos Ansprache waren alle Anwesenden gewaltig erregt, nur zwei unter ihnen erklärten sich nicht bereit zu dem Wagnis. Sie sollten in Fiescos Palast in sicherer Haft bleiben, während die übrigen handelten. Fiesco zog sich zurück, um noch einige Augenblicke bei seiner Gemahlin zu verweilen, die bis jetzt nichts von der Verschwörung wußte. Eleonore Cibo kam ihrem Gatten mit Thränen entgegen und bat ihn bei allem, was ihm heilig sei, von dem gefahrvollen Unternehmen, über das sie soeben durch einen Zufall aufgeklärt war, abzustehen. Da Fiesco diese Scene peinlich war, entfernte er sich mit den Worten: „Adieu, entweder siehst Du mich niemals wieder, oder morgen ist Genua mir unterthan."

Fiesco wies nun jedem Verschworenen den Platz an, welchen er auszufüllen hatte. Seine Brüder sollten sich der Hauptthore der Stadt bemächtigen, während er selbst den Angriff auf den Hafen leitete. Es ward verabredet, daß ein Kanonenschuß von der im Hafen liegenden Galeere des Fiesco das Zeichen zum allgemeinen Angriff sein sollte. Dort führte Verrina den Befehl. Lange wartete man vergebens auf das Zeichen und glaubte schon, der Anschlag sei mißglückt. Doch der Grund der Verzögerung war ein anderer. Verrina war mit der Galeere bei Darsena auf den Sand gefahren und brauchte eine Stunde, um wieder flott zu werden. Als nun endlich der Kanonenschuß ertönte, begab sich jeder auf seinen Platz, und überall winkte der Erfolg. Binnen kurzem waren die Verschworenen Herren des Hafens und der herzoglichen Galeeren.

Doch der bei der Darsena entstandene Lärm hatte auch die Doria geweckt. Gianettino glaubte, es sei eine Meuterei unter den Matrosen ausgebrochen, eilte, nur mit einem Degen

bewaffnet und von einen Pagen begleitet, zum Hafen und wurde dort von den Verschworenen niedergestoßen. Andrea erhielt durch seinen Diener von dem Geschehenen Kenntnis. Aus Besorgnis um sein Leben floh er und begab sich nach dem nahe bei Genua belegenen Schlosse der Spinola Massena.

In allen Straßen ertönte der Ruf: Fiesco und Freiheit. Doch nur wenige Bürger ergriffen die Waffen; das niedere Volk allein schlug sich auf Fiescos Seite. Der bessere Teil der Bürgerschaft hielt sich zurück. Die Adligen wollten sich nach dem herzoglichen Palaste begeben, aber sie waren in Besorgnis, daß inzwischen ihre Wohnungen geplündert werden würden. Der kaiserliche Gesandte Figueroa war im Begriff zu fliehen, als er von den Verschworenen gefangen genommen und nach dem herzoglichen Palaste gebracht wurde. Nach und nach versammelte sich hier eine größere Anzahl Senatoren. Sie beschlossen, einstweilen die Geschäfte zu übernehmen, bis daß Fiesco seine Forderungen klargelegt hatte. Denn bis jetzt war ihnen von der Bewegung weiter nichts bekannt, als daß Fiesco an der Spitze derselben stand. Vergebens forschte man überall nach ihm; er war nirgends zu finden. Fast schien es, als hätte ihn die Erde plötzlich verschlungen.

Gleich beim Beginn der Erhebung war Fiesco unter dem lauten Rufe „Freiheit" durch die Straßen zum Hafen gestürmt. Hier erwiderten die Galeerensklaven laut seine Losung. Da er nun glaubte, sie beabsichtigten ihre Ketten zu brechen, eilte er dorthin, um sich durch diese unliebsame Bundesgenossenschaft nicht Ungelegenheiten zu schaffen. Als er auf einem Brett nach einer Galeere hinüberschreiten wollte, glitt er aus und fiel ins Meer. Da sich ihm eine rettende Hand nicht bot, ertrank er mehr infolge des morastigen Ufers, als der Tiefe des Wassers.

Die Kunde von Fiescos Tode verbreite sich schneller, als man erwarten sollte. Die Häupter der Verschworenen erhielten bald Kenntnis davon. Hieronimo, Fiescos Bruder, welcher jetzt der älteste der Familie war, wäre nun der Leiter der Verschwörung gewesen, aber er besaß weder die geistigen Eigenschaften seines Bruders noch das Vertrauen der Verschworenen. So mußte denn sein Versuch, die Herrschaft festzuhalten, vergebens sein. Als er zum herzoglichen Palaste mit der ihm untergebenen Schar marschierte, begegneten ihm Abgesandte des

Senates, welche im Namen der Republik nach dem Grafen von Lavagna fragten. Hieronimo antwortete, daß er und kein anderer jetzt Anspruch auf diesen Titel hätte. Die hierdurch gekennzeichnete Lage wollten die Abgesandten nicht unbenutzt vorüberlassen. Sie kehrten deshalb zum versammelten Senat zurück. Auf Veranlassung von Paolo Pansa entschied man sich dafür, den Verschworenen Amnestie zuzusichern, wenn sie sogleich die Waffen niederlegten. Dem fügten sich auch Fiescos Brüder, denn sie wurden sich schnell darüber klar, daß mit dem Tode Gian Luigis die Verschwörung gescheitert war. Hieronimo ging nach seinem Schlosse Montobbio, Ottobuono schiffte sich mit Verrina, Calcagno und Sacco ein, um nach Marseille zu fahren.

Zur Ausführung und zur Unterdrückung des Staatsstreiches waren wenige Stunden notwendig gewesen. Auf besondere Einladung des Senates kehrte Doria zurück. Die am 4. Januar veranstaltete Dogenwahl brachte allerdings einen Verwandten Fiescos an die Spitze des Staates. Aber wenn er auch kein Freund Andreas war, so konnte er deshalb noch nicht als sein erklärter Gegner gelten. Andreas Macht schmälerte diese Wahl wenig, denn sie war nur ein kurzes Zwischenspiel. Daß Doria so bald wieder eine feste Stellung gewann, hatte er wesentlich Gonzago zu verdanken, der eine Armee in seinem Herzogtum zusammengezogen hatte, unter deren Schutze Andrea zurückkehrte. Durch eine derartige Bereitwilligkeit glaubte Gonzago am leichtesten das zu erreichen, was er seit lange erstrebte, Genua zu einer spanischen Provinz, abhängig vom Herzogtum Mailand, zu machen.

Doria hielt über alle, die sich an der Verschwörung beteiligt hatten, ein strenges Strafgericht. Die Grausamkeit, mit der er vielfach vorging, gereicht seinem Namen nicht zur Ehre. Man sollte meinen, daß er bei seinem hohen Alter eher zur Milde geneigt war. Doch schienen Güte und Adel von ihm völlig gewichen zu sein. Nur allein die Befriedigung seiner Rache und Habsucht schien ihm am Herzen zu liegen. Der im Archiv zu Simanca aufgefundene Briefwechsel Andreas mit Karl V. giebt reichliches Material, um an den Motiven seiner Maßnahmen Kritik zu üben. Bei einer milden Beurteilung könnte nur der Umstand in Anschlag gebracht werden, daß der Tod Gianettinos ihm sehr zu Herzen gegangen war, und daß

er den Neffen, auf welchen er alle seine Hoffnungen gesetzt hatte, rächen wollte. Aber war denn sein Tod nicht genügend durch den Untergang Fiescos gesühnt? Zudem bekommen die zahllosen Verfolgungen der Verschwörer dadurch einen unangenehmen Beigeschmack, daß Andrea ihre Güter einzog und für sich in Anspruch nahm. Von einer Anerkennung des Senatsbeschlusses, der den Verschworenen Amnestie zugesichert hatte, wollte er natürlich nichts wissen. Mehrere Jahre hindurch hat die Fehde gegen die Fieschi gedauert.

Da das Volk verschiedenfach Zweifel am Tode Fiescos erhob, ließ Doria die Leiche desselben aus dem Meere ziehen und sie zwei Monate lang am Quai ausstellen. Dann wurde sie wieder ins Meer geworfen, da ja Fiesco, wie der Admiral sagte, dies Grab sich selbst gewählt habe. Doria gefiel diese Art der Bestattung wohl auch deshalb, weil er fürchtete, daß bei einem Leichenbegängnis sich gar leicht die Gelegenheit bieten würde, eine Kundgebung gegen das bestehende Regiment zu machen.

Für den Historiker muß es auch von Interesse sein, nach den Beweggründen zu forschen, die Fiesco zur Verschwörung trieben. In den Verhören, die später mit den Verschworenen angestellt wurden, und über deren Aussagen das Archiv von Simanca schätzenswerte Aktenstücke bewahrt, ist vielfach von den persönlichen Gründen Fiescos die Rede. Gianettino wird als der Räuber der häuslichen Ehre des Grafen hingestellt. Doch es muß als sehr zweifelhaft gelten, ob die Rache für einen Privathandel auf politischem Gebiete zu suchen ist. Fiesco hat dann selbst in der Ansprache, welche er an die Verschworenen richtete, offen geäußert, es sei ein Akt der Notwehr, der ihm die Waffen in die Hand drücke, denn Gianettino trachte ihm nach dem Leben. Aber auch dieser Vorwand läßt sich durch einen wahrhaft überzeugenden Beweis nicht bekräftigen, denn wenn Gianettino den Fiesco hätte aus dem Wege schaffen wollen, so wäre dazu genug Gelegenheit vorhanden gewesen, wo es, ohne großes Aufsehen zu erregen, geschehen konnte. Der Hauptbeweggrund wird deshalb in dem unermeßlichen Ehrgeize Fiescos zu suchen sein. Er geizte nach der leitenden Stellung im Staate. Da nun Doria seinen hauptsächlichen Rückhalt an Karl V. hatte, so war er naturgemäß auf Franz I. von Frankreich hingewiesen.

Wenn er den Verschworenen die Losung: St. Georg, Volk und Freiheit vorschlug, so waren das nur eitle Worte. Die Freiheit mußte hier der Tyrannei zum Deckmantel dienen, wie das auch andernorts so häufig geschehen ist. Jeder Einsichtige mußte sich darüber klar sein, daß an Volksfreiheit auch unter diesem Regiment nicht zu denken war. Der Staatsstreich konnte keine andere Folge haben, als daß nur die Namen derer, die an der Spitze der Republik standen, geändert wurden. So thaten denn die Bürger ganz recht, wenn sie sich der Verschwörung nicht anschlossen, denn für ihre äußere Lage konnte es gleichgültig sein, ob der Name Doria oder Fiesco der des Regierenden war. Ebensowenig Bedeutung hatte es für sie, wenn die genuesische Politik von der spanischen oder französischen abhängig war. Denn darüber mußte sich jeder klar sein, daß die Zeiten vorüber waren, in denen die Republik Genua einen maßgebenden Einfluß auf die europäische Politik ausüben konnte. In diesen Kreisen mochte man sich auch darüber nicht mehr falschen Hoffnungen hingeben, daß eine Staatsumwälzung für Genua nur mit Gefahren verknüpft war. Denn durch dieselbe konnten leicht die inneren Parteiungen, welche unter dem Regiment Andreas so lange gefeiert hatten, von neuem wieder ausbrechen.

Fiescos Geschick ist tragisch, eben weil er, gerade im Begriff, den Gipfel der höchsten Macht zu erklimmen, durch blinden Zufall sein Ende findet. So gelangt denn sein Schicksal im Drama zur richtigen Würdigung, aber die Geschichtsforschung wird über ihn anders zu urteilen haben. Sie wird es ihm nicht verzeihen können, daß er grundlos die Zeit des goldenen Friedens, der so lange über Genua geherrscht hatte, störte und die Republik an den Abgrund zahlloser innerer Wirren brachte.

Don Carlos.

Mit der Bearbeitung des Don Carlos nahm Schiller zum zweiten Male ein Problem aus der Geschichte, eins der schwierigsten, dessen völlige Klarstellung auch heute noch nicht der Forschung in allen Punkten gelungen ist. Allein dem Dichter kam es nicht darauf an, die Frage ganz zu ergründen, sondern das historische Gewand sollte ihm nur dazu dienen, ein sittliches Problem, dessen Lösung er sich zur Aufgabe gemacht hatte, zu umkleiden. Deshalb legte er auch als Quelle kein eigentlich geschichtliches Werk zu Grunde, sondern schöpfte seine Kenntnis lieber aus der mehr romanhaften histoire de Dom Carlos von St. Real. Wenn er nun auch die Fabel einem andern entnahm, so hatte er doch noch genügend Raum zur freien Entfaltung seiner Phantasie, die vor allem eine Gestalt frei ausbildete, welche nicht minder als Don Carlos das Interesse jedes Lesers fesselt. Es ist jener ideale Schwärmer, der Marquis von Posa, dessen Sinnesart sicher dem sechzehnten Jahrhundert fremd ist, der allein im achtzehnten Jahrhundert seinen Platz finden könnte.

Nur dreiundzwanzig Lenze sollten über Don Carlos Haupt hingehen. Jede Person, die in der Jugendblüte ihrer Kraft aus dem Leben scheidet, weckt das Interesse weiter stehende Kreise um so mehr, wenn ihr schon durch die Geburt eine Glück verheißende Zukunft in Aussicht gestellt zu sein scheint. Der vermeintliche Erbe der großen, weitausgedehnten spanischen Monarchie, in der die Sonne nie unterging, war schon frühzeitig ein Gegenstand der Aufmerksamkeit fremder Fürstenhöfe, zumal auch über seine Gewohnheiten mancherlei seltsame Gerüchte im Umlauf waren. Was die Gesandten von seinem Äußeren nach Hause berichteten, war wenig anziehend. Seine

Haltung war etwas gebückt, die eine Schulter höher wie die andere, das rechte Bein verkürzt. Seine Gesichtszüge waren denen des Vaters ähnlich, nicht gerade schön zu nennen, aber auch nicht unangenehm. Der Kopf war mittelgroß, die Stirne wenig erhaben, das Haar braun und glatt, die Augen grau, das Kinn länglich, die Haut sehr weiß und bleich.

Auf seinen Entwicklungsgang hatte eine ganze Reihe von Thatsachen ungünstig eingewirkt. Kaum war der Knabe am 8. Juli 1545 geboren, als auch schon seine Mutter Marie von Portugal die Augen zum ewigen Schlafe schloß. Auch sein Vater Philipp wurde durch vielerlei politische Vorgänge gehindert, sich der Erziehung seines Erstgeborenen zu widmen. Einen Ersatz für die treu waltenden Hände der Eltern suchte man darin zu finden, daß man die Erziehung des Knaben in die Hände seiner Tante Donna Juana legte. Allein gerade sein trotziger und wilder Charakter hätte der festen Hand eines Mannes bedurft, damit er vor allem sich selbst zu beherrschen lernte. Gar manche Züge eigenartiger Wildheit sind von Don Carlos überliefert. Zwar sind es Anekdoten, aber sie haben doch immerhin den Wert, daß sie als erläuterndes Beiwerk gelten können. Als kleiner Knabe soll er seine Amme vielfach gemißhandelt haben. Einer Hausschlange, die er als Geschenk zum Spiel erhalten hatte, die ihn aber verletzte, biß er auf der Stelle den Kopf ab. Auch seinem Großvater Karl V. verursachte das Betragen des Elfjährigen große Sorgen. Als jener nach seiner Abdankung längere Zeit in Valladolid verweilte, beschäftigte er sich mit dem Knaben und, da er in ihm kriegerische Anlagen zu entdecken meinte, erzählte er ihm von seinen Schlachten und Kriegszügen. Als er dabei auch von seiner Flucht aus Innsbruck berichtete, meinte Don Carlos, geflohen wäre er nimmer und beharrte trotz aller Belehrungen standhaft auf seiner Ansicht. Neben schlechten Eigenschaften wohnten auch gute in dem Knaben. Besonders wird an ihm der Wohlthätigkeitssinn gerühmt, daß er Schmuck und Juwelen hingab, wenn es ihm etwa an Geld gebrach.

Seinem Lehrer Honorato Juan ist er bis an sein Lebensende aufrichtig zugethan gewesen und hat ihn in seiner Weise verehrt. Honorato Juan war als großer Gelehrter in Spanien berühmt; er hat sich nicht die Mühe verdrießen lassen, seinen

Zögling in jeder Weise heranzubilden, soweit es dessen Eigenarten gestatteten. Gerade diese hatte er schon frühzeitig erkannt und verabsäumte es auch nicht, Philipp darüber Mitteilung zu machen. In einem Schreiben an den König vom 30. Oktober 1558 drückte er sich allerdings geheimnisvoll darüber aus, wenn er sagte, der Infant hätte bisher nur wenig Fortschritte gemacht, den Grund davon würde Philipp wohl später von seinem Sohne erfahren. Aber wenn er dann im weiteren Verlaufe des Schreibens sich eine Besserung von dem persönlichen Einschreiten des Vaters versprach, so konnte er mit jener Äußerung nur das Zügellose in dem ganzen Wesen des Knaben gemeint haben. Auch die Antwort Philipps scheint auf diesen Punkt hinzuzielen, wenn er Honorato beauftragte, nur in seinen Bemühungen eifrig fortzufahren, aber aus den Augen des Infanten alles zu entfernen, was ihn irgendwie von seinen Studien ablenken könnte. Aus einer anderen Äußerung des Königs, die er gelegentlich auf den Rand eines Depeschenentwurfes machte, könnte man noch anderes schließen. Philipp dringt auf schleunige Ordnung der religiösen Frage in den Niederlanden, denn er sei sterblich, und sein Sohn werde vielleicht nicht kirchlichen Dingen in gleicher Weise wie er sein ganzes Interesse schenken. So fehlt es denn auch nicht an Äußerungen, welche die Rechtgläubigkeit des Infanten in Frage ziehen, allein sie beruhen auf wenig sicherem Grunde, und es wird leicht sein, sie durch wohl beglaubigte Vorgänge aus dem Leben des Prinzen zu widerlegen.

Lediglich auf äußerlichem Fanatismus beruhte es, wenn man am 21. Mai 1559 in Valladolid Don Carlos einem großen Autodafé beiwohnen und dabei einen Eid schwören ließ, daß er die Inquisition schützen, die Ketzer verfolgen und alles, was gegen die katholische Religion gesagt würde und zu seinen Ohren käme, dem Glaubensgericht mitteilen wollte. Es war sicher nicht zu verwundern, wenn der Infant vor dem blutigen und grausamen Schauspiele Abscheu gewann. Allein welcher Gegnerschaft er sich dabei vom Vater zu vergegenwärtigen hatte, sollte ihm noch in demselben Jahre zu Ohren kommen. Als im Oktober abermals ein Ketzergericht in Valladolid stattfand, wohnte ihm Philipp persönlich bei. Don Carlos saß neben dem Vater auf der Tribüne. Als einer der Verurteilten Don

Carlos de Sessa vorüber zur Richtstätte geführt wurde, rief er dem König die Worte zu: „Wie können Sie als ein so hoher Edelmann gestatten, daß man mich der Flamme überliefert!“ Hierauf hatte Philipp die Antwort: „Wäre mein Sohn ein solcher Frevler wie Du, ich würde selbst das Holz herbeitragen, um ihn zu verbrennen.“

Mit vierzehn Jahren hatte Don Carlos zuerst seinen Vater gesehen und blieb nun ausschließlich in seiner Umgebung, um in den Grundsätzen desselben ganz erzogen zu werden. Philipp versäumte nicht, den Knaben fortgesetzt ins öffentliche Leben zu ziehen. Um ihn gleichsam vor aller Augen mit einem höheren Glanze auszurüsten, mußten die Cortes im Jahre 1560 ihm huldigen. Allein gerade diese erste Berührung zwischen Vater und Sohn brachte auch die erste Entfremdung. Philipp hatte 1559 zum dritten Ehebunde der Tochter Heinrichs II. von Frankreich, Elisabeth, die Hand gereicht. Es war ein eigenartiges Schicksal, daß der Vater diejenige heimführte, welche dem Sohne schon in seinem elften Lebensjahr bestimmt war. Wenn nun auch eine ernste Forschung jede Spur von einer romantischen Verflechtung des Herzens der jugendlichen Stiefmutter mit dem des Infanten zurückweisen muß, so steht es doch fest, daß diese Heirat Don Carlos in Aufregung versetzte, da er dadurch die gewünschte Aussicht auf Vermählung etwas in den Hintergrund gedrängt sah. Andererseits brachte die junge Königin ihrem Stiefsohne ein warmes Interesse entgegen, da sie von ihrer Mutter Katharina von Medici den Auftrag erhalten hatte, für die Verheiratung der jüngeren Schwester mit dem spanischen Königssohne zu werben. So war es denn nicht zu verwundern, wenn Elisabeth auf jede Weise Don Carlos an sich zu ziehen und mit freundlicher Milde das Zutrauen des Prinzen zu gewinnen suchte.

Das französische Heiratsprojekt fand in Spanien wenig Anklang. Philipp und seine Minister waren nicht gewillt, dem französischen Einfluß eine so weit gesicherte Zukunft zu geben. Viel eher war man geneigt, auf einen anderen Vorschlag einzugehen, der ebenfalls von Frankreich ausging, Don Carlos mit der schönen, eben verwitweten Maria Stuart zu vermählen. Damit war der Name des Infanten mit einer in der Weltgeschichte bedeutsamen Persönlichkeit in Verbindung gebracht.

Welche Kombinationen knüpften sich nicht an diese Ehe, wenn sie wirklich geschlossen wurde. Sie hätte Maria Stuart die Mittel gegeben, der schottischen Großen Herr zu werden und die katholische Religion auf der britischen Insel wieder zur Herrschaft zu bringen. Große Reiche wären vereint, da auch in England Maria Stuart die Nachfolge in Aussicht stand. Aber Don Carlos sollte es nicht beschieden sein, in Verbindung mit diesem Namen in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen, ihm war die Verknüpfung mit einem anderen weltbewegenden Ereignis bestimmt.

Die schottische Ehe wurde von Philipp und seinen Ratgebern aufgegeben, weil es doch gewagt erschien, daran allzugroße Hoffnungen zu knüpfen, und so ging man darauf ein, den Prinzen mit seiner Base, der Erzherzogin Anna, der Tochter Maximilians II., zu vermählen. Der Vorschlag ging vom deutschen Kaiserhofe aus in der Absicht, die Bande zwischen den beiden Linien der Habsburger auch ferner enger zu verknüpfen. Philipp wurde es schwer, sogleich eine Entscheidung zu treffen. In der ersten Zeit, als dieser Vorschlag gemacht wurde, war er noch ganz von dem schottischen Heiratsgedanken beherrscht, aber auch als dieser aufgegeben war, konnte er sich nicht zu einer festen Zusage entschließen. Er liebte es deshalb, den deutschen Verwandten zwar seine Bereitwilligkeit zu erklären, wollte aber die endgültige Entscheidung erst auf spätere Zeit verschieben. Bereits im Jahre 1561 hatte der österreichische Gesandte, Martin de Guzmann, die ersten Anregungen nach dieser Richtung hin gegeben. Als Vertrauter Philipps schien gerade er die geeignete Person für diese Unterhandlungen zu sein. Allein erst im März 1562 erhielt er einen genauen Bescheid aus dem königlichen Kabinett, der dahin ging, daß einstweilen wegen Mangels an Gesundheit und Indisposition des Infanten die Zukunft desselben in dieser Beziehung noch nicht entschieden werden könnte. Dieser schriftlichen Erklärung fügte dann der Herzog von Alba noch die mündliche hinzu, die er als streng vertraulich und geheim bezeichnete: im Prinzip sei man mit der Verlobung einverstanden, aber gegenwärtig könnte man noch nicht sich dafür aussprechen, „ebenso wegen des Mangels an Gesundheit, als wegen der Mängel an der Per-

sönlichkeit des Prinzen, in Urteilskraft und Charakter und Verständnis, welches weit zurückgeblieben sei hinter dem, was man von seinem Alter erwarte."

Diese Antwort legt die höchst wichtige Frage nahe, wie es denn in Wirklichkeit mit dem Gesundheitszustand des Prinzen bestellt war. Gerade damals, als die Verhandlungen mit dem Wiener Hofe schwebten, war Don Carlos wieder mit erneuter Heftigkeit von dem Leiden befallen, welches ihn seit seiner frühesten Jugend vielfach geplagt hatte, einem hartnäckigen schleichenden Fieber, das je länger es dauerte, je mehr seine Körperkräfte mitnahm. Aber auch zu derselben Zeit hatte man die Hoffnung gehegt, ihn von seinem Leiden ganz befreien zu können. Im Oktober 1561 war der Infant nach Alcalá geschickt, um sich in der dortigen gesunden Luft zu erholen. Der Aufenthalt hatte ihm auch anfangs sehr gut gethan, aber in Alcalá spielte sich dann ein Vorgang ab, der alle Aussichten auf Genesung zunicht zu machen schien.

Mit der Tochter des Pförtners in Alcalá hatte Don Carlos ein Liebesverhältnis angeknüpft. Für den Abend des 19. April 1562 war ein Rendezvous verabredet. Als er zum Stelldichein eine Nebentreppe heruntereilte, hatte er das Unglück zu straucheln und sich am Kopf eine schwere Wunde zuzufügen. Sie befand sich an der linken Seite des Hinterhauptes und reichte bis auf die Beinhaut. Nach einer Zeichnung, die der französische Gesandte in seiner nächsten Depesche davon gab, hatte sie „die Form eines Dreiecks, dessen Schenkel etwa fünf Centimeter Länge betrugen". Der Infant wurde in seinem Blute bewußtlos aufgefunden. Seine Umgebung bot zu seiner Pflege alles ihr Mögliche auf. Als Philipp die Kunde von dem Unglücksfalle seines Sohnes erhielt, ließ er den berühmten Chirurgen Vesalius sofort holen und eilte mit ihm noch in derselben Nacht nach Alcalá. Durch Trepanation rettete dieser Arzt das Leben des Infanten und förderte die Genesung desselben durch einen zweiten chirurgischen Eingriff, durch den er einen Eiterbeutel über dem einen Auge öffnete und dadurch eine mit starkem Fieber verbundene Augenentzündung beseitigte. Allein die vollständige Heilung sollte angeblich doch erst durch die Gebeine des Franziskaners Fra Diego de Alcalá herbeigeführt sein.

Es ist ein voller Beweis für die Rechtgläubigkeit des Infanten, wenn gerade er selbst auf diese Heilungsart besonderen Wert legte und von nun an die Heiligsprechung jenes Mönches in Rom eifrig beim Papste betrieb. In seinem ersten Testament, welches er 1564 niederschrieb, legte er die Erledigung dieser Frage gerade seinem Vater dringend ans Herz.

Damals hatte man alle Hoffnung, daß Don Carlos genesen würde. Philipp richtete ihm einen besonderen Hofhalt ein, und damit schien einer der sehnlichsten Wünsche des Prinzen erfüllt zu sein, denn hierdurch war ihm eine größere Selbständigkeit eingeräumt. Wie sehr er danach trachtete, und welches Eigenwillens er fähig war, zeigte am deutlichsten eine Scene, die sich vor den Cortes abspielte. Sie hatten im Dezember 1566 Philipp gegenüber dem Wunsche Ausdruck gegeben, er möchte, wenn er, wie er damals scheinbar beabsichtigte, nach den Niederlanden ginge, seinen Sohn als Statthalter in Spanien zurücklassen. Allein dies entsprach durchaus nicht den Plänen des Infanten. Schnell entschlossen trat er vor die Cortes und sagte, er habe vernommen, daß sie ihn seinem Vater zum Statthalter vorgeschlagen hätten. Vor solcher Anmaßung wolle er sie hierdurch warnen, da er nur höchst ungern zurückbliebe. „Die anwesenden Cortes sollten sich überzeugt halten, daß es ihnen, wenn sie den geringsten Anlaß geben, nicht zum Guten gereichen werde, sondern sie und die Ihrigen sollten es stets bereuen." So hätten sich die letzten Cortes im Jahre 1563 unterstanden, seinem Vater eine Gemahlin für ihn vorzuschlagen. Hierdurch sei er sehr beleidigt. „Sie sollten ihren Obliegenheiten nachkommen und sich derartiger Gegenstände enthalten, ihn aber unbetrübt lassen." Don Carlos geberdete sich so zornig, daß die Cortes keine Erwiderung wagten.

Auch andere Berichte melden sonderbare Eigenheiten des Infanten. Gegen seine Umgebung zeigte er sich vielfach launisch und heftig. Es kam vor, daß er denjenigen, welcher sein Mißfallen wachrief, ohne weiteres durchprügelte, um ihm so einen schlagenden Beweis seiner Abneigung zu geben. Selbst die höchsten Beamten des Staates bedachte er mit Ohrfeigen und Peitschenhieben. So ging er z. B. einmal auf den Kardinal Espinosa, den Minister seines Vaters, mit dem gezückten Dolche zu und drohte ihm mit dem Tode, weil er die von dem In-

fanten gewünschte Theatervorstellung untersagt hatte. Noch schlechter erging es seinem Schuster. Als ihm derselbe ein Paar Stiefel zu eng gemacht hatte, hieß er ihn dieselben zerschneiden und ließ ihn nicht eher frei, bis er sämtliche kleine Stücke verzehrt hatte. Tierquälereien, die er häufig vornahm, wollen hiergegen gar nichts sagen, und auch Philipp ließ ihn ruhig gewähren, wenn er ein Pferd nach dem anderen ruinierte. Dagegen mußte es doch im höchsten Grade Bedenken erregen, wenn Don Carlos bei Tag und Nacht, begleitet von einer Schar junger Männer, die Straßen Madrids durchschwärmte und die Vorübergehenden durch allerhand Insulten belästigte, ja sogar junge, hübsche Damen, die ihm etwa begegneten, abküßte und sich über deren Verlegenheit höchlichst belustigte.

Bei der Beurteilung dieser Vorgänge darf man nicht ohne weiteres auf Geisteskrankheit schließen. Allerdings müssen sie bei jedem Bedenken erregen, aber die Denkweise und Sinnesart war doch im sechzehnten Jahrhundert anders als heute, und namentlich in Spanien waren mancherlei Dinge möglich, die wir heute sittlich verwerfen müssen. Sicher hatten die Schauspiele, welche die Inquisition hier bot, auf die Gemüter verwildernd gewirkt. Auf Veranlassung dieser Vorgänge allein würde Philipp nie daran gedacht haben, seinen Sohn von der Nachfolge auszuschließen oder unschädlich zu machen. Es waren viel schwerwiegendere Gründe, die den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn herbeiführten.

Don Carlos' Name ist mit der Geschichte des Abfalls der Niederlande verknüpft, und gerade hierdurch ist er nicht zum wenigsten populär geworden. Als in den Niederlanden im Jahre 1566 der Aufstand ausbrach, interessierte sich Don Carlos lebhaft für die Regelung der dortigen Verhältnisse, er wünschte als Statthalter dorthin gesandt zu werden. Hierzu bewog ihn zweierlei. Erstens hoffte er dann seine Cousine, die Erzherzogin Anna, heiraten zu können, zweitens versprach er sich davon die Aussicht, in den Niederlanden ein freieres, weniger beaufsichtigtes Leben führen zu können. In der That erhielt er von Philipp im Frühjahr 1567 die Zusage, daß er den Vater wenigstens begleiten sollte, wenn er nach den Niederlanden ginge.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Don Carlos mit den damals in Madrid eingetroffenen Abgesandten des niederländischen Adels, den Grafen Montigny und van Berghen, in Verbindung getreten ist und gern deren Vorschläge angehört hat. Doch kann man über diese Beziehungen wohl nicht weiter als mit einer Vermutung gehen. Thatsache ist es jedenfalls, daß der Infant außer sich darüber war, daß sein Vater die Reise aufgab und den Herzog von Alba nach den Niederlanden zu senden sich entschloß. Er ließ sich so weit hinreißen, daß er auf Alba, als dieser sich von ihm verabschieden wollte, mit gezücktem Dolche losstürmte. Erst das Eintreten eines Kämmerers bewog ihn, davon abzulassen. Alba berichtete dem König das ihm Widerfahrene, und dieser soll einer weniger beglaubigten Nachricht zufolge daraus das Einsehen gewonnen haben, daß der Infant untauglich zur Nachfolge sei. Allerdings hatte Philipp seinem Sohne bereits mehrmals gedroht, daß er seinen ungeziemenden und unberechtigten Mutwillen nicht dulden wollte. „Denn wenn auch sein Vater, sei er doch ein König und verpflichtet, seinen Unterthanen nicht Unrecht und Unbill zufügen zu lassen."

Bei der Don Carlosfrage hat immer die Annahme des Irrsinns eine hervorragende Rolle gespielt. Erst kürzlich hat ein bedeutender Geschichtsforscher einen Psychiatriker herangezogen, um das Problem zu lösen. Bereits für den März 1562 glaubte dieser Zeichen zunehmenden Schwachsinns feststellen zu können, da schon für diese Zeit Klagen Philipps über Schwachsinn und mangelhaftes Verständnis bei seinem Sohne vorliegen. Aus diesem Grunde wäre denn der zunehmende und sich steigernde Haß des Infanten nicht vom politischen, sondern vom psychologischen Standpunkt zu betrachten. Krank war Don Carlos sicher, das wird niemand den vielfachen Zeugnissen gegenüber bestreiten wollen. Wie weit aber bei ihm die Geistesstörung ging, wo die Grenze zwischen einer zügellosen Leidenschaft und Unzurechnungsfähigkeit zu suchen ist, wäre eine schwer zu lösende Frage. Ihr weiter nachzugehen wird auch um deswillen nicht zweckentsprechend sein, weil Philipp zu seinem Einschreiten sich nicht durch den Irrsinn des Infanten entschloß, sondern weil dies junge Blut gegen ihn selbst vorgehen wollte.

Bald nach dem Ausbruch des ersten Zwistes, der um die Reise nach den Niederlanden entbrannt war, hatte Don Carlos seinem schwer verhaltenden Ärger darüber Luft gemacht, indem er jede Maßregel seines Vaters laut tadelte. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß er dies deshalb that, um seine Entsendung zu einer Statthalterschaft in der Ferne zu erlangen.

Im Herbst 1567 hat jedenfalls Don Carlos den festen Entschluß gefaßt, das, was ihm der Vater nicht freiwillig gewähren wollte, mit Gewalt durchzusetzen. Freilich galt es die Flucht, welche vor allen Dingen erforderlich war, gut vorzubereiten, namentlich die Geldmittel dazu aufzubringen. Dies war bei den damaligen Verhältnissen eine höchst schwierige Sache. Denn einerseits gab es nicht viel Leute in dem damaligen Spanien, die über große Barsummen verfügten, andererseits war die Beförderung großer Geldmittel nicht ohne Aufsehen zu bewerkstelligen. Zu diesem Zwecke richtete er an mehrere Granden Briefe mit der Bitte um Unterstützung. Allein die Ausdrücke waren von ihm so gewählt, daß daraus nicht der Zweck, den er verfolgte, zu ersehen war. Diesen erkennt man jedenfalls besser aus den Schreiben, die bei seiner Gefangennahme mit Beschlag belegt wurden. Das eine war an seinen Vater gerichtet. Er zählte hier auf, was ihm „seit vielen Jahren“ zu Leide geschehen sei, als Grund seiner Flucht gab er die vielen Kränkungen an, die ihm angethan wären, und die er nicht länger erdulden könnte. Ein zweites Schreiben war an die Granden, die Räte und die Provinzialbehörden gerichtet. Hier beklagte er sich darüber, daß Seine Majestät seine Heirat verzögere, um die Nachfolge der Kinder aus des Prinzen Ehe zu Gunsten seiner eigenen Kinder zu verhindern. „Er erinnerte sie dann an ihre Eidespflicht gegen ihn selbst, von der sie sich nicht abbringen lassen sollten, er bat sie des Ferneren um ihren Rat, in welchem Orte der Welt, fern von den Reichen seines Vaters, ihm auch zu residieren genehm sein würde.“ Auch an Versprechungen für die ihm treu bleibenden ließ er es nicht fehlen: den Granden Herstellung des ihnen angeblich durch den König entzogenen Steuerrechtes in ihren Gebieten, den Stadtgemeinden Beseitigung der ihnen kürzlich auferlegten Lasten.

Gerade diese letzten Punkte hätten eine schwere Erschütterung des spanischen Staatswesens, wie es durch Karl und

Philipp begründet war, herbeigeführt. Es wären damit Grundsätze zur Geltung gekommen, die alles, was in heißen Kämpfen früher erstritten war, in Frage gestellt hätten. Philipp mußte sich auch sagen, daß, wenn diese Schreiben je den Adressaten zu Gesicht gekommen wären, sie von diesen nicht so ohne weiteres beiseite gelegt würden. Sie konnten schwere Erschütterungen der Monarchie verursachen, einen Bürgerkrieg hervorrufen, dessen Entscheidung nicht vorauszusehen war. Denn wenn Philipp auch die Macht in den Händen hatte, Don Carlos erfreute sich doch weitgehender Sympathieen im Volke, und mancher der Granden hatte wohl die Beschränkung der ehemaligen Machtbefugnis noch nicht ganz vergessen. Unzufriedene Elemente giebt es in jedem Staatswesen, auch in Spanien fehlte es nicht daran.

Diese Erwägungen haben aber den Entschluß Philipps allein nicht herbeigeführt. Ihm sollte bald noch Schlimmeres zu Ohren kommen. Don Carlos trachtete seinem Vater nach dem Leben. Unter den Papieren des Infanten, die bei seiner Gefangennahme mit Beschlag belegt wurden, fand sich ein Blatt, „auf welches er mit eigener Hand seine Freunde und Feinde geschrieben hatte, von denen er sagte, er habe sie immer bis zum Tode zu verfolgen". Wir sind betreffs des Inhaltes dieses Schreibens auf Mitteilungen des Nuntius am Madrider Hofe angewiesen, denn die Papiere des Don Carlos sind einer letztwilligen Verfügung Philipps zufolge verbrannt. Unter seinen Feinden nennt nun der Infant an erster Stelle „den König, seinen Vater," ihm folgen „Ruy Gomez nebst Frau, Espinosa, der Herzog von Alba und gewisse andere." Unter seinen Freunden führt er „an erster Stelle die Königin auf, von welcher er sagte, sie sei am liebevollsten gegen ihn gewesen, Don Juan d'Austria, seinen treuesten und geliebtesten Oheim, Don Luis Quijada" und andere.

Indem nun Don Carlos nach Beihilfe bei seinen Anschlägen suchte, kam er zuerst auf den Gedanken, seinen Oheim, Don Juan, dem er am meisten traute, im Dezember 1567 in seine Pläne einzuweihen. Dieser war über die Eröffnungen des Prinzen sehr entsetzt, er wollte ihn davon abbringen, allein es scheiterte an der Beharrlichkeit, mit der Don Carlos die einmal gefaßte Idee festhielt. Um ihn aber wenigstens von

einem übereilten Schritte abzuhalten, gab dann Don Juan vor, er wolle sich die Sache erst überlegen und dann später seine Entscheidung treffen. Wie die Verhältnisse einmal lagen, hielt er es für das Richtigste dem König Mitteilung von den Plänen seines Sohnes zu machen. Er eilte nach dem Escurial, wo Philipp in klösterlicher Stille das Weihnachtsfest zu feiern pflegte. Fern von dem Getöse der großen Welt fand Philipp hier Gelegenheit über das schwere Schicksal, welches ihn betroffen hatte, nachzusinnen. Welche verschiedenartigen Gefühle mögen dort seine Brust durchjagt haben! Wie ein Schrei des schwankenden Vaterherzens hörte es sich an, wenn er den Befehl erließ, daß am 13. Januar 1568 in allen Kirchen und Klöstern von Madrid Gebete dahin gerichtet würden, „es möge Gott gefallen, ihm einzugeben und zu raten über eine gewisse Erwägung und Absicht, die er in seinem Herzen habe."

Die klösterliche Ruhe scheint dem König die richtige Entscheidung in dieser Sache gegeben zu haben. Am 17. Januar 1568 verließ er den Escurial und kehrte nach Madrid zurück, wo ihn Don Carlos empfing, „um ihm die Hände zu küssen, wie er sonst pflegte, mit gleicher Ehrerbietung und Demut". Ob er wirklich seinen geplanten Mordanschlag vergessen hatte? Allerdings hatte er Mißtrauen gegen Don Juan d'Austria gefaßt, als er von dessen geheimen Unterredungen mit dem König hörte. Gerade an jenem Tage der Rückkunft seines Vaters hatte er seinen Oheim mit dem Dolche bedroht, um ihn zu Eröffnungen zu zwingen.

Am 18. Januar, einem Sonntage, erschien der König „nach dem gewöhnlichen Gebrauche" in der Schloßkapelle zur Messe. In seiner äußeren Haltung war nichts zu bemerken, was die schweren Seelenkämpfe auch nur angedeutet hätte. Am Vormittag dieses Sonntages empfing er in vollkommener Ruhe den französischen Gesandten.

Inzwischen hatte Don Juan d'Austria die letzten Meldungen über des Infanten Betragen und seinen nahe bevorstehenden Anschlag gemacht. Er erhielt die Weisung Unwohlsein vorzuschützen, wenn der Prinz an diesem Tage nach ihm verlangte. Um 1 Uhr sagte er dem Infanten ab, „es sei ihm zu elend geworden, Mittwoch nachts um 1 Uhr werde er unfehlbar sich einfinden, damit das Notwendige gethan werde". Auf diese

Mitteilung, heißt es weiter in dem allein zuverlässigen Bericht über diese Vorgänge, schöpfte der Prinz den Verdacht, daß der König etwas von seinem Plane wisse und legte sich unter dem Vorwande von Unwohlsein, um sich damit entschuldigen zu können, zu Bett. Er besorgte nämlich, daß er gerufen und ihm scharf zugesetzt werden könnte, zu sagen, was vorgefallen sei. Er ward gerufen und gab seine entschuldigende Antwort. Als der König dies neben vielen anderen, ein Einschreiten verdienenden Dingen gehört hatte, aus Gründen, welche zu weitläufig zu erzählen wäre, und da Seine Majestät ohnehin entschlossen war, berief er auf elf Uhr nachts dieses Tages Ruy Gomez, den Prior Don Antonio, den Herzog von Feria und Luis Quijada. Nachdem er zu ihnen gesprochen hatte, wie niemals ein Mensch sprach, gemäß dem, was diese sagten, stieg er hinab zu den Gemächern seines Sohnes.

Es war ein schwerer, schmerzlicher Gang, den der König begleitet von den eben genannten vier Granden, zwei Kämmerern und zwei adligen Kammergehilfen antrat. Ohne Licht, ohne Degen, im Hauskleide, ohne Garden schritt Philipp über Korridore und Treppen nach den Gemächern seines Sohnes. Erst als er in das Schlafzimmer desselben trat, ließ er sich ein Licht vortragen. Don Carlos schlief, wurde aber durch das Geräusch der Tritte geweckt und sprang aus dem Bette mit dem Rufe: „Was ist das? Will Eure Majestät mit Ihren Räten und all dem Gefolge mich töten? Tötet mich, oder ich töte mich selbst!“ Philipp versetzt kurz: „Das will ich nicht. Beruhigt Euch.“ Nun versuchte Don Carlos sich ins Feuer zu stürzen, aber er wurde zurückgehalten. Dann ergriff er einen Leuchter, aber auch diesen entriß man ihm. Nun warf er sich seinem Vater zu Füßen und rief: „Tötet mich, tötet mich!“ Dann streckte er sich auf den Boden und wiederholte fortgesetzt dasselbe. Nun begann man die Fenster zu vernageln, aber er schrie dazwischen: „Ich bin nicht irrsinnig, Gott zum Zeugen, aber verzweifelt, Gott zum Zeugen!“ Man brachte ihn zu Bett. Philipp rief nun den Herzog von Feria, Ruy Gomez, Luis Quijada und die beiden Kämmerer des Prinzen heran und sagte zu ihnen: „Ich befehle und verpflichte Euch auf die Person des Infanten zu sehen und ihn zu bewachen, daß er nichts

Neues anstelle, bis ich Euch etwas anderes befehle, indem Ihr mir die Loyalität und Treue bewahrt, zu der Ihr verpflichtet seid, dem entsprechend, was Ihr mir geschworen habt."

Philipp nahm nun die Schlüssel aller Schreibladen an sich und ließ diese vor sich hinaustragen. In ihnen befanden sich sämtliche Papiere des Prinzen, und diese würden, wenn sie nicht nach Philipps Tode verbrannt wären, über alle Pläne und Absichten desselben genau aufklären können, denn Don Carlos hatte die Gewohnheit, alle seine Entwürfe, selbst die Beratungen, die er mit anderen hielt, schriftlich aufzuzeichnen.

Am nächsten Tage berief Philipp alle Räte und „sagte jedem derselben, was wegen so dringender und bestimmter Gründe, wie sie weiter hören würden, geschehen sei". Die Mitteilungen, welche an die einzelnen Höfe ergingen, ließen mehr oder weniger klar den Irrsinn des Infanten als Grund zum Einschreiten gegen ihn verlauten. Mit Nachdruck trat Philipp dem Gerücht entgegen, als ob sein Sohn einen Mordanschlag gegen ihn geplant habe. Dies sollte für alle Zeiten der Vergessenheit anheimfallen.

Die Nachricht von der Verhaftung des Infanten erregte überall, wohin sie gelangte, ungeheures Aufsehen. In Wien war man bestürzt, weil man hier mit seiner Person große Hoffnungen verknüpft hatte. Der Pariser Hof nahm die Mitteilung des tragischen Geschickes der königlichen Familie mit einer gewissen Frivolität entgegen. Hier tauchte zuerst die Vermutung auf, Don Carlos sei wegen Ketzerei verhaftet. Auch in Madrid wurden allerhand Mutmaßungen und Gerüchte laut, denn auch seinen Granden gegenüber hatte sich Philipp nicht klarer, als es ihm gut dünkte, ausgedrückt. Man erzählte sich, daß der König seinen Sohn durch richterliches Erkenntnis von der Thronfolge ausschließen wollte. Wenn es nun auch bezeugt ist, daß in Don Carlos' Sachen einzelne Verhöre vorgenommen wurden, so ist es doch ausgeschlossen, daß ein Richterkolleg eingesetzt wurde. Am wenigsten kann aber die Erzählung auf Glaubwürdigkeit Anspruch erheben, daß der Infant der Inquisition zur Aburteilung überwiesen sei. Hiermit fallen denn auch die Gerüchte zusammen, daß er stranguliert oder durch das Schwert gerichtet sei.

Je mehr Don Carlos von der Welt abgeschlossen wurde, und je weniger er von anderen als seiner nächsten Umgebung gesehen wurde, um so geheimnisvoller wurden die Gerüchte, welche sich mit ihm beschäftigen. Wenn er eigentlich für die Mitwelt bereits seit der Nacht des 18. Januar tot war, so beschäftigen sich doch die Berichte der fremden Gesandten noch fortgesetzt mit ihm. Freilich war keiner von ihnen im stande wirklich etwas Authentisches zu berichten. Am meisten bemühte sich wohl der habsburgische Gesandte darum, der zeitweise sogar einmal hoffte, die Krankheit des Infanten würde sich heben und es doch noch zur Heirat mit einer österreichischen Erzherzogin kommen.

Die letzten Schicksale des Don Carlos bedürfen mehr als seine früheren Lebenswege der kritischen Sichtung. Am 25. Januar wurde er aus seiner Wohnung in „ein Zimmer mit hohen, kleinen, eisenvergitterten Fenstern, den Turm genannt", gebracht. Unter der Bewachung des Prinzen Eboli ist er hier bis an sein Lebensende geblieben. Strenge Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen. Er erhielt die Speisen klein geschnitten, nie wurden ihm Messer und Gabel in die Hand gegeben. Kein Kamin, d. h. kein offenes Feuer, mit welchem er sich etwa schädigen konnte, war in seinem Wohnzimmer. Diejenigen, welche zum Dienst bei ihm befohlen waren, durften nie mit irgend einer Waffe zu ihm hineintreten. Die Kostbarkeiten, welche er besaß, wurden ihm mit Ausnahme des Geldes gelassen.

Don Carlos war nicht in dem Maße umnachtet, daß er nicht das Traurige seiner Lage erkannt hätte. Sobald ihm Klarheit darüber geworden war, wies er Speise und Trank zurück, nahm nur weniges und das mit größtem Widerwillen zu sich. Auch der Schlaf verließ ihn. Dadurch wurde er augenscheinlich mager und dürr, seine Augen waren im Kopfe eingesunken. Man versuchte ihm allerhand Stärkungsmittel beizubringen, doch vergebens! Philipp hörte von dem elenden Zustande seines Sohnes, er beschloß ihn zu sehen, zumal ihn auch sein stark entwickelter Familiensinn dazu antrieb. Ohne daß Don Carlos es merkte, wurde er von seinem Vater beobachtet. Philipp litt gerade damals sehr an der Gicht, so daß er gezwungen war, sich auf zwei Edle bei diesem Gange zu stützen.

Der Eindruck, den er gewann, muß ein überwältigender gewesen sein, denn er entschloß sich, die Lage des Infanten zu bessern. Dies geschah durch einen am 2. März 1568 erlassenen Befehl. Vor allem sollte darauf gesehen werden, daß des Infanten Bedienung, Tafel und Kleidung standesgemäß wäre. Zwar durfte niemand als die zu seinem Dienst Beorderten zu ihm kommen, aber das Anhören der Messe war ihm in Gegenwart zweier Herren seiner Umgebung gestattet. Das Tragen von Waffen im Zimmer des Infanten blieb auch jetzt noch untersagt.

Verschiedene Berichte wissen von allerhand Unfug zu reden, den Don Carlos in der Gefangenschaft beging. Am zweifellosesten hiervon ist seine Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Schon in früheren Jahren hatte er lediglich in Schnee gekühltes Wasser am liebsten zu sich genommen, auch jetzt trank er große Quantitäten kalten Wassers. Diese Zügellosigkeit führte dann schließlich seinen Tod herbei. Am 17. Juli hatte er eine kalte Pastete von Rebhühnern auf einmal gegessen und dann elf Liter kalten Wassers darauf getrunken. „Obwohl er sich darauf erbrochen, sagt ein zeitgenössischer Bericht, so hat er doch nachher weiter nichts mehr behalten können, auch hat kein Remedium helfen wollen." So war am 21. Juli schon keine Hoffnung mehr vorhanden. In der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1568 ist er dann verschieden, nachdem er noch zuvor gebeichtet hatte und mit dem Gnadenmittel der katholischen Kirche versehen war.

Ein Leben hatte damit seinen Abschluß gefunden, dem nur wenige freundliche Tage beschieden waren. An der völligen Zurechnungsfähigkeit des Infanten wird niemand festhalten wollen, und eben weil sein Geist mehr oder weniger umnachtet war, werden seine Handlungen mehr unser Mitleid als unsere Verachtung wachrufen.

Wallenstein.

In der Behandlung des Wallenstein hat Schiller am glänzendsten seinen historischen Sinn bewährt, der das Richtige in der Lösung des Problems mehr ahnte, als zu beweisen suchte. Durch seine Studien zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges war ihm der Stoff geläufig, allein wie gering war damals das Material an Briefschaften und Akten, um in die Pläne des Friedländers einzudringen, wie wenig war damals von einer eigentlichen Forschung zu sprechen.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,

sagt der Dichter im Prolog zu Wallensteins Lager, und dies Wort ist fortgesetzt vielfach von Wallensteinforschern angeführt, wenn sie etwa einmal die gesamte Litteratur überschauten. Die Wallensteinfrage umfaßt jetzt schon eine stattliche Bibliothek. Hin und her ist über die Schuldfrage gestritten, aber erst in neuerer Zeit ist es durch die Forschung von Hildebrand, Gaedeke und Irmer zu einem einigermaßen abschließenden Resultate gekommen. Denn auch diese Frage wird sicher niemals eine nach allen Seiten hin befriedigende Lösung finden. So sehr das Problem immer neue Untersuchungen anregen wird, so eifrig auch in Archiven und Bibliotheken geforscht werden wird, das Entscheidende ist nirgends zu finden, denn Wallenstein hat nie etwas Schriftliches bei allen seinen Unterhandlungen fortgegeben, während er andererseits in mündlichen Aufträgen an seine Sendlinge erwiesenermaßen es in den Worten und Versprechungen nicht gerade genau nahm.

Wallenstein gehört sicher zu den merkwürdigsten Gestalten der Weltgeschichte. Schon die ersten Jahre seines Lebens sind von mannigfaltigen Schicksalen berührt, welche die Geschichte seines unglücklichen Vaterlandes Böhmen widerspiegeln. Als Kind evangelischer Eltern erblickte er am 14. September 1583 das Licht der Welt. An der Erziehung des mit zwölf Jahren Verwaisten versuchten sich die Verwandten, von denen der eine ihn zuerst einer Schule der Brüderunität überwies, während ihn ein anderer Oheim zu den Jesuiten nach Olmütz brachte. Die letzteren verstanden die tolle Art des Knaben besser zu zügeln, und ihnen hat er selbst später seine Bildung gedankt, wenn er auch niemals ihren Zielen zugestimmt hat. Allein dieser Wechsel der Erziehung ist nicht nur auf dem Gebiete des Glaubens zu suchen, er hat noch eine andere bedeutsame Seite: er wurde zum Wechsel der Lebensrichtung. Während sich in der ersten Art des Unterrichtes das nationaltschechische Element ausprägte, lernte Wallenstein bei den Jesuiten weitere Lebensgrundsätze, die auf einer allgemeinen Kultur fußten. Daß er nicht einer einseitigen Meinungsrichtung verfallen war, zeigte er dadurch, daß er zu seiner weiteren Ausbildung die lutherische Universität Altdorf bezog. Aber nicht seine jugendlich harmlosen Streiche, sondern einen Akt unbezähmter Heftigkeit ließ er hier zur Erinnerung zurück, als er zu der berühmten Hochschule in Padua mehr gezwungen als freiwillig übersiedelte, um nach dem lutherischen Geiste wieder den des Jesuitismus auf sich einwirken zu lassen.

In so wechselvoller, an Gegensätzen reicher Weise verläuft auch sein weiteres Leben. Die ersten Kriegslorbeeren erwarb er sich im Kampfe gegen die protestantischen Ungarn, dann näherte er sich wieder dem Erzherzog Matthias, der die Protestanten begünstigte, und trat in die Dienste desselben. Der Vermittelung des Erzbischofs von Prag verdankte er seine erste Vermählung mit einer reichen Erbin. Durch ihren ausgedehnten Besitz in Mähren war ihm nicht nur die Möglichkeit gegeben, am Hofe des Kaisers Matthias in Glanz und Prunk aufzutreten, sondern er konnte auch dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark 1617 in seinem Kampfe mit den Venetianern zum Entsatz des hartbedrängten Gradiska ein tüchtiges Regiment, das er auf eigene Kosten angeworben hatte, zuführen. Durch

diese Verbindung kam er in die hohe Politik, wurde in die Intriguen eingeweiht, welche angezettelt wurden, um die Nachfolge des steirischen Ferdinand im heiligen römischen Reiche durchzusetzen. Da er inzwischen verwitwet war, verband er sich durch eine zweite Heirat mit diesen Kreisen noch enger. Seine Auserwählte war die Tochter des Grafen Karl Harrach, eines der Hauptgegner des antisteirisch gesinnten Kardinals Klesl, der die Politik des Kaisers Matthias vornehmlich leitete. Mit ihr hat er trotz aller Trennungen doch in einem Verhältnis gestanden, dem eine gewisse Innigkeit nicht abzusprechen war. Dieser Ehe ist eine Tochter entsprossen.

Als nun in Prag die Wirren ausbrachen, durch welche das habsburgische Regiment beseitigt werden sollte, und Graf Thurn von Böhmen nach Mähren zog, um den Adel hier für das ständische Interesse gegen den Kaiser einzunehmen, zauderte Wallenstein nicht mit seiner Entscheidung, welcher Partei er sich anschließen sollte, sondern ergriff mit rücksichtsloser Entschlossenheit für Ferdinand Partei und lieferte ihm die ständische Kriegskasse aus. Bei den Kämpfen vor Wien fand er bald Gelegenheit, sich mit seinem Regimente im Dienste des Kaisers auszuzeichnen. An der Schlacht am weißen Berge nahm er ja persönlich nicht teil, aber sein Regiment war im Feuer. Die Folgen der Niederlage des Winterkönigs gewannen für ihn insofern Bedeutung, als die ausgedehnten Einziehungen von Gütern ihm Gelegenheit zur müheloſen Bereicherung boten, da er über beträchtliche Barmittel verfügte. Damals erwarb er die Herrschaften Friedland und Reichenberg, womit er den Grund zu seinem weitausgedehnten Territorialbesitz gewonnen hatte. In dem ihm untergebenen Gebiete wurden die evangelischen Geistlichen vertrieben, ja der päpstliche Nuntius hoffte von ihm sogar, daß er auf seine Kosten ein Bistum gründen würde.

Zu seiner eigentlichen Machtstellung gelangte er erst im Jahre 1625, als der Kaiser alles Ernstes gegen die große Koalition von Dänemark, Holland und England Front zu machen gezwungen war. Damals, als auf die Unterstützung der Spanier und der Liga nur wenig zu rechnen war, trat Wallenstein am kaiserlichen Hofe in Wien mit dem Angebote hervor, auf seine Kosten eine Armee von 15000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern anzuwerben. Es geht die Erzählung, daß man ihn damals gefragt habe, ob

er 20000 Mann denn wirklich im Felde erhalten könnte, worauf er erwiderte, nicht 20000, wohl aber 50000 Mann. Nicht ohne längeres Zögern und mit großem Bedenken wurde dies Anerbieten angenommen, da die letzte Hoffnung auf eine friedliche Lösung der streitigen Fragen durch einen Deputationstag zu Ulm dahingeschwunden war. Sobald Wallenstein sein Heer gesammelt hatte, erhielt er den Auftrag, Niedersachsen zu entwaffnen. Es war ihm Vollmacht zu Unterhandlungen gegeben, wenn er auf friedlichem Wege zum Ziele gelangen könnte; nur die Beschränkung war ihm dabei gestellt, daß er die Armee, ohne daß dem Kaiser Kosten erwüchsen, vollständig bezahlte und entließe.

Wallensteins Armee war bei ihrem Einrücken in den niedersächsischen Kreis noch wenig kriegstüchtig, aber in ihrem Gewande hatte sie schon ganz die charakteristischen Anzeichen, welche den friedländischen Heersäulen später eigentümlich waren. „Ihr Aufzug hatte ein zigeunerhaftes Aussehen: ihre Bewaffnung verriet die tumultuarische Art und Weise, in der sie zusammengebracht war; es fehlte bei ihrem Einrücken nicht an mannigfaltigen Gewaltsamkeiten, welche in den landschaftlichen Chroniken und in den gewechselten Schriften mit gerechtem Unwillen verzeichnet sind. Dabei erhellt aber doch, daß eine gewisse Ordnung gehalten wurde. Friedlands Absicht war es wenigstens, daß Bürger und Bauern neben den Soldaten sollten bestehen können. Man traf Anstalt, daß die Aussaat geschah und für das künftige Jahr vorgesorgt wurde. Darin liegt das Originale in dem Auftreten Wallensteins: Aufstellung einer Armee hauptsächlich durch seine Vorschüsse, Ernährung derselben durch die Kontributionsverfassung, bei der das Land allenfalls bestehen konnte, beides auf den Grund des kaiserlichen Namens und Gebotes. Die Verbindung der militärischen Zucht, die er gewaltig handhabte, mit ökonomischer Fürsorge giebt seiner Occupation ein eigentümliches Gepräge, sie hat einen landesfürstlichen Zug in sich."

Die Eigenart dieses Heeres und des Feldherrn, welcher es geworben hatte, zeigte sich noch mehr nach den ersten kriegerischen Thaten. Am 15./25. April 1626 hatte Ernst von Mansfeld vergebens versucht, Wallenstein den Elbpaß an der Dessauer Brücke zu entreißen. Als nun derselbe über Schlesien nach Ungarn vorrückte, um Bethlen Gabor, den Fürsten von

Siebenbürgen, zu einem Vorstoße gegen den Kaiser zu bewegen, folgte ihm Wallenstein mit seiner Hauptmacht, von der nur ein geringer Teil zum Kampfe gegen den Dänenkönig Christian zurückgelassen war, und konnte mehr durch geschickte Operationen, als durch Schlachten der Sache des Kaisers eine günstige Stellung schaffen, trotzdem er „mit Bethlen, Mansfeld und den Türken zugleich zu raufen“ hatte. Da aber in Ungarn ein Stillstand hergestellt war, so stand Wallensteins Eingreifen auf dem deutschen Schauplatz wiederum zu erwarten. Allein dies wollte die Liga, welche sich durch das Auftreten des kaiserlichen Feldherrn in ihrer Machtsphäre bedroht sah, auf jeden Fall verhindern. Aus diesem Kreise liefen daher in Wien allerhand Beschwerden über die Wallensteinsche Soldateska und ihre Bedrückungen ein. Da nun diese zeitweise in der Hofburg Gehör fanden, so dachte Wallenstein bereits damals an seine Abdankung. Freilich war der Kaiser, der von dem Wert des Feldherrn um so mehr überzeugt war, als dieser gerade damals ganz eigenartige dynastische Bestrebungen angeregt hatte, wenig geneigt, etwa an die Abdankung der Truppen zu denken. Denn diese Armee sollte ihm dazu helfen, wirklich Kaiser zu werden.

Die Stellung des Kaisers war durch die Wahlkapitulation und andere Gesetze im Laufe der Jahrhunderte so eingeengt, daß er eine eigentliche Macht nur insofern ausübte, als sie durch seinen Hausbesitz ihm gegeben war. Indem Wallenstein diese Schwäche richtig erkannte und durch ein im Innern Deutschlands aufgestelltes zahlreiches und mächtiges Heer sie beseitigen wollte, faßte er einen hervorragend staatsmännischen Gedanken und brachte damit einen ganz neuen Zug in die Gegensätze, welche sich gebildet hatten. Natürlich erhob sich hiergegen um so energischer der Widerstand der Fürsten, vornehmlich derer, die der Liga angehörten. Allein im nächsten Feldzugsjahre leistete Wallenstein so bedeutende Dienste, daß an seinen Sturz nicht zu denken war. Als der Dänenkönig Christian im Frühjahre 1627 den Feldzug voll großer Hoffnungen begonnen hatte, empfing er den ersten empfindlichen Schlag durch Wallenstein, der es ihm unmöglich machte, die dänischen Truppen, welche in Schlesien standen, an sich zu ziehen. Das Glück war dem Dänen auch weiter ungünstig; Wallenstein drang bis in die jütische Halbinsel vor.

Diese Erfolge schienen die Macht des Kaisers auf eine ungeahnte Höhe zu bringen. Wiederum war es Wallenstein, der mit neuen Ideen hervortrat: er wollte dem Kaisertum seine ehemalige universale Stellung wieder verschaffen. Der Kaiser sollte abermals das Haupt der Christenheit werden. Indem Wallenstein diesem Gedanken nachging, plante er nicht nur eine Zurückeroberung des Ordenslandes Preußen, sondern einen Krieg gegen die Türken, die er selbst aus Konstantinopel zu vertreiben hoffte.

Es muß erstaunlich erscheinen, daß dieser Geist, der sich mit den gewaltigsten Plänen trug, für sich Genüge daran fand, Vasall des Kaisers zu bleiben. Freilich hatte der kaiserliche Hof auch seinem Ehrgeiz nach Kräften zu genügen gesucht, indem er nicht nur sein Fürstentum Friedland zum erblichen Herzogtum erhoben, sondern ihn durch die Verleihung besonderer Vorrechte ausgezeichnet hatte. Wallenstein stand einem deutschen Fürsten vollständig gleich, er konnte Münzen schlagen, den Adel verleihen und hatte in der Rechtspflege ganz neue Verordnungen getroffen. Wenn man seine späteren Schicksale ins Auge faßt, so erscheint ein Privileg, welches er sich vom Kaiser zubilligen ließ, in einem ganz besonderen Lichte. Er hatte sich nämlich ausbedungen, daß, wenn ein Besitzer der von ihm vereinigten Herrschaften sich des Hochverrates schuldig machte, derselbe zwar an seinem Leben, aber nicht mit Einziehung seiner Güter gestraft werden sollte. Doch nicht unbedingt muß darin schon ein erster Gedanke an seine späteren Pläne gefunden werden, denn die Geschicke, welche gerade über Böhmen gewaltet hatten, lassen den Wunsch nach einem solchen Vorrechte begreiflich erscheinen.

Diese an sich schon hervorragende Machtstellung fand noch einen bedeutenden Zuwachs durch die weiteren Erfolge im Kampfe gegen Dänemark. Bis an die Küste der Ostsee waren die siegreichen Waffen des Kaisers getragen, alles schien ihnen zu unterliegen. Es war natürlich, daß derjenige, dem dies zu danken war, auch seinen Verdiensten gemäß belohnt werden sollte. Am Wiener Hofe war man schon längst zu der Überzeugung gekommen, daß der Kaiser frei über die Länder derer, die ihm feindlich gegenübergestanden hatten, verfügen könnte. So erhielt Wallenstein das Herzogtum Mecklenburg als erle-

digtes Reichslehn und hatte damit ein weites Gebiet vom hohen Gebirge bis zur See in seinem Besitz, das er durch einheitliche Reformen fester aneinander zu ketten gedachte. Schon gewann es den Anschein, als ob dem Kaiser und seinem General alles gelingen müßte! Doch für diesen letzteren barg das Erklimmen des hohen Gipfels auch gleich den Sturz in sich.

Wenn nun Maximilian von Bayern gegen diese Neuerhebung im Namen der Fürsten Einspruch erhob, so trat dadurch der ganze Gegensatz, welcher jetzt die Zeit beherrschte, hervor, es war der zwischen der kaiserlichen Macht, die in ihrer militärischen Stellung aller alten Schranken spottete und der der Fürsten, die nicht ohne weiteres ihre in Jahrhunderte langem Kampfe gewonnenen Befugnisse preisgeben wollten. Ihnen war Wallensteins Machtstellung, die den Norden Deutschlands vollständig beherrschte, ein Dorn im Auge; bei den Mitgliedern der Liga aber wurde der Herzog von Friedland um so verhaßter, je mehr er als Gegner des Restitutionsediktes auftrat. Gerade sein Bestreben, dem Kampf den religiösen Charakter zu nehmen, allein die politische Seite der Frage ins Auge zu fassen, stieß in diesen Kreisen am meisten auf Widerspruch und höchst ungern bemerkte man es, daß im Wallensteinschen Heere der religiöse Gegensatz nicht vorhanden war, der Protestant so gut wie der Katholik zu einer hervorragenden Stellung gelangen konnte, sofern er nur tüchtig war. Nur allein auf diesem Wege war nach Wallensteins Ansicht die Möglichkeit gegeben, das kaiserliche Ansehen in seinem alten Glanze wieder herzustellen, und gerade damals, als man an seinem Sturze arbeitete, trug er sich mit den umfassendsten Gedanken, die darauf zielten, die Reichsverfassung von Grund aus umzugestalten, die weltliche Machtstellung der Geistlichen zu beseitigen und die Vorrechte des Kurfürstenrates, der sich fast über das Kaisertum zu stellen dünkte, aufzuheben. Der Kaiser, der die Summe aller politischen und militärischen Macht in seiner Hand hatte, konnte nach seiner Ansicht alles wagen.

In allen diesen Berechnungen lag nur der Fehler, daß Wallenstein sich nicht fragte, ob es denn doch nicht einen Punkt gäbe, bei dem die kaiserliche Politik sich vor den Kurfürsten beugen mußte, wollte sie nicht dieselben in offenkundigem Aufruhr gegen sich sehen. Bereits im Frühjahr 1630 war von

seiten der ligistischen Fürsten der erste Schritt gethan, um dem Kaiser ihre Beschwerden vorzutragen, die in der Forderung einer durchgreifenden Reform des kaiserlichen Heeres gipfelten: Abschaffung der protestantischen Obersten und Änderung in der Leitung der Armee. Auf einem kurfürstlichen Kollegialtage, zu dem auch der Kaiser erschien, kam es zu Regensburg zur Aussprache. Nachdem zuerst über die Herstellung des Friedens in Italien verhandelt, und hierbei die Kurfürsten einen ihnen günstigen Abschluß erzielt hatten, verlangten sie nunmehr vom Kaiser Schutz ihrer Rechte und Hoheiten gegen jedermann, der sie beleidige, wer es auch sei. Vor allem erhoben sie Widerspruch gegen die Kontributionen, mit denen ihre Lande belastet seien. Wenn nun auch der Kaiser auf Kavalierparole Abstellung der Mißstände versprach, so gaben sie sich damit nicht zufrieden, sondern erklärten einfach nicht weiter verhandeln zu wollen, wenn ihnen nicht Genugthuung würde. Das störte dem Kaiser vollständig seine Kreise, denn gerade durch diesen Tag wünschte er seinem Sohne die Nachfolge zu sichern. Wollte er nun nicht hierauf verzichten, so war er gezwungen nachzugeben.

Sobald der Kaiser die Absetzung Wallensteins beschlossen hatte, war er auch darauf bedacht, auf Mittel zu sinnen, um den General mit Glimpf und Ehre und unter der Versicherung kaiserlicher Gnade zu entlassen. Um Wallenstein die harte Nachricht zu übermitteln, wurden seine beiden besten Freunde am kaiserlichen Hofe, die Räte Werdenberg und Questenberg, abgesandt. Allein dieser nahm die Entscheidung seines Herrn merkwürdig ruhig entgegen, er erklärte, froh darüber zu sein, aus dem Labyrinth herauszukommen. Wenn er auch zeitweise daran dachte, als Herzog von Mecklenburg gegen Gustav Adolf gerüstet zu bleiben, so leistete er auch darauf schließlich Verzicht, machte aber den Kaiser nur noch darauf aufmerksam, daß die Armee das beste Juwel der Krone sei. Allein Ferdinand war außer stande, seinen Feldherrn zu halten und mußte sich begnügen, wenigstens Tilly anstatt des Kurfürsten von Bayern als Generalissimus der kaiserlichen Armee zugestanden zu erhalten.

Wallenstein fügte sich in das Unvermeidliche mit dem Bemerken, dem Kaiser nie wieder dienen zu wollen und zog sich nach Gitschin, dem Hauptpunkte seiner böhmischen Besitzungen, ins Privatleben zurück. Allein sein unermüdlicher, in Ent-

würfen nie rastender Geist ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, sondern veranlaßte ihn den Zeitläufen mit unausgesetztem Eifer zu folgen in der sicheren Zuversicht, daß ihn das Schicksal doch wieder an die leitende Stelle rufen müsse. Ungefähr gleichzeitig mit seiner Absetzung war die Landung Gustav Adolfs an der pommerschen Küste erfolgt. Hatte gerade er immer ein Eingreifen des Schwedenkönigs in die deutschen Angelegenheiten zu verhindern gesucht, weil er darin die Gefahr weitgehender Wirren voraussah, so schien es ihm jetzt gelegen zu kommen. Jeden Mißerfolg der kaiserlichen Waffen nahm er mit einer gewissen Schadenfreude entgegen, und nur wenig Eindruck machte es auf ihn, wenn ihn der Kaiser noch weiter als seinen „General Obristen Feldhauptmann" anredete, sein Gutachten über die militärischen Pläne Tillys einforderte und auf seine Empfehlungen größtes Gewicht legte. Das alles konnte in seiner unversöhnlichen Natur doch die Rachepläne nicht zurückdrängen. Von seiner Umgebung zog er hierbei namentlich den Grafen Trzka heran, der mit seiner Schwägerin, „einer gewaltigen Praktikantin und einem verständigen Weibe, welche ihresgleichen nicht hatte," vermählt war. Bereits im Jahre 1630 beginnt dieser die ersten Fäden zur Gegenpartei anzuspinnen.

Sicher gehört es in das Gebiet der Fabel, daß Gustav Adolf an Wallenstein ein Beileidsschreiben nach der Absetzung gesandt habe. Allein sobald der Schwedenkönig auf deutschem Boden vordrang, begann er mit dem Friedländer zu rechnen. Die Fäden, welche zwischen beiden gesponnen wurden, sind so fein und unsichtbar, daß bis vor kurzem noch verschiedene Forscher ihr Vorhandensein leugneten. Nur andeutungsweise hören wir von den ersten Anknüpfungen. Der sächsische Feldmarschall von Arnim sendet Briefe, die er von Gustav Adolf erhalten hat, an Wallenstein. Ob und wann dann ein persönlicher Meinungsaustausch zwischen diesen beiden stattgefunden hat, läßt sich nicht sagen. Allein auch andere hatten ein Interesse daran, daß der Schwedenkönig und der Friedländer miteinander in Verbindung traten. Es waren die böhmischen Emigranten, deren Haupt der Graf Thurn war. In diesem Kreise faßte man zuerst den Gedanken, Wallenstein zum König von Böhmen zu erheben. Ein tschechischer Flüchtling aus dem niederen Adel, Sesyma Raschin, der sich in Sachsen aufhielt,

schürzte dann im Februar 1631 mit dem Grafen Trzka den ersten Faden weit ausgehender Pläne an. Als dann durch Raschin, den Thurn beim Schwedenkönig einführte, die Kunde kam, Wallenstein wolle mit der Gegenpartei „traktieren", war Gustav Adolf sehr vorsichtig, meinte aber, „er wolle, da der Fürst auf seine Seite treten wolle, ihm alles anthun, was er begehren würde, er solle es ihm nur andeuten". Raschin ging dann wieder nach Böhmen und traf Wallenstein in Prag, der sich nach jeder Richtung bereit zeigte, mit den Schweden anzuknüpfen. Als ein besonderer Erfolg mußte es angesehen werden, daß Gustav Adolf sich im Juli 1631 entschloß, etwas Schriftliches an Wallenstein zu senden. Die Folge hiervon ergab sich sogleich, als Raschin nach der Breitenfelder Schlacht mit ihm im Gartenhause des Grafen Max von Waldstein zu Prag zusammentraf. Er beauftragte die böhmischen Emigranten, den König von Schweden zum Übersenden von 12000 Mann zu veranlassen; es sei jetzt die beste Gelegenheit, und wenn der König dieselbe vorübergehen lasse, so wisse er nicht, ob es jemals wieder so gut passen werde. Dazu verlangte er noch einige sächsische Regimenter, um sicher zu sein, daß der Kurfürst von Sachsen keinen Sonderfrieden schlösse.

Allein der Sieg bei Breitenfeld hatte Gustav Adolfs Ansichten geändert; er glaubte auf den Friedländer verzichten zu können und ließ ihm deshalb nur drei Regimenter anbieten mit dem Bemerken, er könne im Augenblick nicht mehr entbehren, da er im Reiche einen so starken Feind vor sich habe. Wallenstein war hierüber im höchsten Maße empört, doch war er dadurch in seinen Plänen nicht vollständig gestört. Mit den Sachsen hatte er auch Verbindungen angeknüpft, was ihm dadurch besonders erleichtert war, daß der Befehlshaber der sächsischen Truppen Hans Georg von Arnim früher als Oberst in seinen Diensten gestanden hatte. Auch die Mitwelt glaubte hier verborgene Fäden zu sehen. Als nämlich im Herbst 1631 die Sachsen in Böhmen einfielen, meinten nicht wenige, „daß der von Wallenstein in diesem Werk das große Rad sei, und daß alles von einer heimlichen Dependenz mit ihm dependiere". Der Erfolg war hierbei auf seiten der Sachsen, Prag fiel in ihre Hände, und gleich darauf hatte Wallenstein eine Zusammenkunft mit Arnim. Was hier Gegenstand der Beratung gewesen ist, hat niemand erfahren.

Daß diese Verhandlungen nicht nur zum Schein angeknüpft sind, wie von einem Teil der Wallensteinforscher behauptet ist, wird durch ein erst neuerdings bekannt gewordenes Schreiben des schwedischen Residenten in Dresden, Laurens Nicolai Tungel, bewiesen. Er schreibt am 30. Dezember 1631 folgendes, was die ganze Sachlage erhellt: „Eins zu erinnern kann ich nicht vorbeigehen, was nämlich der Feldmarschall Arnim mit mir diskuriert hat von der von diesem heimlich paktierten Intelligenz zwischen Ihr Kgl. Maj. und dem von Wallstein, daß dieselbe melée sei auf einem sehr guten Wege gewesen, aber male agendo interrumpiert worden durch den Herrn Grafen Thurn, welcher vitio naturae, waren des Arnim Formalia, die Sache divulgiert hab, erstlich durch eine Dame von Trzka, welcher der H. Graf dieses vertrauet, danach durch einen Brief, darinnen der ganze Handel mit vollen Worten und ohne Ziffern begriffen, und der Wallenstein ostermal genannt wird, welcher Brief von den Kaiserlichen intercipiert und alles so gemein worden, daß es die Jesuiter in Prag erfahren haben, und die Kinder auf der Straßen daselbst damit geloffen seind. Es hat gedachter Wallenstein sich gegen den von Arnim bei ihrer jüngsten Entrevue deswegen heftig beschwerend gesagt, er wüßte nicht, wie er diesen wunderlichen Prozeß anders verstehen sollte, als daß der Herr Graf Thurn dergestalt ihn hat wollen in Ungelegenheit, ja wohl auf Totalruin und Fall bringen. Es wäre nunmehr soweit gekommen, da sich Wallstein von Suspicion und Blasme befreien wolle, mußte solches nicht allein mit bloßen Worten, sondern wirklich geschehen, darum er, Wallstein, notwendig verursachet, sich zum Kaiser zu begeben, um sich, so gut er könnte, zu purgieren erst durch mündliche Entschuldigung und danach realiter durch Annehmung des Generalats. Er soll aber, wie besagter Arnim mir weiter berichtet, protestiert und hoch beteuert haben, daß er, ein Weg als den andern, in seinem proposito und guter Affektion gegen Ihr Kgl. Maj. stets kontinuieren will und weder thun oder durch anderen thun lassen ichtswas, was Ihr Kgl. Maj. praejudizieren oder zum geringsten Nachteil reichen möchte, sonder vielmehr alles dahin dirigieren, daß der Kaiser mit seinem ganzen Hause soll schmerzlich sehen und empfinden, daß er einen Kavalier affrontieret hat."

Wallensteins Art war es, stets nach verschiedenen Seiten zugleich Fäden zu spinnen, um sogleich, wenn das eine fehlschlug, das andere beginnen zu können. So hatte er auch in dieser Zeit seine Verbindung mit dem Kaiser und seiner Umgebung weiter gepflegt. Es ist merkwürdig, wie schnell Gerüchte über seine Pläne in Umlauf kamen. Bereits im Februar 1631 war Tilly etwas davon zu Ohren gelangt, er teilte es Wallenstein mit unter der Versicherung, daß er nicht daran glaube. Auch am Wiener Hofe verhielt man sich gleichen Nachrichten gegenüber ähnlich. Bereits im Frühjahr 1631 hatte man sich hier mit dem Gedanken der Zurückberufung Wallensteins getragen. Als dann Tilly bei Breitenfeld geschlagen war, und Gustav Adolf immer weiter in den deutschen Landen vordrang, galt Wallenstein als einziger Retter in der Not. Im Dezember 1631 ging der kaiserliche Rat von Eggenberg nach Znaim, um mit ihm betreffs des Wiedereintritts in die Dienste des Kaisers zu unterhandeln.

Eins der schwierigsten Kapitel der Wallensteinforschung ist nun die Ermittelung der Bedingungen, unter denen das zweite Generalat übernommen wurde. Aus dem, wie sich der Friedländer bisher gezeigt hat, ist nicht zu schließen, daß er ohne jegliche Sicherstellung wiederum den Feldherrnstab ergriff und nicht die günstige Lage, in der er sich dem Kaiser gegenüber befand, voll und ganz ausgenutzt hätte. Er war viel zu sehr Realpolitiker, um sich etwaigen Gemütsregungen hinzugeben. Dazu war auch die Erinnerung an den ihm vor mehr als Jahresfrist angethanen Schimpf zu frisch, um nicht noch nachzuwirken. Die Untersuchung stößt hier auf besondere Schwierigkeiten.

Zuerst hatte Wallenstein den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen nur auf drei Monate übernommen. Allerdings war man sich am Wiener Hofe darüber im klaren, daß dies nur eine provisorische Entscheidung der schwebenden Frage war. Die Zwischenzeit sollte dazu benutzt werden, um mit Wallenstein eine Einigung über die Bedingungen, unter denen er das Generalat wieder übernähme, zu erzielen. Dies erreichte ebenfalls Eggenberg durch seine Verhandlungen mit dem Herzog von Friedland, die im April 1632 in Göllersdorf stattfanden. Nach allem, was über diese Abmachungen aus den verschiedenen

Quellen bekannt wird, kann als feste, urkundlich beglaubigte Vereinbarung wohl angesehen werden: Die Überlassung aller dem kaiserlichen Fiskus strafweise anheimgefallenen Güter und Forderungen zu Kriegszwecken, die Zusicherung eines anderen Fürstentums, falls Mecklenburg verloren bliebe, unter der Verpfändung Glogaus, die Vollmacht zu Friedensverhandlungen. Dem reihen sich an die Machtbefugnis, die militärischen Angelegenheiten in Diensten des Kaisers nach eigenem Gutdünken zu leiten und die Zusage des Kaisers, alle Vorschläge seines Feldherrn in betreff des Dienstes und der Erhaltung der Armee zu genehmigen.

Die Form, unter der Wallenstein sich bereit fand, den Oberbefehl wiederum zu übernehmen, war eine von der gewöhnlichen durchaus abweichende, und dies muß für die Beurteilung der nun folgenden Ereignisse festgehalten werden. Denn nur allein dann wird man Wallenstein gerecht, wenn man sich fragt: Bewegte sich seine Handlungsweise innerhalb der ihm zugestandenen Befugnisse, und hat Ferdinand gewissenhaft das inne gehalten, was er versprochen hat? Wallenstein war dem Kaiser nicht wie ein Untergebener, sondern wie ein gleichberechtigter Souverän entgegengetreten; er schwor dem Kaiser keinen Eid der Treue, er war ihm seiner Stellung nach ebenso wenig zur Unterthanentreue verpflichtet, wie jeder andere Reichsfürst. Wenn man unter diesem Gesichtspunkte die Dinge betrachtet, so ist von einem Verrat kaum zu sprechen. Ein Vertrag hat aber nur so lange bindende Kraft, als er von beiden Seiten gehalten wird. Bricht ihn die eine, so ist die andere zu nichts mehr verpflichtet.

Die neue Stellung, welche sich Wallenstein errungen hatte, wurde von vielen Seiten angefeindet. Seine Reichspolitik stieß vielfach auf ernste Bedenken. Mit Sorgen hörte man in den Kreisen der Reichsfürsten, daß er einmal früher gesagt haben sollte: man brauche die Stände nicht, der Kaiser müsse Herr in Deutschland werden, so gut wie die Könige von Spanien und Frankreich es in ihren Ländern seien; und noch mehr Sorge hatte es vor wenigen Jahren erregt, als von ihm die andere Äußerung verbreitet wurde: der Kaiser bedürfe keiner Wahl, dem Sohne des Kaisers stehe das Successionsrecht zu. Wenn solche Grundsätze zur Geltung kämen, wäre es um die

deutsche Libertät geschehen. In den Reihen der Liga fühlte man sich in diesem Punkte mehr mit den protestantischen Fürsten als mit dem katholischen Kaiser eins. Aber auch am Wiener Hofe bildete sich eine antiwallensteinsche Partei, die von anderen Beweggründen geleitet wurde. Der Thronfolger und eine lange Reihe von Generalen sah sich durch die allmächtige Stellung Wallensteins in den Hintergrund gedrängt. Diese Unzufriedenen fanden sich zusammen mit der Geistlichkeit, welche an der toleranten Gesinnung Wallensteins Anstoß nahm. Aus diesen Kreisen mochte wohl die Äußerung stammen, es fehle nur noch, daß der Teufel den General mit sich auf die Zinne des Tempels führe. Es war natürlich, daß alle diese Koterien mit ihrem Groll zurückhielten, so lange Wallenstein durch kriegerische Erfolge jegliche Anfeindung zurückweisen konnte.

Die allgemeine Lage, unter der Wallenstein mit Beginn des Jahres 1632 den Oberbefehl übernahm, war für ihn die denkbar günstigste. Gustav Adolf war viel zu fern, um die neue kaiserliche Rüstung gleich im Keime ersticken zu können. Die Sachsen dagegen, welche in nächster Nähe waren, machten sich einer großen Saumseligkeit schuldig, deren Veranlassung wohl in der Verbindung Wallensteins mit Arnim zu suchen ist. Denn hier wurden die Fäden, die schon früher geschürzt waren, weiter gesponnen. So konnte denn Wallenstein in der Ruhe seine Rüstungen betreiben, und als er dann im Frühjahr 1632 ins Feld rückte, hatte er die Initiative vollständig in der Hand. Zunächst wandte er sich gegen die Sachsen, um den Kaiser wieder zum Herrn in seinen Erblanden zu machen; doch hielt ihn dies nicht davon ab, auch mit Arnim persönlich zu verhandeln, um Sachsen auf die Seite des Kaisers hinüberzuziehen. Ehe er jedoch ernstlich daran dachte, wandte er sich gegen Gustav Adolf, der aus Bayern heranrückte und beim Nahen des Feindes ein festes Lager unter dem Schutze der Mauern Nürnbergs bezog. Zum nicht geringen Erstaunen der Mitwelt stürmte Wallenstein nicht, obwohl er an Truppenzahl bedeutend überlegen war. Es wird erzählt, daß er damals geäußert habe, er wolle den Schwedenkönig eine neue Art Kriegführung lehren. In der That war es strategisch durchaus richtig, wenn er bei Fürth ebenfalls ein festes Lager bezog; denn er erreichte damit auch, was er bezweckte.

Gustav Adolf fand die unfreiwillige Waffenruhe, in die er durch diese Maßnahmen seines Feindes versetzt wurde, unerträglich. Da nun auch sein Ansehen bei den Protestanten zum guten Teil auf seinen Erfolgen beruhte, so entschloß er sich zum Angriff, sobald Verstärkungen zum ihm gestoßen waren, zumal auch Mangel an Lebensmittel sich bei ihm mehr als bei dem Gegner fühlbar machte. Der Sturm auf Wallensteins Lager, welcher mit begeisterungsvollem Heldenmute einen ganzen Tag über von den Schweden gewagt wurde, scheiterte völlig an der Zähigkeit, mit der der Feind an seiner Stellung festhielt. Wallenstein berichtete darüber dem Kaiser: Der König hat sich bei dieser Impressa gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen, oder kein König mehr sein; er hat auch seine Truppen damit über die Maßen discouragiert, daß er sie so tollkühn angeführt, daß sie ihm in künftigen Fällen desto weniger trauen werden. Und ob zwar Eurer Majestät Volks Tapferkeit und Mut zuvor überflüssig, so hat doch dieses Ereignis es mehr versichert, indem es gesehen, wie der König, so alle seine Macht zusammengebracht, rebutiert worden ist, daß das Prädikat invictissime nicht ihm, sondern Eurer Majestät gebührt.

Die Mißerfolge vor Nürnberg bewogen Gustav Adolf, nochmals mit Wallenstein anzuknüpfen. Der in schwedische Gefangenschaft geratene kaiserliche Oberst Sparre, der im Frühjahr desselben Jahres zwischen Wallenstein und Arnim vermittelt hatte, wurde als Unterhändler ausersehen. Allein Wallenstein war viel zu klug, sich jetzt nicht auf die Bahn drängen zu lassen, welche er wohl früher zu beschreiten geneigt gewesen war, zumal er ja jetzt vom Kaiser alles, was er wünschte, erlangen konnte. Er sandte deshalb die Friedensanerbietungen des Schwedenkönigs nach Wien, wo sie dann allen Ernstes in der Hoffnung auf einen Generalfrieden durchberaten wurden. Inzwischen verfolgte er selbst ruhig seine strategischen Pläne, sandte den schneidigen Holk nach Sachsen voraus, der dort fürchterlich hauste, und folgte dann selbst, um den Kurfürsten von Sachsen mit Gewalt von der schwedischen Bundesgenossenschaft abzubringen. Gustav Adolf kam seinem bedrängten Bundesgenossen schneller zu Hilfe, als Wallenstein erwartet

hatte, der nun in aller Eile seine Truppen zusammenzog. Bei Lützen kam es am 16. November zum Zusammenstoß. Allein die bei Nürnberg mit solchem Erfolg angewandte Taktik nützte Wallenstein nicht so vollkommen; und so kam es, daß er das Schlachtfeld räumen mußte. An diesem Tage hatte sich namentlich Octavio Piccolomini ausgezeichnet, der nach Pappenheims Tode sich an die Spitze der Reiterei stellte.

Der Mißerfolg bei Lützen machte Wallenstein ein längeres Verweilen in Sachsen unmöglich. Er zog sich nach Böhmen zurück und langte im Dezember in Prag an. Hier hielt er den Winter hindurch Hof, ohne sich eigentlich selbst Ruhe zu gönnen. In seinem prachtvollen Palast, dem vielgerühmten „Friedländer Hause", arbeitete er rastlos, führte einen weit ausgedehnten Briefwechsel mit den österreichischen Staatsmännern, den Offizieren seiner Armee, seinen Beamten und politischen Agenten, die er an vielen Orten unterhielt. Nach Tagen voller Mühe und Arbeit folgte er oftmals mit Unterstützung seines Hausastrologen Johann Baptist Zenno dem Laufe der Gestirne und suchte der „Konjunktur" derselben die rechte Stunde für jedes neue Beginnen zu entnehmen. Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge, Ergänzung der Armee und Fürsorge für ihre Verpflegungen nahmen hauptsächlich seine Thätigkeit in Anspruch. Daneben strafte er auch diejenigen auf das strengste, denen er eine Schuld an der Niederlage bei Lützen zumaß und ließ ohne Rücksicht auf hohe Fürsprache achtzehn zum Teil vornehme Männer vor dem Rathause hinrichten.

Wenn er bereits beim Beginn des Winters geäußert hatte, er wolle während der nächsten Monate den Krieg durch Praktiken führen und allerhand dissensiones unter dem Feinde zu erwecken suchen, so hat er damit redlich Wort gehalten, denn das nun folgende Jahr 1633 ist reich an mannigfachen Verhandlungen, und es wird nicht leicht, in denselben immer die Ziele herauszufinden. Zunächst sollte beim Beginn des neuen Feldzuges das Glück der Waffen versucht werden, um bei günstigem Erfolge Verhandlungen anzuknüpfen.

Am 3. Mai 1633 brach er von Prag auf, um den Sachsen Schlesien, welches sie seit dem vergangenen Sommer in Besitz hatten, wieder zu entreißen. Sein Marsch ging geradeswegs über Glatz auf den Gegner zu. Ohne große Schwierigkeiten

überstieg er das Gebirge und eroberte Nimptsch. Allein nicht mit den Waffen war er willens die Entscheidung herbeizuführen, sondern vielmehr rechnete er auf klug geführte Verhandlungen. Hier stand ihm Arnim gegenüber, zu dem er schon immer Beziehungen unterhalten hatte. Nach einigen erfolglosen Reitergefechten traten sich beide Heere in der Gegend von Strehlen entgegen unter der sicheren Hoffnung auf eine baldige Entscheidungsschlacht. Da erschien bei Arnim ein Parlamentär, welcher die Aufforderung zu Friedensverhandlungen brachte.

Um nun die Beweggründe Wallensteins zu diesem Schritte genauer erwägen zu können, ist ein Rückblick auf andere Verhandlungen, die diesen vorausgingen, nötig. Der Gang derselben war namentlich von der Stellung beeinflußt, die jetzt ihm gegenüber Spanien einnahm. Während früher der spanische Hof stets zu Gunsten Wallensteins gewirkt hatte, war jetzt durch die politische Lage ein Umschwung eingetreten. Durch die Machinationen, welche von dort ausgingen, wurde Wallenstein vielfach in seinen Maßnahmen bestimmt. Nur aus dem Zusammenhang aller dieser Ereignisse heraus ist es zu verstehen, wenn Wallenstein bald Pläne aufnahm, bald sie scheinbar ohne Grund wieder fallen ließ.

Schon seit dem Mai 1631 hatte der spanische Hof wegen der dem heiligen römischen Reiche benachbarten Niederlande ein aufmerksameres Auge auf die Entwickelung der Dinge in Deutschland geworfen. Das siegreiche Vordringen der Franzosen im Elsaß ließ die Gefahr hier besonders dringend erscheinen. Von Italien aus sollten spanische Truppen vordringen, zu denen kaiserliche Truppen stoßen sollten. Da Wallenstein den alleinigen Oberbefehl über sämtliche Heere des Kaisers hatte, so war seine Zustimmung auch zu dem Durchzug der Spanier einzuholen. So lange es sich nur um einen vorübergehenden Aufenthalt spanischer Truppen auf deutschem Boden handelte, war Wallenstein nicht dagegen, doch mußte nur zu bald in ihm die Befürchtung erwachen, daß für ihn und seine bisher unbegrenzte Machtvollkommenheit leicht daraus ernste Verwickelungen entstehen könnten. Dieser drohende Streit mit Spanien, dessen Ausbruch er in Kürze befürchten mußte, scheint für ihn ein Hauptanlaß gewesen zu sein, sich den Gegnern zu nähern, um auf Grund eines Ausgleiches mit diesen ein Gegengewicht gegen

den spanischen Einfluß zu gewinnen und so eine neue Machtentfaltung der Spanier auf deutschem Boden zu verhindern. Denn auch darüber war er sich im klaren, daß das Erscheinen spanischer Truppen den Frieden in weitere Ferne rückte.

Schon mit Beginn des Frühjahres, ehe er nach Schlesien aufbrach, steckte er die ersten Fühler aus. Es liegt die Möglichkeit vor, daß die erste Anregung hierzu von den böhmischen Emigranten ausging, die stets ihre Verbindung mit dem Friedländer weiter unterhalten hatten. Durch den Tod Gustav Adolfs waren sie ihrer sichersten Hoffnung auf die Zukunft beraubt. Ein Vertrauensmann der böhmischen Unzufriedenen, dessen Namen nicht überliefert ist, einer Vermutung nach der berüchtigte Sesyma Raschin, fand sich Anfang Mai in Dresden bei dem schwedischen Residenten Nicolai ein. Dieser stellte nun sofort zwei Vorfragen für eine Anknüpfung eingehender Verhandlungen, ob Wallenstein gesonnen sei, jene alten Pläne, welche er im Sommer 1631 gehegt habe, wieder aufzunehmen, und ob die böhmischen Stände, deren Glieder zum größeren Teil an Adel und Rang der Geburt ihm ebenbürtig oder gar überlegen wären, bei einer Königswahl für seine Erhebung auf den böhmischen Thron stimmen würden. Beides wurde bejaht. Als nun Nicolai über diese Vorschläge an seine Regierung berichtete, verfehlte er nicht, die Sache im günstigsten Lichte darzustellen, und so war denn Oxenstjerna gern geneigt, die Fäden dieser Unterhandlung an sich zu ziehen. Nur kam es ihm darauf an, sicher zu sein, daß Wallenstein es wirklich aufrichtig meinte. Glaubte er doch auch dadurch Kursachsen eine wichtige Stellung zu entziehen. So wurde denn der von Wallenstein gewünschte Unterhändler, zu Bubna, abgeschickt, nachdem auch der in Dresden weilende Graf Kinsky, ebenfalls ein böhmischer Emigrant, ins Einvernehmen gezogen war und die volle Aufrichtigkeit des Friedländers bezeugt hatte. Kinsky konnte ferner Aufschluß über die Zuverlässigkeit der einzelnen Offiziere im Heere Wallensteins geben und äußerte über das Verhältnis des Herzogs zu Maximilian von Bayern: „Schmeißen will er ihn und hingehen sein Geld holen, denn er wohl wisse, wohin er seinen Schatz geflüchtet habe; wäre ihm ohne das spinnefeind.“ Dagegen war von Kinsky nichts über das Verhältnis Wallensteins zu Bubna zu erfahren.

Spätestens am 16. Mai muß die bedeutungsvolle, nächtliche Unterredung zwischen Bubna und Wallenstein stattgefunden haben. Gleich beim Beginn derselben wies Wallenstein auf die Notwendigkeit des Friedens hin. „Seindt wir nicht Erzlappen, daß wir einander die Köpfe zerschmeißen um anderer willen, da wir uns doch den gewünschten Frieden machen könnten, indem wir die Armeen in unserer Macht haben." Er verlangte deshalb die Vereinigung der schwedischen Truppen unter Thurn mit seiner Armee. Dem stellte aber Bubna die Forderung des offenen Bruches mit dem Kaiser entgegen, doch erwiderte Wallenstein hierauf ausweichend: „Der Kaiser soll Euch nichts thun, wir wollen es ihm wohl wehren; und wenn der Bayer sich mausig machen will, wollen wir ihn auf solche Weise, wann wir mit Euch einig sein, wohl schuhriegeln." Auf die Annahme der böhmischen Krone, welche ihm Bubna anbot, ging er nicht näher ein. Das wäre ein großes Schelmenstück, meinte er nur, ohne eine weitere Handhabe zur Deutung dieser Worte zu geben. So mußte denn Bubna zurückkehren, ohne ein bestimmtes Anerbieten Wallensteins erreicht zu haben.

Da es nun aber Wallensteins Grundsatz war, zwei Sehnen auf einen Bogen zu spannen, so fädelte er gleich nach einer anderen Seite eine zweite Intrigue ein. In seiner Unterredung mit Bubna hatte er sich höchst mißgünstig über die Sachsen ausgesprochen und den Haß der Emigranten gegen dieselben nach Möglichkeit zu schüren gesucht, der Kurfürst müsse Geld schwitzen wie der Bayer, meinte er; allein das hinderte ihn doch nicht, wiederum den Versuch zu machen, die Sachsen zu sich herüberzuziehen. Bereits Ende April hatte er Arnim aufgefordert, mit ihm wieder in Verhandlung zu treten, und nur allein dessen Bedächtigkeit trug Schuld daran, daß er der Einladung nicht gefolgt war. Inmitten der Kriegswirren bot Wallenstein ihm von neuem die Hand, wobei er lediglich durch das Verhalten Spaniens zu energischem Handeln gedrängt wurde. Der Ausgleich, den er mit Arnim suchte, war als wirksames Gegengewicht gegen die Politik des Wiener Hofes sehr wohl verwendbar. So kam es denn zu den Verhandlungen in Strehlen, welche den Abschluß eines Waffenstillstandes zur Folge hatten. Der Hauptgesichtspunkt, der hierbei für einen zukünftigen Frieden in Aussicht gestellt wurde, ergiebt sich aus einem Schreiben

Arnims vom 8. Juni 1633. „Es sollte alles im heiligen römischen Reiche zum vorigen Stande, wie es vor diesem unglückseligen Kriege Anno 1618 gewesen, gebracht, wie jeder bei Ehre, Würden, Privilegien, Immunität und Libertät, bevorab die Religion bei freiem Lauf und also das ganze römische Reich bei vorigen löblichen Verfassungen unveränderlich gehalten werden."

Es war nun die Aufgabe Arnims, die beiden evangelischen Kurfürsten für diese Vorschläge zu gewinnen. Sein Landesherr war wenig geneigt, darauf einzugehen, da er eher durch die Vermittelung Dänemarks zum Frieden zu gelangen hoffte. Mehr Entgegenkommen fand er bei dem Kurfürsten von Brandenburg, mit dem er in Peitz verhandelte. Dieser betonte dabei mit unverkennbarem Nachdruck und in richtiger Erkenntnis der Sachlage die Notwendigkeit einer völligen Befriedigung der persönlichen Forderungen Wallensteins.

Mit diesen Erfolgen erschien Arnim am 30. Juni wieder bei Wallenstein. Die Antwort desselben war die Aufkündigung des Waffenstillstandes und die gleich darauf erfolgende Wiedereröffnung der Feindseligkeiten. Zwar gelang es ihm nicht, Schweidnitz, auf das er sich sofort warf, zu überrumpeln, allein er gewann doch auf seiner ganzen Linie Vorteile, so daß vorläufig auf eine Wiederanknüpfung der Verhandlungen nicht zu rechnen war. Da brachte ihn die Haltung Spaniens zu einem anderen Entschluß. Bereits Mitte Juli hatte sich der Wiener Hof entschlossen, trotz des Widerspruches Wallensteins dem von Spanien geplanten Einmarsche des Herzogs von Feria nach Deutschland keine weiteren Schwierigkeiten zu bereiten. Damit war Wallenstein bedroht. Er traf seine Gegenmaßregeln. Noch im Juli suchte er mit Arnim wieder anzuknüpfen, aber erst Mitte August kam es zu einer persönlichen Zusammenkunft beider. Die nächste Folge war der abermalige Abschluß eines Waffenstillstandes. In den Verhandlungen, über die wir leider sehr lückenhaft unterrichtet sind, hat Wallenstein deutlich gezeigt, daß er von den schlimmsten Absichten gegen das Kaiserhaus beseelt war. Wenn auch Oxenstjerna, dem Mitteilung von diesen neuen Vorschlägen durch Arnim gemacht war, zur Vorsicht riet, so war er doch geneigt, diese Fäden mit Sachsen

und Brandenburg weiter zu spinnen, wenn er auch erst später davon Kenntnis erhielt, daß in Wien eine zweite Absetzung Wallensteins geplant wurde.

So schien denn alles auf einen guten Abschluß hinzudeuten, und der Hereinbruch der Katastrophe über das Haus Habsburg nur eine Frage der Zeit zu sein. Die brandenburgischen Offiziere nahmen, nachdem ihr Kurfürst hocherfreut zu den Verhandlungen seine Zustimmung gegeben hatte, den Abfall Wallensteins als sicher an. Arnim und der alte Thurn waren ebenfalls voll fester Zuversicht. In weiten Kreisen verbreitete sich die Hoffnung auf einen baldigen allgemeinen Frieden. So wurden an den großen deutschen Handelsplätzen auf diese Aussicht hin großartige Spekulationen in Scene gesetzt. Schon stellten Brandenburg und Sachsen ihre Truppen, soweit sie es konnten, zur Verfügung, um bei der bevorstehenden Vereinigung der Armeen mitzuwirken. Da plötzlich bei den letzten Abmachungen offenbarte es Wallenstein gerade ihnen, daß sein Anschlag eigentlich gegen Schweden gerichtet sei. Verwundert durften Arnim und Genossen nicht allzusehr darüber sein; hatten sich doch schon vordem ähnliche Zielpunkte gezeigt! Arnim erklärte die Forderung, sich von den Schweden zu trennen und sie mit dem Friedländer aus dem Reiche „herauszuschmeißen", für „unchristlich" und als ein „Schelmenstück"; auch Georg Wilhelm war nicht geneigt, darauf einzugehen.

Wallenstein stellte jenes Verlangen allerdings in der sicheren Voraussetzung, daß es zurückgewiesen werden würde. Die Gründe, welche ihn zu diesem Abbruch bewogen, waren zweierlei Art. Ohne Zweifel hatte der Tod seines vertrautesten Offiziers Heinrich Holk bedeutenden Einfluß auf seine Entschließung geübt, sowie die Besorgnis, doch nicht seines Heeres und der Obersten so sicher zu sein, wie er meinte. Hierzu trat noch ein anderer Umstand. Die Schweden hatten mancherlei in die Öffentlichkeit bringen lassen, dazu waren ferner Briefe des Grafen Thurn aufgefangen, die Wallenstein bloßstellten. Um nun gewissermaßen dem Wiener Hofe die Nichtigkeit der Anschuldigungen, welche sich aus jenen Briefen ergaben, zu beweisen, überfiel er die Schweden, welche sich in ihrem Lager bei Steinau a. d. O. ganz der Sorglosigkeit hingegeben hatten, so schnell, daß sein Sieg am 11. Oktober ein vollständiger war.

Die gemeinen Soldaten, welche hier die Waffen streckten, wurden in die kaiserlichen Regimenter eingereiht, die Offiziere dagegen zu einem vorteilhaften Tauschgeschäft benutzt, indem sie nur gegen Übergabe sämtlicher noch in feindlichen Händen befindlichen schlesischen Festungen freigegeben wurden. So war binnen kurzem ganz Schlesien vom Feinde gereinigt. Wallensteins Reiter streiften bis mitten in die Mark hinein, selbst in Pommern hegte man Schrecken und Furcht vor ihnen.

Nach diesem Erfolge über die Schweden glaubte er nun, Sachsen und Brandenburg seinem Vorschlage, sich gegen die Ausländer zu verbinden, geneigter zu finden. Aber Arnim war nicht gewillt, mit ihm nochmals anzuknüpfen, statt dessen sandte man ihm den vielgewandten Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der allerdings auch mehr auf einen erneuten Angriff als auf einen Friedensschluß rechnete. Durch ihn ließ er zunächst dem sächsischen Kurfürsten einen Vergleichsvorschlag übermitteln, indem er von den evangelischen Kurfürsten verlangte, daß sie ihre Armee mit der kaiserlichen unter seiner Führung vereinigten, um Deutschland die politische und kirchliche Gestaltung wie zu Zeiten Kaiser Rudolfs und Matthias' wiederzugeben, und jeden, der sich dieser Vereinbarung widersetzen würde, mit den Waffen zu zwingen. Nach dem Vertragsentwurf war es kaum anzunehmen, daß Wallenstein allein seine Waffen gegen die Schweden und das mit ihnen verbündete Frankreich richten würde. Möglich war auch die Notwendigkeit einer kriegerischen Aktion gegen den Kaiser und den Kurfürsten von Bayern. Jedenfalls wird man nicht fehlgreifen in der Annahme, daß den hochfliegenden Plänen Wallensteins der Gedanke zu Grunde lag, durch ein Abkommen mit den Kurfürsten die Stellung eines auch vom Kaiser unabhängigen Schiedsrichters in Deutschland zu gewinnen.

Dieser Friedensvorschlag fand an dem Feldmarschall Arnim einen ausgesprochenen Gegner. „Es wäre," schreibt er an den Kurfürsten von Brandenburg, „ein Unerhörtes, daß zwischen den ärgsten Feinden plötzlich sollte gutes Vertrauen werden, daß man ihm seine Waffen und dadurch die ganze Wohlfahrt in dessen Disposition stellte, bei denen doch auch diese Regel pro maxima gehalten: Quod evangelicis non sit servanda fides. Da man dessen auch genugsam versichert, daß dieselben

nirgends anders als wider diejenigen, so der Kirchen Gottes und den Evangelischen solche ansehnliche Dienste geleistet, würden gewendet werden, wäre doch zu besorgen, wenn es gleich von keinem Menschen getadelt, daß es Gott im Himmel strafen würde ..... Eben der Gott, der des Tilly Armee, die wohl um ein Gutes ansehnlicher als diese war, geschlagen und zerstreuet, lebt noch, dessen Hand ist noch unverkürzt und so allmächtig als vormalen. Warum wollte man das Vertrauen, welches wir vormalen zu Gott gehabt, da fast keine menschliche Hilfe gewesen, anjetzo, da noch so viele Armeen in ihrem Wohlstande, ablegen? Ist gleich bei ihnen eine große Macht, so ist es doch nur ein fleischlicher Arm; mit uns aber ist der Herr, unser Gott, und wir sind es nicht, die da streiten, sondern es ist Gott; bei dem stehet die Kraft zu helfen und fallen zu lassen." Georg Wilhelm stimmte ihm zu und antwortete: „Wir sehen wohl, daß der Zweck allein es ist, uns von aller Assistenz zu entblößen, unsere eigenen Waffen uns aus den Händen zu spielen und danach den Unglimpf des ausgeschlagenen Friedens auf uns zu wälzen; und darum sehen wir kein ander Mittel, als unsre Waffen in Händen zu behalten, uns mit unsern Freunden und Assistenten noch mehr und auf das engste zusammenzuthun und auf Gottes Hilfe und Beistand festiglich zu bauen."

Wallenstein hatte nicht lange Zeit, über die Ablehnung seiner Vorschläge nachzudenken. Auf dem Kriegstheater machte Bernhard von Weimar einen Vorstoß, der die ganze Lage änderte. Es gelang demselben, sich Regensburgs zu bemächtigen. Wallenstein hatte nicht im entferntesten daran gedacht, daß der kaiserlichen Sache ein so schwerer Schlag bevorstände. Er suchte diesen Schaden wieder gut zu machen und rückte nach Bayern vor. Schon standen sich die beiden Heere kampfbereit gegenüber, als sich Wallenstein plötzlich zurückzog. Der Winter war früh und streng hereingebrochen, auch waren die Lebensmittel nur mit größten Schwierigkeiten herbeizuschaffen. Vom strategischen Standpunkte kann ihm hieraus kein Vorwurf gemacht werden, aber in Wien faßte man die Sache anders auf. Sein Rückzug im Angesicht des schlagbereiten Feindes brachte ihn um einen sonst zuverlässigen Freund, den kaiserlichen Geheimrat Fürsten von Eggenberg: „Man habe ihn," sagt dieser, „für

gut friedländisch gehalten, und er sei auch sein guter Freund gewesen und noch ..... Des Herzogs Rückzug habe Ihrer Majestät zum höchsten mißfallen, und sei auch das schädlichste, unbedachtsamste und gefährlichste Werk, so der Herzog jemals gethan habe." Man kann daher wohl sagen, daß jenes Zurückweichen Wallensteins die Katastrophe vom 25. Februar 1634 vorbereitete.

Der Kaiser forderte nun von seinem General, daß er „ohne Verzug und Diffikultieren die Armada wieder an den Feind führen, denselben verfolgen und die occupierten Orte wieder abnehmen sollte". Da Wallenstein sich dem gegenüber nun nicht in offenkundigen Widerstand setzen wollte, berief er seine höheren Offiziere zu einem Kriegsrat zusammen und legte ihnen die kaiserliche Forderung zur Entscheidung vor. Das militärische Gutachten fiel dahin aus, daß mitten im Winter eine feindliche Aktion unmöglich, und die Winterquartiere nirgends anders als in Böhmen zu finden wären. Wallenstein übersandte diese Entscheidung dem Kaiser. Für die Opposition, welche am Kaiserhofe gegen den Feldherrn vorhanden war, konnte diese Antwort nur erfreulich sein. Jetzt drang man noch mehr als früher darauf, daß Ferdinand III., dem König von Ungarn und Böhmen, der Oberbefehl übertragen werden müßte.

Aus den verschiedensten Gründen hatten sich die Gegner Wallensteins zusammengefunden. Am feindlichsten waren ihm der spanische Gesandte und der päpstliche Nuntius gesinnt. Aber an seinem Sturze halfen auch „viel disgustierte Kavaliere von ruinierter Fortun, die beiden Großprinzen von Florenz, beide Herzöge von Modena (da der eine mit dem Grafen Trzka ein Duell zu Roß gehalten) sind malcontent von der Hauptarmada abgeschieden. Der Obristhofmeister Graf von Lichtenstein, der Oberstkämmerer Graf von Harrach sind samt Verlust ihrer Regimenter mit Ungnaden licentiert worden, wie auch der Marchese di Grana und mehr andere". Zu diesen gesellte sich noch der Abgesandte des Kurfürsten von Bayern, welcher von seinem Herrn den Auftrag hatte, bei dem Kaiser direkt die Absetzung Wallensteins zu verlangen. Der Kaiser antwortete hierauf nicht unumwunden, sondern gab vor, „noch in Zweifel zu sein, was er mit des Herzogs Person vornehmen wolle, denn ihn ganz frei zu lassen, sei aus vielen Ursachen bedenklich; mit

Arrest oder gänzlicher Kaptur, welches Mittel etliche und daraus ein Rat Ihrer Majestät selbst als das sicherste und beste vorgeschlagen, gegen ihn zu verfahren, habe auch seine Diffikulten, daher Ihre Majestät sich noch zur Zeit nichts gewiß resolviert, sondern zuvor erwarten und vernehmen wollen, wie die Generale sich erklären und wie sie vermeinen, das Kriegsvolk in Devotion zu erhalten." Die Opposition versäumte inzwischen kein Mittel, gegen Wallenstein weiter zu arbeiten. Intriguen über Intriguen wurden angesponnen, um ihn zu stürzen. Seine früheren Verhandlungen wurden scharf kritisiert, man zieh ihn offenkundig des Einverständnisses mit dem Feinde. Die plötzliche Entlassung des bei Steinau gefangenen Grafen Thurn war ein Beweis dafür. Auch an Unwahrheiten ließ man es nicht fehlen. Der kaiserliche Oberst Caretto wollte einen Briefwechsel des Friedländers mit dem Kardinal Richelieu entdeckt haben.

So kam es denn dahin, daß der Kaiser sich entschloß, „dem Herzog von Friedland die Kriegsdirektion und das Generalat zu nehmen". Bereits Ende des Jahres 1633 war alles dazu im Werke. Nur wollte der Kaiser vor einem öffentlichen Bruch sich der vornehmsten Personen in der Umgebung Wallensteins versichern, „daß sie dem Herzog hernach, wenn er etwas seiner Entsetzung halber anfangen wollte, kein Gehör geben, sondern ihm, dem Kaiser, devot und gehorsam in allem verbleiben und auch andere Offiziere, Reiter und Knechte dabei erhalten."

Wallenstein selbst gab gerade jetzt seinen Gegnern eine neue Waffe in die Hand. Die spanischen Gesandten hatten den Kaiser um die Überlassung eines berittenen Corps von 6000 Mann zur Begleitung des spanischen Kardinal-Infanten nach den Niederlanden gebeten. Der General lehnte es einfach ab mit dem Hinweis auf die Jahreszeit. Noch hatte er Anhänger in der Wiener Hofburg, und diese suchten nun dem Herzog dadurch zu helfen, daß sie den Kurfürsten von Bayern des Einvernehmens mit Frankreich bezichtigten. Allerdings verstand es der bayerische Gesandte mit Hilfe der Spanier, diese Anklage zu entkräften.

Der Erfolg dieser verschiedenen Anschläge war, daß der Kaiser den Pater Quiroga an Wallenstein sandte, um von

ihm dringend die Absendung der 6000 Mann zur Begleitung des Infanten zu fordern. Wenn Wallenstein, wie man das auch erwartet hatte, dies ablehnte, so erklärte er doch auch offen seine Bereitwilligkeit abzudanken; aber er bemerkte dabei, daß er sich vor Ungebühr zu schützen wisse. Um aber dem Wiener Hofe gegenüber diese Ablehnung besser vertreten zu können, berief er am 12. Januar 1634 seine Obersten und legte ihnen den Antrag zur Begutachtung vor. Was er wollte, erreichte er damit. Alle erklärten, daß dies nur auf den Ruin der Armee zielte. So war der Feldherr scheinbar gedeckt. Allein er wollte aus dem Falle noch mehr Vorteil ziehen. Feldmarschall Ilow, einer seiner Vertrautesten, übernahm es, das weitere einzuleiten. Er stellte es den versammelten Obersten im rechten Lichte vor, wie sehr ihrer aller Existenz mit der des Herzogs verknüpft wäre. Wenn er nun abdankte, so würden sie alle geschädigt, denn lediglich auf seine Versprechungen hin hatten sie ihre Regimenter angeworben und im letzten Winter wieder vollzählig gemacht. Da nun bei dem Rücktritt des Generals die Aussicht auf Entschädigung sehr zweifelhaft wurde, so beschlossen sie einmütig auf Ilows Vorschlag, eine Abordnung an den Herzog zu senden, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Auf wiederholtes Bitten erklärte sich Wallenstein dazu bereit. Ilow wollte nun das Eisen weiter schmieden, so lange es im Feuer war, und lud sämtliche Obersten zu einem Bankett ein. Nach den Angaben aller, die später darüber vernommen wurden, ging es sehr wüst zu. Isolani bekam mit dem Oberst Losy Händel, die nur mit großer Mühe geschlichtet wurden. Als Trzka drohte, jeden mit dem Degen niederzustechen, der nicht zum Herzog halte, rief Piccolomini: O traditore! (o, Verräter), sprang dann aber mit Diodati tanzend herum, um den Eindruck eines Trunkenen zu machen. Nachdem der Gastgeber die Gemüter für genügend erhitzt hielt, forderte er die Obersten auf, sich auch ihrerseits dem General durch einen schriftlichen Revers zu unverbrüchlicher Treue zu verpflichten und las einen von ihm verfaßten Entwurf desselben vor. Viele unterzeichneten ihn sogleich, andere, die es wohl der Trunkenheit wegen nicht vermochten, am nächsten Tage. Über die Klausel „so lange sie in Seiner Kaiserlichen Majestät Dienst verbleiben, oder diese zu ihrer Dienstbeförderung sie gebrauchen werden" ist von den

Wallensteinforschern viel gestritten. In dem jetzt bekannt gewordenen Originalreverse fehlt dieselbe. Daß sie mit Absicht ausgelassen wurde, kann kaum bezweifelt werden.

Auch nach einer anderen Seite hin hatte Wallenstein Vorkehrungen getroffen. Bereits in den letzten Tagen des Jahres 1633 hatte er mit den Sachsen wieder anzuknüpfen gesucht; allein sein früheres Verhalten hatte ihn hier in Mißkredit gebracht. Kinsky, an den sich Trzka wandte, antwortete erst gar nicht, dann zeigte er sich sehr mißtrauisch. Die letzten Verhandlungen gingen dann durch die Hände des Herzogs Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der zwischen Dresden und Pilsen mehrfach als Vermittler hin und her reiste. Von sächsischer Seite kam man Wallenstein diesmal ziemlich bereitwillig entgegen, da man hier eben das dringende Bedürfnis empfand, dem Vaterlande den ersehnten Frieden zu geben. Ganz natürlich fand man es, daß Wallenstein Zusicherungen für seine „Recompens" begehrte. Auch Brandenburg gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, in dieser Sache sich von Sachsen nicht zu sondern. Wallenstein war so vorsichtig gewesen, von diesen Verhandlungen den Kaiser in Kenntnis zu setzen und einen Bevollmächtigten dazu zu erbitten. Dagegen ließ er nichts von seiner Anknüpfung mit den Schweden verlauten, und auf diese rechnete er am meisten, je mehr seine Armee von ihm abfiel. Sein vielfach bei früheren Verhandlungen zu Tage getretener Wankelmut schadete ihm hier hauptsächlich, denn selbst als ihm der Bruch mit dem Kaiser Ernst war, glaubte ihm Bernhard von Weimar nicht. Erst als dieser Beweise von der Aufrichtigkeit der Vorschläge hatte, war er zum Handeln bereit, aber da hatten ihn auch schon die Ereignisse überholt. Auf dem Vormarsch nach Eger erhielt er die Nachricht von Wallensteins Ermordung.

Bei allen seinen Plänen hatte Wallenstein fest auf die Zuverlässigkeit seines Heeres rechnen zu können geglaubt. Wenn er nun auch ein geborener Kriegsherr war, der bei der militia die höchste Autorität genoß, so verknüpfte ihn doch kein inniges Band mit dem gemeinen Mann, wie es z. B. bei Gustav Adolf der Fall war. Allerdings wußte der niedrigste Soldat, daß der General nicht nach Geburt und Rang, nicht nach Nationalität und Religion fragte, sondern nur allein die militärische Tüchtigkeit zum Gradmesser der Wertschätzung nahm. Verdienste

wurden nur selten rühmend anerkannt, aber ein kurzes Wort des Lobes aus diesem Munde entzückte den Soldaten, der trotz aller Strenge doch wußte, daß der General im geeigneten Augenblick auch weitgehende Freiheiten gewährte. Allerdings fühlte sich die Soldateska ihm ergeben, war auf seinen Befehl zu jedem Wagestück bereit; aber ob sie ihm auch auf den Pfaden folgen würde, die schließlich in des Feindes Lager führten, war doch eine andere Frage, deren Beantwortung nicht kurzer Hand möglich war.

In Wallensteins gesamtem Charakter war kein einziger Zug, der ihn im wahren Sinne populär gemacht hätte. Er war zu herrisch, als daß irgend ein Soldat sich ihm voll Vertrauen genähert hätte. Oftmals schien es, als ob ihn die Laune allein beherrschte, wenn er ohne Grund jeden zurückstieß, der in seine Nähe kam. Seine astrologischen Studien brachten ihn beim gemeinen Mann, der von den Anschauungen der damaligen Zeit beherrscht war, in einen besonders geheimnisvollen Ruf, der noch durch seine bizarren Gewohnheiten wie die Grabesstille, die in seiner Umgebung herrschen mußte, erhöht wurde. Die Achtung, welche der Soldat vor ihm hatte, war mit einem gewissen Grauen vermischt. Wenn er furchtlos und kühn sich bei Lützen dem Kugelregen ausgesetzt hatte, so konnte er nach der Ansicht des niederen Volkes dies nur wagen, weil er mit den dunklen Mächten im Bunde stand.

Viel inniger war sein Verhältnis zu den Obersten, von denen die Mehrzahl von seinem Glück und Unglück abhängig war. Nur allein auf seinen Namen hin hatten sie die Werbungen und später die Ergänzungen in ihren Regimentern gemacht. Auf sein Wort hin hatten sie sich in Kosten gestürzt und hofften dafür entschädigt zu werden. Die Freigebigkeit des Generals gestattete ihnen ein üppiges Leben, das ihnen unter einem anderen Feldherrn vielleicht geschmälert werden würde. Mit diesen Verhältnissen rechnete Wallenstein, wenn er scheinbar seine Abdankung in Aussicht stellte und nur zum Bleiben sich bereit erklärte, wenn die Obersten auch ferner zu ihm halten, „ehrbar und getreu, auf keine Weise sich von ihm trennen, noch trennen lassen, vielmehr für ihn und für die Erhaltung der Armee all das Ihrige bis auf den letzten Bluttropfen ungespart einsetzen" wollten. Allein, als sich die Dinge weiter entwickelten,

glaubte er nochmals sich der Obersten versichern zu müssen. Am 20. Februar 1634 fand bei Ilow abermals eine Versammlung statt. Alle Anwesenden gelobten, ihn gegen die Anschläge des Hofes unterstützen zu wollen, wenn er nichts gegen die Religion oder den Dienst des Kaisers vorhabe. Wenn Trzka hierbei die Andeutung fallen ließ, daß es bei dem kaiserlichen Dienst vielleicht nicht verbleiben könne, so fiel Ilow dazwischen mit dem Ausruf: Ein Schelm, wer dem Herzog eine Verachtung widerfahren läßt.

Allein bereits in diesem Augenblick hatten in Wallensteins Umgebung sich merkliche Gegenströmungen geltend gemacht. Gallas, Piccolomini und Aldringen, die auch zu jener Versammlung geladen waren, hatten durch ihr Fernbleiben ihre gegnerische Stellung zur Genüge gekennzeichnet, und Oberst Diodati hatte durch seinen am 18. Februar erfolgten eigenmächtigen Abzug bereits das Signal zum allgemeinen Abfall gegeben. Am meisten hatte Wallenstein auf Piccolomini gerechnet. Wie man erzählt, war es eine Berechnung der Nativitäten, in denen man eine Gleichmäßigkeit der Stellung der Gestirne bei der Geburt beider gefunden hatte, wodurch sein unbedingtes Vertrauen in ihn stieg. Ein bedeutsamer Beweis des letzteren war die Befugnis, welche ihm allein der Herzog gab, den Obersten die Regimenter zu geben und zu nehmen. Durch Wallenstein war Piccolomini, der einst als Führer einer Compagnie über die Alpen gekommen war, zu seiner glanzvollen Stellung emporgestiegen. Allein das Gefühl der Dankbarkeit für den Feldherrn war nicht das einzige, was ihn beherrschte. Er suchte auch stets ein gutes Verhältnis zum Kaiserhofe und stand mit dem spanischen Gesandten in vertrauter Beziehung. So war er einer der ersten, welcher abschwenkte. Daß sein Schritt ein wohl vorbereiteter war, ist sicher. Wahrscheinlich stand er mit Gallas und Aldringen bereits seit Dezember 1633 im geheimen Einverständnis. Anfangs mag er noch gehofft haben, Wallenstein umzustimmen. Als aber die Vorgänge bedenklicher wurden, zog er sich vorsichtig zurück. Leider ist es nicht möglich, die einzelnen inneren Wandlungen dieser Generale zu verfolgen, denn ihre Briefschaften sind nur dürftig überliefert, und in dem Erhaltenen haben sie sich sehr vorsichtig ausgedrückt.

Höchst bemerkenswert ist wohl die Thatsache, daß die Deutschen und Tschechen unter den Obersten treu zu Wallenstein hielten, sich der Dankbarkeit gegen ihn bewußt blieben, während die Ausländer nicht nur von ihm abfielen, sondern auch feindlich gegen ihn auftraten. Bei diesen Kondottieren wogen die persönlichen Interessen über, es war ihnen klar, von welcher Seite für sie am meisten zu hoffen war. Als dann gar der Wiener Hof höhere Stellungen, Güter und Geld in Aussicht stellte, haben sie nicht lange geschwankt. Sie wußten es sehr wohl, daß die ausgedehnten Besitzungen Wallensteins und seiner reichen Verwandten ihnen zufallen würden. Die Belohnungen, welche sie vom Friedländer erwarten konnten, mußten dem gegenüber doch verschwinden. Er konnte sterben, von den Kurfürsten beeinflußt werden. Jeder beargwöhnte den anderen. Gallas war bereits Generallieutenant, er hatte Aussicht zum Generalissimus, Aldringen hoffte Generallieutenant zu werden, ebenso Piccolomini. In einem protestantischen Heere war für sie kein Raum, hier waren ihnen Arnim und die sächsischen Herzöge der verschiedenen Linien gefährliche Mitbewerber. Allerdings läßt sie die Hinterlist, mit der sie ihre wahre Gesinnung zu verbergen suchten, in einem wenig guten Lichte erscheinen.

Der Kaiser und seine Umgebung haben diese Verhältnisse zur Genüge gekannt und sie auch nach Möglichkeit ausgenutzt. Wenn auch Wallenstein sich durch den Pater Quiroga erbot, den Oberbefehl niederzulegen, und wenn man dies auch ernst genommen hätte, so wäre es doch unmöglich gewesen, darauf einzugehen, denn dann mußten Wallensteins finanzielle Ansprüche bewilligt werden, und mit ihm wäre eine große Zahl der Obersten gekommen, welche auf Berichtigung ihrer Rechnungen gedrungen hätten. Allein hierzu fehlten nicht nur Österreich die nötigen Mittel, sondern sie waren selbst aus Spanien nicht zu beschaffen. Wie nun, wenn man den Herzog fallen ließ? Dann war man nicht nur der Verpflichtung gegen ihn quitt, sondern man besaß auch durch die Einziehung seiner Güter Summen, um die Obersten zu befriedigen, und um denen, die bei dieser Katastrophe hilfreiche Hand leisteten, kaiserliche Gnadengeschenke zu überweisen.

Schon längst hatte Ferdinand die Macht, welche er Wallenstein zugestanden hatte, als eine lästige Fessel empfunden. Als

dann die Nachrichten von dem ersten Pilsener Schluß in Wien ankamen, hatten endlich alle die Koterien, die sich gegen den Friedländer zusammengefunden hatten, gesiegt. Bereits am 24. Januar 1634 erließ der Kaiser ein Patent, welches den Herzog seines Amtes entsetzte. Allerdings war es zunächst nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, doch stammt es nicht, wie Ranke gemeint hat, aus einer späteren Zeit. Denn gleich nachdem Ferdinand die Nachricht von dem ersten Pilsener Schluß erfahren hatte, beriet er sich mit Wallensteins Gegnern über dessen Sturz. Hierbei erwarb sich der spanische Gesandte das zweifelhafte Verdienst, die einfachste Lösung der schwierigen Frage offen auszusprechen. „Wozu viel zaudern?" sagte er. „Ein Dolchstoß oder ein Pistolenschuß wird den Knoten im Augenblick durchschneiden." Als nun das kaiserliche Dekret in die Hände der Generale Gallas, Aldringen und Piccolomini gelangte, waren sie anfangs wegen der unklaren Fassung der Befehle in Zweifel, was sie thun sollten. Die beiden letzteren kamen zusammen, um sich des näheren zu beraten. Sie gelangten zu dem Resultat, daß Gallas nach Wien reisen sollte, um beim Kaiser um nähere Befehle nachzusuchen. Vor den Thoren Wiens traf er sich mit dem spanischen Gesandten, der ihm die kaiserliche Entscheidung mitteilte, daß man sich ohne Zögern der Person Wallensteins, lebend oder tot, bemächtigen sollte. Piccolomini wurde durch Eilboten davon in Kenntnis gesetzt. Der Dolch für den Herzog war also in Wien geschliffen, und alle späteren Beteuerungen Ferdinands können die Thatsache nicht beseitigen, daß er um die Ermordung seines Feldherrn gewußt hat.

Lebendig oder tot sollte Wallenstein dem Kaiser ausgeliefert werden. Um nun einen Anschlag gegen ihn zu ermöglichen, mußte er, so viel es ging, vereinsamt werden. Zu diesem Zwecke erließ der Kaiser am 18. Februar eine Verordnung, durch welche Wallenstein wegen „meineidiger Treulosigkeit, barbarischer Tyrannei" und Strebens nach Krone und Scepter abgesetzt wurde. Allen Generalen und Obersten wurde dies durch Eilboten mitgeteilt, und ihnen die kaiserliche Gnade für den Fall ihres Gehorsams versprochen. Zwei Tage darauf erfolgte der Befehl, die friedländischen Güter einzuziehen „zu der Armada Bestem". Wallenstein erhielt davon Kunde, als er sich gerade von Pilsen

nach Prag begeben wollte, um hier seine Truppen zu versammeln. Er entschloß sich, nach Eger zu gehen, um den Schweden möglichst nahe zu sein. „Wolle der Kaiser," rief er aus, „ihn nicht mehr als seinen General erkennen, so wolle auch er ihn nicht mehr zu seinem Herrn haben; er würde leicht einen anderen Fürsten zu seinem Herrn finden, dem er sich anschließen könne, aber er wolle überhaupt keinen Herrn mehr über sich haben, er wolle selbst Herr sein, und habe Mittel genug, sich als solcher zu behaupten."

In der kleinen böhmischen Grenzstadt endete nun das Drama. Der einzige höhere Offizier, der ihn dorthin begleitete, war außer Ilow und Trzka der Oberst Walter Butler, ein Irländer von Geburt, Katholik und voll Fanatismus, hier eine Rolle zu spielen. Wallenstein hatte ihn auf offener Straße angetroffen und zur Mitreise nach Eger bewogen. Mit der Versicherung unverbrüchlicher Treue sandte dieser seinen Beichtvater an Piccolomini und erhielt von diesem die Weisung, falls ihm an kaiserlicher Gnade und Beförderung gelegen sei, Wallenstein tot oder lebendig herbeizuschaffen. Allein dieser Mahnung hätte es auch nicht bedurft, Butler war bereits entschlossen.

Als er in Eger angekommen war, sah er sich nach helfenden Genossen um und fand sie in den Schotten Gordon und Leßley. Für sie war als Puritaner das treue Innehalten des dem Kaiser geleisteten Fahneneides maßgebend. Wenn auch die Schotten anfangs nur von einer Gefangennahme etwas wissen wollten, so erkannten sie doch die große Gefahr, welche die Nähe der Schweden mit sich brachte. „Laßt uns sie töten, die Verräter," sagte schließlich Leßley. So wurde der Mord beschlossen.

Der erste Akt des blutigen Dramas vollzog sich auf der Burg zu Eger, in der Wohnung Gordons. Hierher waren Ilow, Trzka, Kinsky und Rittmeister Neumann, der Sekretär Wallensteins, geladen. Die Generale waren guter Dinge und ließen den Friedländer und seine glänzende Zukunft leben. Beim Nachtisch drang dann eine Schar handfester irischer Dragoner von Butlers Regiment mit dem Rufe: Vivat Kaiser Ferdinand! in den Saal. Butler, Gordon und Leßley sprangen mit dem gleichen Hoch auf und fielen über die Geladenen her, ehe diese sich ernstlich zur Wehr setzen konnten.

Im Pachelbelschen Hause am Markt spielte sich der zweite Akt ab. Wallenstein war bereits zur Ruhe gegangen, als Butlersche Dragoner unter der Führung des Hauptmanns Deveroux mit dem Geschrei „Rebellen, Rebellen" zur Treppe hinaufstürmten. Bei diesem Lärmen erhob sich der Herzog und wollte an das Fenster gehen, um die Wache zu rufen. Da wurde die Thür seines Schlafgemachs gesprengt; die Dragoner stürmten herein, Deveroux, der an der Spitze war, rief ihm „Schelm, Verräter" zu, aber ehe er antworten konnte, sank er getroffen vom Stoß einer Hellebarde tot zu Boden.

Das Tragische dieses Endes hat stets bei Freund und Feind Mitleid erregt. Mag man Wallenstein auch einen Verräter nennen, unser Herz gewinnt er doch eher, als Ferdinand oder diejenigen, welche die Befehle des Kaisers vollzogen. Er war sicher ein großer Mann und hat sich mit gewaltigen Ideen getragen. Den Kaiser wollte er einst auf den höchsten Gipfel der Macht bringen, dem deutschen Vaterlande dachte er den ersehnten Frieden zu verschaffen. Haben ihm auch die Kräfte gefehlt, das, was er plante, wirklich durchzuführen, immerhin nimmt er durch seine Ideen einen geachteten Platz in der Weltgeschichte ein. Nicht ohne Grund hat ein Forscher darauf hingewiesen, zur vollen Würdigung seiner Person sei zu beachten, daß er ein Tscheche, kein Deutscher war, und daß er „obwohl einer der begabtesten Söhne dieses Volkes, doch mit seinen Landsleuten manchen wunderlichen Zug teilte. Nach den weit ausgreifenden Worten, die er so sehr liebte, vollbrachte er noch unendlich viel mehr, als er in der That vollbringen konnte, oder auch nur vollbringen wollte. Im Handeln war er besonnen und praktisch, im Reden dagegen springend, tollkühn, alle Schranken des Wünschenswerten und des Möglichen durchbrechend." Die phantastische Unruhe, die Ruhmredigkeit, die ins Maßlose schweifenden Gedanken sind ein Erbteil seiner Nation.

Die vielumstrittene Frage des Verrates wird schwerlich jemals zu einer wünschenswerten Klarheit gebracht werden. Verrat hat Wallenstein insofern geübt, als er ein auf den Namen des Kaisers geworbenes Heer den Feinden zuführen wollte. Auch bei den Verhandlungen mit den Gegnern hat er, wie die jetzt vorliegenden Aktenstücke zeigen, den Frieden auf Bedingungen

schließen wollen, von deren Ablehnung seitens des Kaisers er überzeugt sein mußte. Bemerkenswert ist für die Entscheidung dieser Frage ein Urteil des schwedischen Generalmajors zu Bubna. „Es sei alles," meinte er nach der Ermordung Wallensteins, „sehr gut angestellt, aber wenn Gott einmal einen salbe, so könne man ihn so leicht nicht vertilgen, so sei des Friedländers, der einmal dem Kaiser geschworen und von demselben so groß gemacht worden und damithero billig und treu bleiben sollen, Intention, man sag, was man wolle, ein Schelmenstück."

Maria Stuart.

Klio und Melpomene waren nach Anschauung der Alten Schwestern, die im neunstimmigen Chor der Musen dasselbe Thema in verschiedenen Accorden behandelten. Während es der einen beschieden war, mit ernstem Griffel unerbittlich die Wahrheit zu verzeichnen, trachtete die andere danach, bei Anstimmung ihrer tragischen Weisen das Schicksal ihres Helden den Menschen verständlich zu machen und trotz der Schuld desselben doch das Mitleid zu erregen. Beide Musen hatten die Aufgabe, die Thaten vergangener Tage der Nachwelt verständlich zu machen, aber indem sie dasselbe Ziel vor Augen hatten, folgten sie doch verschiedenen Wegen. Bei der Behandlung des Geschickes der Maria Stuart zeigen sich die Unterschiede zwischen Dichter und Geschichtschreiber deutlich. Wenn auch Schiller diesem Stoff nicht die historische Treue nahm, so wich er doch von derselben ab, soweit es ihm seine Kunst gebot.

Der Stand der Gestirne war kein günstiger, als Maria Stuart am 8. Dezember 1542 zu Linlithgow das Licht der Welt erblickte. Neben ihrer Wiege stand der Tod, der schon fünf Tage nach ihrer Geburt ihren Vater Jakob V. von Schottland ins Jenseits rief. Ihre Erziehung fiel somit ihrer Mutter Maria anheim, die als Sproße des mächtigen Geschlechts der Guisen ganz die Charaktereigenschaften ihrer Familie trug. Ihrer Thatkraft war es zu danken, daß das junge Wesen nicht ein Spielball der politischen Leidenschaften wurde; denn schon in dem zartesten Alter begann es die Diplomatie zu beschäftigen. Maria war noch kein Jahr alt, als bereits König Heinrich VIII. von England daran dachte, sie mit seinem Sohne zu vermählen und zu diesem Zwecke einen Vertrag abschloß, nach dem sie mit

dem zehnten Jahre nach England gebracht werden sollte, um hier ihre eigentliche Erziehung zu genießen. Allein diese Abmachung wurde bei den Schotten höchst unpopulär, da sie keine Neigung hatten, sich später unter die Herrschaft der Engländer zu beugen. Die Folge davon war die Ungültigkeitserklärung des Vertrages, aber England war nicht gewillt, sich dem ohne weiteres zu fügen, sondern ergriff zur Geltendmachung seiner Rechte die Waffen. Um nun die jugendliche Königin, die um ihrer Sicherheit willen auf eine Insel des Sees von Monteith geflüchtet war, diesen Wirren zu entziehen, wurde sie im Jahre 1548 nach Frankreich gebracht, um hier im Heimatlande ihrer Mutter erzogen zu werden. Allein nicht nur aus verwandtschaftlichen Rücksichten war Frankreich gewählt, sondern auch deshalb, weil politische Bande Schottland und Frankreich im Kampfe gegen England verknüpften. Ein Ergebnis dieser politischen Konstellation war es denn, wenn die kaum Fünfjährige gleich in St. Germain-en-Laye mit dem Dauphin Franz feierlich verlobt wurde. Mit ihrem Zukünftigen, der um ein Jahr jünger als sie war, wurde sie fern von dem rauschenden Leben des Hofes erzogen unter der Leitung ihres Oheims, des Kardinals von Lothringen. Es waren glückliche Tage, unter denen sie ihre Kindheit verlebte, nur rosig schien ihr die Zukunft zu lächeln. In jeder Weise war sie von der Natur mit reichen Gaben bedacht. Nicht nur durch Anmut und Schönheit, sondern auch durch hervorragende Geistesgaben stellte sie alle Altersgenossinnen in den Hintergrund. Als gewandte Tänzerin und verwegene Reiterin war sie bekannt; daß sie sich auch als Dichterin versuchte, lag in der Art der klassischen Bildung, welche man ihr den Anschauungen der Zeit gemäß zu teil werden ließ. Wissen wir auch nur wenige Züge, die wirklich beglaubigt sind, aus ihrem Jugendleben, so genügen diese doch, um uns von ihr ein Bild zu machen, uns das Werden ihres Charakters daraus zu erklären.

Ihre Schönheit bestrickte schon damals. König Heinrich II. fand viel Gefallen an ihrem Umgang, und ihr Verlobter gab sich ganz der Zärtlichkeit hin, zumal bereits am 24. April 1558 in der Kirche von Notre-Dame der Segen des Priesters sie vereinigte. Franz wurde von Maria zum König von Schottland erhoben, aber bald war ihm ein höheres Geschick beschieden,

da er durch den plötzlichen Tod Heinrichs II. auf den Thron von Frankreich gerufen wurde. So schien denn der jungen Fürstin ein heiteres Geschick zu winken. Allein bereits nahten sich die ersten Vorboten einer schlimmeren Zeit. Die kurze Regierung Franz' wurde durch eine gegen die Guisen gerichtete Verschwörung gestört, und auch aus Schottland kamen Nachrichten, die befürchten ließen, daß dem Königtum hier alles Ansehen entrissen werden sollte. Während Maria gerade zur Bändigung dieser Bestrebungen den Rückhalt an Frankreich am nötigsten hatte, wurde ihr derselbe durch den Tod ihres Gatten genommen.

Der Aufenthalt in Frankreich wurde ihr nun auch dadurch unmöglich gemacht, daß bei dem Regierungswechsel die mächtige Partei der Guisen in den Hintergrund gedrängt wurde. So kehrte sie denn im Sommer 1561 mehr gezwungen als freiwillig in ihre Heimat zurück. In England erregte die Kunde von diesem Vorhaben höchste Besorgnis. Wenn ihr Elisabeth das freie Geleit versagte, so hatte sie guten Grund dazu. Nach dem Tode Marias der Blutigen hatte Maria Stuart neben das französische und schottische Wappen das englische gesetzt und den Titel einer Königin von England angenommen. Wenn sie den Boden der britischen Inseln betrat, war anzunehmen, daß sie sicher ihren Ansprüchen auch Nachdruck verleihen würde. Es lag daher im Interesse Elisabeths, daß Maria nicht nach Schottland gelangte. Kreuzer wurden nach allen Richtungen ausgesandt, um ihrer habhaft zu werden, allein dichter Nebel schützte sie, und schon nach fünftägiger Fahrt erreichte sie die schottische Küste.

Der Empfang, welcher Maria in Schottland bereitet wurde, war ein durchaus freundlicher. Von allen Seiten strömten ihre Anhänger herbei, um sie nach der Hauptstadt zu geleiten. Ihr Vater war seinen Unterthanen ein milder Herrscher gewesen, und die Anmut der jungen Königin wirkte auf alle, die sie sahen, bestrickend. Dazu verstand sie es auch, sich klug in die Verhältnisse, wie sie sich ihr boten, zu schicken. Obwohl sie eine eifrige Katholikin war, hatte sie doch für die Puritaner, welche ihr am ersten Abend in der Hauptstadt durch Absingen von Psalmen eine Serenade brachten, freundliche Worte und suchte es klug zu vermeiden, durch die öffentliche Abhaltung

ihres katholischen Gottesdienstes die presbyterianischen Gemüter zu beunruhigen. Selbst einen John Knox, dessen rücksichtslosem Wesen Schottland die Reformation verdankte, verstand sie für sich einzunehmen. Allein die Fragen, deren Lösung sich an sie herandrängte, waren doch höchst schwierig. Ihr trat ein Adel entgegen, der zu einer fast übermächtigen Stellung gelangt war. Die Mehrzahl desselben war käuflich, ehrgeizig und aufeinander eifersüchtig, roh in seinem Empfinden, feil in seiner Gesinnung.

Durch die Verfassung des Landes, welche durchaus noch auf dem mittelalterlichen Lehnssystem beruhte, hatte der Adel eine übermächtige Stellung, die dadurch besonders befestigt wurde, daß er in der Gefolgschaft seiner zahlreichen Lehnsträger jederzeit eine Waffengewalt zur Verfügung hatte, die der Krone, welche über keine eigene Armee verfügte, stets gefährlich werden mußte. Noch schlimmer aber war es, daß jede Empörung gegen die Herrschaft von England aus geschürt wurde, da dies den Wunsch hatte, die Leitung Schottlands vollständig in seine Hand zu bekommen. Schon aus dem Grunde war seit Jahrhunderten das politische Verhältnis zu dem Nachbarlande gespannt und hatte viele Zwistigkeiten hervorgerufen. Jakob V. hatte sich bei seinem Kriege gegen England mehr auf die unteren Klassen der Bevölkerung gestützt, während seine Gemahlin als Regentin ihren Rückhalt an Frankreich fand. Wenn nun auch die Schotten diese Unterstützung mit Freuden annahmen, so wurden sie bald durch die religiöse Frage wieder England zugeführt und nach dem Tode der Regentin erreichte die „Kongregation der Lords", welche in den letzten Jahren Maria schon mancherlei Schwierigkeiten bereitet hatte, einen Vertrag, durch den sie sich mit England einigte, und der die Reformation des Landes gewährleistete. Dazu hatte in demselben Jahre 1560 ein von den Lords berufenes Parlament die Ausübung des katholischen Gottesdienstes streng untersagt. So lagen die Dinge bei Marias Ankunft.

Da nun Maria nicht mehr auf eine Unterstützung Frankreichs rechnen durfte, so mußte sie höchst vorsichtig zu Werke gehen, wenn sie sich eine Stellung im Lande verschaffen wollte. Freilich war das ihrem Charakter nicht immer entsprechend. Denn mit einem außerordentlich leidenschaftlichen Naturell ver-

band sie eine rasche, oft ungestüme Bestimmtheit im Handeln, die sie häufig zu verhängnisvollen Beschlüssen verleitete. In Haß und Liebe war sie leidenschaftlich, ohne sich über die Gründe ihres Empfindens klar zu sein. Da es ihr an Menschenkenntnis gebrach, schenkte sie ihr Vertrauen oft Unwürdigen. Von ihrer Pflicht als Herrscherin hatte sie eine hohe Meinung.

Jedenfalls war es ein Zeichen von Klugheit, wenn sie zunächst die Lords von der Kongregation in ihren Stellungen beließ und einem der hervorragendsten derselben, ihrem eigenen Halbbruder, James Stuart, uneingeschränktes Vertrauen schenkte. Da nun dieser Protestant war und als das Haupt der religiösen Partei galt, so erhielten die ersten Regierungsjahre eher das Gepräge einer Katholikenfeindlichkeit, als Katholikenfreundlichkeit. Selbst daß eine der mächtigsten katholischen Familien, die Gordons, hart verfolgt wurde, gab Maria stillschweigend zu und belohnte ihren Ratgeber mit der jener genommenen Grafschaft Murray, nach der er sich nunmehr nannte. Auch zu Elisabeth von England wußte sie ein gutes Verhältnis zu gewinnen, was schon dadurch angebahnt wurde, daß sie bereits Titel und Wappen einer Königin von England abgelegt hatte, als sie Frankreich verließ. In ihren Briefen an Elisabeth schmeichelte sie derselben als ihrer treuesten Beraterin und mütterlichen Freundin, und so war das Verhältnis der Königinnen zu einander äußerlich sicher ein herzliches.

In ihrem ganzen Wesen zeigte sich schon damals das Dämonische, welches ihr später in erhöhtem Maße zu eigen war. Huldigungen, welche ihrer Schönheit dargebracht wurden, nahm sie gern entgegen, ja sie liebte es sogar scheinbar, die Grenzen, welche sie von ihren Unterthanen trennten, hinwegzuräumen; doch wehe dem, der sich durch die Glut seiner entfachten Leidenschaft zum Überschreiten der Grenzen verleiten ließ. Ein unglückliches Opfer seiner Liebe wurde so ein französischer Edelmann Namens Chatellart, der ihr über das Meer nach Schottland gefolgt war und damals bereits von den Augen der Königin schwärmerisch gesagt hatte, sie seien hell genug, um den Nebel zu durchdringen und die Flotte durch alle Gefahren hindurchzuführen. Nicht als Ritter, auch als sinniger Dichter verehrte er Maria und feierte sie in seinen Liedern, die er mit der Laute begleitete. Als dann die französische Gefolgschaft in ihre Heimat

zurückgesandt wurde, ging auch er von dannen, allein Frankreich gefiel ihm nicht mehr, ihn zog es zur nordischen Königin. Da nun diese ihn dann freundlich wieder aufnahm, glaubte er größere Freiheiten beanspruchen zu können. Einmal verzieh Maria seinen Leichtsinn, als er sich dann wieder vergaß, stellte sie ihn vor Gericht, und er mußte mit dem Tode büßen.

So zeigte sie sich stets unerbittlich streng, wenn es die Wahrung ihres Rufes galt, während sie sonst das Leben von der heiteren Seite auffaßte und leicht tändelnd durch dasselbe zu gehen schien. Ein deutlicher Beweis hierfür ist ein Vorgang mit dem englischen Gesandten an ihrem Hofe, Sir Ralph Sadler. Als er einen Brief seiner Herrscherin an Maria empfing, begab er sich zu ihr nach Saint-Andrews, wo sie in einem einfachen Bürgerhause Wohnung genommen hatte. Sie nahm das Schreiben entgegen und bat ihn täglich mit ihr zu speisen. Nachdem er drei Tage vergebens auf Beantwortung seines Auftrages gewartet hatte, wagte er daran zu erinnern. „Wohl, Sir, antwortete ihm Maria, ich sehe nun klar, daß Ihr dieser Gesellschaft und Behandlung überdrüssig seid. Ich bat Euch zu mir, damit Ihr an unserer Freude teilnehmen und sehen solltet, wie ich hier mit meiner kleinen Schar wie eine Bürgersfrau lebe. Und Ihr wollt diesen Zeitvertreib mit großen, schwierigen Sachen unterbrechen? Ich bitte Euch, Sir, wenn Ihr Euch langweilt, so geht nach Hause, nach Edinburgh, zurück und behaltet Euren Ernst und Eure Angelegenheit für Euch, bis die Königin dorthin kommt, denn ich versichere Euch, hier sollt Ihr die Königin nicht finden; ich selbst weiß auch gar nicht, was aus ihr geworden ist. Ihr seht weder höfische Kleider noch höfische Tracht noch irgend ein Anzeichen, woraus Ihr schließen könntet, daß eine Königin hier sei."

Niemand hätte damals dieser jugendlichen, schönen Herrscherin, die durch ihre Anmut alles beherrschte, einen so traurigen Lebensausgang vorausgesagt. Alles hätte sich für sie vielleicht weiter gut entwickeln können, wenn sie nicht daran gedacht hätte, zum zweitenmal einen Ehebund zu schließen. Um den Besitz ihrer schönen Hand waren schon mancherlei diplomatische Verhandlungen geführt. Nur zeitweise war davon die Rede gewesen, daß sie ihrem Schwager, Karl IX. von Frankreich, sich vermählen wollte. Unter allen Plänen bot die Ver-

bindung mit dem spanischen Königshause die meisten Vorteile. Ja es lockte sie eines so mächtigen Erben wie Don Carlos Gattin zu sein, wenn er auch vorläufig noch zu jung und unreif für sie war. Allein sowohl in England als in Frankreich erkannte man nur zu schnell die Gefahren, welche aus dieser Verbindung entspringen konnten. Um nun Marias Wünsche den englischen Interessen anzubequemen, kam Elisabeth auf einen schon früher gemachten Heiratsvorschlag zurück, der Robert Dudley, den späteren Grafen von Leicester, betraf. Allein dies war als ein entschiedener Mißgriff anzusehen, denn einmal war es bekannt, daß er bei seiner Königin in einer außergewöhnlichen Gunst stand, ferner wollte Maria niemals, wie sie sagte, die Gemahlin des Unterthanen einer anderen Königin sein.

Alle Besorgnisse, welche eine Verbindung Schottlands mit Spanien erregen konnte, wurden dadurch nichtig, daß Marias Herz selbst wählte. Unter den Großen, die sie an ihrem Hofe sah, hatte Lord Darnley, das Haupt einer der ersten Familien, der einer Nebenlinie der Stuarts angehörte, einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Nur allein dem Zug ihres Herzens folgte sie bei dieser Wahl; daß Darnley als Enkel der Schwester Heinrichs VIII. von England ebenfalls Erbansprüche auf den englischen Thron erheben konnte, war ihr Nebensache. Darnley war damals neunzehn Jahre alt, ein Abbild beginnender männlicher Schönheit. Allerdings entsprachen seinem gefälligen Äußeren durchaus nicht seine Geistes- und Charakteranlagen. „Er war ein oberflächlicher, unreifer und unbedeutender Mensch, ohne Bildung, von schwankendem, etwas weibischem Charakter, eitel, ohne feste Ansichten und Ziele, im Glücke maßlos, im Unglück ohne Würde und Festigkeit, eine ganz unfertige Persönlichkeit, dabei erfüllt von der Sucht, eine Rolle zu spielen." Sicher war er weder für die Lage noch für Maria der geeignete Mann.

Im Mai 1565 versammelte Maria die Großen ihres Landes, um ihnen ihre Wahl kund zu thun und reichte zwei Monate später Darnley die Hand zum Ehebund. Wenn sie ihm nun den königlichen Titel verlieh, so war er damit nicht zufrieden, er wollte an der Regierung teilhaben. Trotz aller Neigung, welche Maria für ihn empfand, täuschte sie sich doch nicht darüber, daß er zum Herrscher sehr wenig Fähigkeiten

besaß und verweigerte ihm die Sicherung der Nachfolge, auch wenn ihre Ehe kinderlos blieb. Was sich nun auf geradem Wege nicht erreichen ließ, hoffte er auf krummem durchzusetzen. Zunächst galt es den allmächtigen Murray zu beseitigen. Den Schlag gegen ihn zu führen war um so leichter, als er durch seine Empörung gegen die Königin selbst die Handhabe gab. Er ging nach England in die Verbannung.

Die Ehe mit Darnley hatte Maria mitten in die Intriguen ihres Adels hineingebracht. Es war dies für sie um so verhängnisvoller, als sie hier nirgends einen festen Rückhalt fand. Überall lauerten ihr Tücke und Selbstsucht auf, nirgends fand sie hier eine Gestalt, die einer höheren Idee zu folgen fähig gewesen wäre. So war sie denn ein Spielball der Parteien, von denen sie hin und her geworfen wurde, ohne einen festen Halt zu finden. Doch das Schlimmste für sie war, daß von den ihr feindlichen Großen das Gerücht verbreitet wurde, sie wolle Schottland wieder katholisch machen. Dies hat sie nicht beabsichtigt, sondern nur verlangt, daß man ihr Glaubensfreiheit gäbe wie sie ihren Unterthanen. Vielmehr war sie in erster Linie darauf bedacht, ihre königliche Autorität zu mehren und die Macht der rebellischen Großen zu beschränken. Ein Parlament sollte im Frühjahr 1566 darüber Bestimmung treffen. Dies sollte auf alle Weise verhindert werden, und hilfereiche Hand bot hierzu ihr Gemahl.

Der erste Plan des Komplotts richtete sich gegen Riccio, den Sekretär und eingeweihten Ratgeber der Königin. Er war vor einigen Jahren mit dem Grafen von Moretta, dem Abgesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland gekommen, nachdem er früher Sekretär des Erzbischofs von Turin gewesen war. Damals zählte er achtundzwanzig Jahre. Körperliche Schönheit zeichnete ihn nicht aus, wohl aber Bildung und Weltkenntnis. Bei vorherrschend heiterer Laune war er ein guter Gesellschafter, routiniert im Schach- und Kartenspiel, nicht minder ein musikalisches Talent, zu dem ihn seine schöne Baßstimme machte. Maria hatte ihn zunächst wegen seiner letztgenannten Eigenschaften in ihren Dienst gezogen, doch bald stieg er in ihrer Gunst höher und wurde wegen seiner tadellosen Führung zu höherem bestimmt. Ihm wurde die französische Korrespondenz der Königin anvertraut, und so erhielt er einen Einblick in

ihre Beziehungen. Je höher er stieg, um so verhaßter wurde er den Großen und dem König, die sich in diesem Haß zusammenfanden. Daß er irgendwie in intimeren Beziehungen zu Maria gestanden habe, ist eine Verleumdung Darnleys, der dahinter nur seinen Verdruß verbergen wollte, daß der Italiener in die Politik eingeweihter als er war und von Maria zu ihren oft bis in die tiefe Nacht andauernden Privatzirkeln gezogen wurde.

Am Abend des 9. März 1566 kam der Anschlag zur Ausführung. Das alte Königsschloß Holyrood, in dem sich Maria befand, wurde unter dem Schutze der Dunkelheit umstellt. Darnley ging zu seiner Gemahlin hinein, die über sein plötzliches Erscheinen und seine Herzlichkeit erstaunt war. Bald darauf hörte man Waffenklirren. Unter Führung des Lord Ruthven drangen die verschworenen Adligen ein und gaben durch ihre Mienen nicht undeutlich zu erkennen, daß ihr Anschlag gegen den unglücklichen Riccio gerichtet sei. Empört erhebt sich Maria, zu ihren Füßen sucht der wehrlose Unglückliche Schutz. Aber die geheiligte Person der Majestät wird nicht geachtet, Darnley umschlingt Maria mit seinen Armen und macht so den Verschworenen freie Bahn. Diese ergreifen Riccio, schleppen ihn hinaus und durchbohren ihn mit ihren Dolchen. Die Königin war inzwischen ohnmächtig zusammengebrochen, um sie bemüht sich Darnley, der auch dann vom Altan das zusammengeströmte Volk beruhigt mit der Versicherung, Maria sei kein Leid geschehen.

Doch kaum war Tag und Nacht über die Mordthat vergangen, da empfand Darnley tiefe Reue über sein Handeln und erkannte, daß er nur anderen die Wege geebnet habe. Voll Beschämung gestand er seiner Gemahlin sein Unrecht ein, und diese schien ihm als dem Verführten zu verzeihen. So stehen sie äußerlich wieder im Einvernehmen, allein Maria will ihn nur benutzen, um aus dieser gefahrvollen Lage herauszukommen. Da die Lords sie mit einem Schriftstück bedrängen, durch welches sie ihnen für alle Zeit Straflosigkeit zusichern soll, entschließt sie sich zu fliehen. Sie verspricht denselben für den nächsten Tag ihre Unterschrift, aber unter dem Dunkel der Nacht entkommt sie mit Hilfe ihres Gemahls nach der Feste Dunbar. Da sie hier in Sicherheit war, ließ sie die Maske

fallen. Denn von allen Seiten strömen ihre Anhänger herbei, und binnen weniger Tage verfügte sie über eine so starke Macht, daß sie es wagen konnte, an der Spitze derselben nach Edinburgh zurückzukehren. Die Verschworenen konnten nicht daran denken, sich zu halten, sie suchten das Weite. Maria hielt nun bei ihrer Rückkehr kein Strafgericht, sondern ließ Gnade walten; nur zwei untergeordnete Individuen, die bei der Ermordung Riccios geholfen hatten, wurden hingerichtet.

Allein zu ihrem Gatten hat sie nie wieder Vertrauen gewonnen; fehlte es ihm doch an allem, wodurch das Herz einer Frau dauernd gefesselt werden kann. Er besaß weder Mut noch Entschlossenheit, dazu hatte ihn sein Benehmen bei der Ermordung Riccios um jeden Halt gebracht. Als ein Werkzeug der Leidenschaft anderer hat er da bedroht, wo er schützen sollte. Zwar hielt Maria darauf, daß ihr Gatte eine feierliche Erklärung abgab, er habe keinen Anteil an dem Anschlag, aber innerlich hat sie es wohl selbst nicht einmal geglaubt. Sie ließ auch in der nächsten Zeit den Gatten als durchaus abhängig von ihr erscheinen. Einmal berief sie die Lords und die fremden Gesandten, um vor ihnen Darnley auf das Gewissen zu fragen, ob er ihr den Vorwurf machen könnte, daß sie ihre Pflicht gegen ihn nicht erfüllt hätte, er solle alles frei bekennen, ohne sie zu schonen. Darnley konnte nur bezeugen, daß er ihr nichts vorzuwerfen habe, und setzte sich durch dies Eingeständnis noch mehr ins Unrecht.

Da es nun Darnley gar nicht verstand, sich in die Lage zu schicken und in Geduld auf die Gnade seiner Gattin zu warten, so zeigte er sein Mißvergnügen in einem Benehmen, das nach allen Seiten Anstoß erregte. Den Boten der Königin verweigerte er offen den Zutritt, beklagte sich aber nichtsdestoweniger darüber, daß er von ihr vernachlässigt würde. Am Hoflager erschien und verschwand er, wie es ihm gut dünkte. Dann trieb er offene Opposition gegen Maria, gab sich den Anschein, als ob er die katholischen Elemente um sich scharen wollte, schwärzte sogar Maria beim Papste an. Auch die im Juni 1566 erfolgte Geburt eines Sohnes, des späteren Jakob I. von England, brachte die Ehegatten einander nicht näher, so daß im Herbst des Jahres eine völlige Entfremdung eingetreten war, die bei der schweren Erkrankung Marias zu

dieſer Zeit klar hervortrat. Darnley kümmerte ſich gar nicht um ſeine Gemahlin und erſchien erſt nach langem Säumen an ihrem Krankenbette, als es ihm beliebte. Dies Benehmen erhält eine grellere Beleuchtung, wenn man das Verhalten Marias in Betracht zieht, als mit Beginn des Jahres 1567 ihr Gatte an den Pocken erkrankte. Sogleich eilte ſie nach Glasgow zu ſeiner Pflege herbei und war während der ganzen Krankheit um ihn. So kam denn eine Verſöhnung zwiſchen ihnen zuſtande, die vielleicht von beiden Seiten ehrlich gemeint war.

Als Darnley nun auf der Geneſung war, wollte ihn Maria nach Craigmillar bringen laſſen, da ſie dort im vergangenen Jahre nach ihrer Krankheit ſich erholt hatte. Allein er wollte dies nicht, ſondern verlangte nach Edinburgh. Dieſer Wunſch wurde ihm erfüllt und ihm eine Wohnung unmittelbar vor der Stadt gegeben, da er wegen der noch vorhandenen Anſteckungsgefahr nicht mit dem kleinen Prinzen in Berührung kommen ſollte. Nachdem er ungefähr eine Woche hier gewohnt hatte, wurde in einer Nacht das Gebäude in die Luft geſprengt. Darnleys Leichnam wurde nebſt dem ſeines Leibpagen in einem Nebengarten aufgefunden. Er war nur mit einem Hemd bekleidet, Mantel und Degen lagen nicht weit davon, Spuren äußerer Gewalt waren nicht zu bemerken.

Wenn es nun möglich war bis zu dieſem Punkte die Darſtellung zu führen, ohne ein Parteiergreifen für oder wider Maria eintreten zu laſſen, ſo nötigt jetzt die Beantwortung der Frage, wer denn die Schuld an dem Attentat gegen Darnley trug, ſich nach der einen oder andern Seite hin zu entſcheiden. Maria Stuart iſt vielfach auf Grund der ſogenannten Kaſſettenbriefe der Teilnahme an der Ermordung ihres Gatten und eines ſträflichen Einverſtändniſſes mit dem Grafen Bothwell ſchuldig geſprochen. Allein mit den angeführten belaſtenden Beweisſtücken hat es doch eine eigene Bewandtnis, deren Darlegung hier nicht gut übergangen werden kann. Als nämlich im Juni 1567 die aufſtändiſchen ſchottiſchen Großen ſich des königlichen Schloſſes in Edinburgh bemächtigten, nahmen ſie auch die dort befindlichen Papiere der Königin in Beſchlag. Unter dieſen fand ſich eine Schatulle, in der acht Briefe Maria Stuarts eingeſchloſſen waren. Sie wurden ſpäter von den Lords zur Anklage gegen ihre Königin benutzt. Die Urſchriften ſind uns nicht

erhalten. Für den entscheidenden Brief, den sogenannten großen Glasgowbrief, hat man nicht einmal den ursprünglichen Text, sondern er liegt nur in schottischer und lateinischer Übersetzung vor, nach denen dann später eine Rückübersetzung in das Französische gemacht ist. Andere weniger entscheidende Stücke sind im ursprünglichen französischen Wortlaut erhalten. Nirgends mit einer Ausnahme ist ein Datum, eine Über- oder Unterschrift gegeben. Schon die äußerlichen Anzeichen haben bei verschiedenen Forschern gerechte Bedenken erregt und Vermutungen veranlaßt, denen es nicht an großer Wahrscheinlichkeit fehlt. So hat man zu erweisen gesucht, daß die Briefe zwar von Maria stammen, aber an jemand anders, wahrscheinlich Darnley, gerichtet und vielfach interpoliert seien. Der zweite, sogenannte große Glasgowbrief, ist jedenfalls unecht, und damit fällt ein Hauptargument für Marias Mitwissenschaft an der Ermordung Darnleys. Wenn sich somit ergiebt, daß diese Kassettenbriefe ein sehr anfechtbares Material für eine Anklage gegen Maria Stuart bilden, so wird es am richtigsten sein, von ihnen abzusehen und den Versuch zu machen, was sich ohne sie gegen Maria vorbringen läßt.

Zunächst ist nun festzustellen, daß der Gedanke, Darnley aus der Welt zu schaffen, zuerst von den schottischen Großen gefaßt ist. Ihnen war es nur zu bekannt geworden, daß Maria Stuart seit der Ermordung Riccios ihrem Gemahl gram war und an eine Ehescheidung dachte. Allein dieser traten unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, denn auf keinen Fall würde die Königin sich dazu entschlossen haben, wenn sich daran Folgen knüpften, welche die Legitimität ihres kürzlich geborenen Sohnes etwa in Frage stellten. Fünf Lords, unter ihnen Graf Bothwell und der verschlagene Maitland von Lethington, erboten sich, diese Angelegenheit in die Hand zu nehmen und zu einem glücklichen Ende zu führen. Hierbei fielen die Worte: „Madame, wir sind hier die Häupter von Eurer Gnaden Regierung und Adel, wir werden die Mittel finden, daß Eure Majestät ohne Präjudiz für Ihren Sohn den Gemahl loswerden, und obgleich Lord Murray hier nur um ein kleines weniger skrupulös als Protestant ist, denn Sie als Papistin, wird er dabei durch die Finger sehen und nichts sagen, während wir handeln." Hiermit waren wohl deutlich genug die Ziele, welche sie im Auge

hatten, dargethan. Wenn nun Maria darauf erwiderte, sie möchte nichts gethan sehen, was ihre Ehre und ihr Gewissen berühre, so war das zwar an sich klug, aber es war doch eher eine Anfeuerung als eine Abrede.

Hiernach läßt sich also ohne weiteres behaupten, daß die Ermordung Darnleys von den Lords ausging, und hiermit steht auch der weitere Verlauf der Ereignisse im Einklang, die den Lords die meisten Vorteile aus diesem Gewaltakt gaben. Ebenso sicher ist dann die weitere Annahme, daß Graf Bothwell die Sprengung des Hauses, in dem Darnley wohnte, hauptsächlich leitete. Seit dieser Schandthat ist sein Lebensgang mit Maria aufs engste verknüpft, und hieraus folgern die Ankläger der Königin auch heute noch ein geheimes Einverständnis beider. Schon vorher hatte aber Bothwell bei Maria in großem Ansehen gestanden und war eine ihrer Hauptstützen gewesen. Er hatte ihr seinen tapferen Arm zur Bekämpfung des aufsässigen Adels zur Verfügung gestellt, zeigte sich unter allen andern Lords durch einen hohen Grad von Loyalität aus, wodurch er namentlich Murray verhaßt wurde, der ihn 1562 beschuldigt hatte, seine Ermordung und die Entführung der Königin geplant zu haben. Es wird ihm also damals bereits das zugetraut, was er später ausgeführt hat. Allerdings war damals der günstige Augenblick dazu noch nicht gekommen, sondern erst mußte Murray gestürzt werden, bevor er sich wieder hervortrauen konnte.

An besonderen Gnadenbezeugungen hatte es Maria nicht fehlen lassen. Als Bothwell im Herbst 1566 auf seinem Schlosse an einer Verwundung, die er von einem berüchtigten Räuber im Zweikampf erhalten hatte, krank lag, besuchte ihn Maria, da sie gerade in der Nähe vorüberkam. Allein dies war nur eine Anerkennung für die treu geleisteten Dienste, keineswegs ein Beweis der Liebe. Daß sich bei Maria ein derartiges Gefühl für Bothwell geregt hätte, ließe sich auch indirekt dadurch widerlegen, daß er durchaus keine Eigenschaften besaß, welche gerade ihr Herz hätten fesseln können, denn er war weder anmutig noch schön, dazu fehlte ihm jede höhere Bildung und äußere Feinheit des Benehmens. Wichtiger aber ist es, daß Nachrichten über ein geheimes Einverständnis beider erst

aus einer späteren Zeit stammen, während die gleichzeitigen Berichte nichts davon zu melden wissen.

Wenn nun auch Bothwell ein Hauptteil der Schuld an der Ermordung trifft, so nahm er dieselbe doch nicht allein auf sich, er hatte Mitwisser und Mitberater im Kreise der Lords, in deren Interesse die Beseitigung Darnleys lag. Im Dezember 1566 wurde unter ihnen der Gedanke rege, der von Murray und Lethington ausging, daß die Verbannten zurückberufen würden. Wenn man nun bei den Beratungen hierüber die Schwierigkeiten, welche die Königin machen würde, nicht verkannte, so hoffte man doch sicher sie gefügig zu machen, wenn sie von ihrem Gemahl befreit würde. Somit war die Beseitigung Darnleys Mittel zum Zweck. Allein sie fanden doch bei Maria nicht das Entgegenkommen, welches sie gehofft hatten. Dennoch arbeiteten sie ruhig weiter. Huntley, Argyle, Bothwell und Maitland unterzeichneten nunmehr einen Bond, durch den sie sich verpflichteten, Darnley auf die eine oder andere Weise aus der Welt zu schaffen, da das Regiment „des jungen Narren und hochmütigen Tyrannen“ nicht mehr zu ertragen sei. Sie sicherten sich ihre gegenseitige Unterstützung zu und verbürgten sich unter einander für die Straflosigkeit dessen einzutreten, dem die Ausführung der Anschläge übertragen würde.

Ein störendes Ereignis ihrer Pläne war der Umstand, daß die Königin die Verbannten auf die Fürsprache des englischen und französischen Gesandten begnadigte. Allein die allgemeine Amnestie, welche im Dezember 1566 erlassen wurde, hatte doch die Beschränkung, daß jene noch zwei Jahre den schottischen Boden meiden sollten. Den Interessen der Lords lief aber ganz zuwider eine etwaige Aussöhnung Marias mit ihrem Gemahl. Als diese nun durch die Annäherung der Gatten im Januar 1567 in den Bereich der Möglichkeit gerückt war, ergab sich die unbedingte Forderung, dies auf jeden Fall zu verhindern, und indem dies allein ins Auge gefaßt wurde, ist wohl bei den Lords der Plan, Darnley zu beseitigen, zur vollen Reife gekommen. Daß Darnley dann bei seiner Rückkehr nach Edinburgh in diesem Hause untergebracht wurde, geschah deshalb, weil es im Besitze eines Verschworenen war. Der Schlüssel zu einer Nebenpforte in der Stadtmauer, durch welche man von der Stadt aus unbemerkt in das Haus gelangen konnte, wurde

nicht abgegeben, sondern sollte verloren sein. Durch diese Pforte aber sind sicher die Verschworenen eingedrungen und haben auf diesem Wege die großen Massen Pulver in den Keller geschafft.

Es entsteht nun die Frage, ob die Königin im Einverständnis mit den Verschworenen gewesen sei. Ein klarer Beweis hat sich hierfür nicht finden lassen; nach dem, was wir soeben erzählt haben, könnte man das Gegenteil behaupten. Jedenfalls lag es den Lords fern, selbstlos allein für ihre Königin zu arbeiten. Sie verfolgten viel egoistischere Ziele, als daß sie sich ohne persönlichen Vorteil begnügt hätten, Maria von einer unangenehmen Last zu befreien. Huntley wurde für den Anschlag durch die Aussicht, seine vor einigen Jahren verlorenen Güter wieder zu erlangen, gewonnen, Bothwells Ehrgeiz wurde dadurch angeregt, daß man ihm wohl jetzt bereits die Hand Marias als Belohnug aussetzte.

Für die Beurteilung der Schuld Marias ist es nun auch von Wichtigkeit zu ermitteln, wie sie sich vor und nach dem Attentate verhalten hat. Ob sie die schon erwähnte Aussöhnung mit ihrem Gatten aufrichtig meinte oder nicht, läßt sich nicht beweisen. Jedenfalls ist aber kein Beweis dafür vorhanden, daß sie heuchelte. Während der Nächte vor dem Anschlage hatte sie mehrere Male in dem Hause im Kirk of Field geschlafen; unter den Gemächern des Königs hatte sie sich ein Zimmer einrichten lassen. Am späten Abend des 8. Februar 1567 hatte sie, umgeben von den Vornehmsten ihres Hofes, bei dem Könige geweilt; lange war sie geblieben, bis sie schließlich die Notwendigkeit, an einer Hochzeit zweier Bediensteten im königlichen Schlosse teilzunehmen, zum Aufbruch zwang. Wie sie die Nachricht der Unglücksbotschaft aufgenommen hat, welche Gefühle ihr Inneres dabei durchströmten, dafür fehlt jeder Anhalt, und jede Vermutung, die auf keiner festen Grundlage ruht, muß zurückgewiesen werden. Immerhin ist es möglich, daß sie das Truggewebe durchschaute, das die Lords um sie zu hängen gedachten.

Bald nach der Ermordung Darnleys bezeichnete die Volksstimme allgemein den Grafen Bothwell als den Attentäter. Man behauptete, seine Diener in jener Nacht verschiedenfach in der Nähe des Hauses im Kirk of Field gesehen zu haben.

Der Unwille that sich so laut kund, daß einer Anklage gegen ihn wegen Mordes Raum gegeben werden mußte. Graf Lennox, der Vater des Gemordeten, wurde nach Edinburgh geladen, um Klage zu erheben. So hatte der Staatsrat, in dem Bothwell selbst Sitz und Stimme hatte, beschlossen. Allein in der Entscheidung lag auch das Mittel für die Rettung des Attentäters, indem dem Kläger nur vierzehn Tage Frist zur Vorbereitung der Anklage zugestanden wurden. Vergebens suchte Graf Lennox um eine Verlängerung nach, und ebenso vergebens verwandte sich Elisabeth hierfür bei Maria Stuart. So schnell als möglich war das Schreiben Elisabeths nach Edinburgh befördert. Am Morgen der Gerichtssitzung war der Bote mit demselben angelangt, ihm aber der Zutritt verwehrt, da die Königin noch schliefe. Als er dann nach kurzer Zeit wieder vorsprach, fand er alle Zugänge des Palastes von der bewaffneten Gefolgschaft Bothwells besetzt. Er wurde nicht hindurchgelassen, aber das Schreiben nahmen ihm Bothwell und Lethington ab mit dem Bemerken, sie wollten es der Königin eigenhändig geben, wenn sie ihr Lever gehalten habe. Darauf schwang sich Bothwell in den Sattel, um nach dem Gerichtslokal zu reiten. Als er unter dem Fenster des Schlafgemachs der Königin vorüberkam, winkte er nach oben, und sein Gruß soll Erwiderung gefunden haben.

Es ist wieder eine der Scenen im Leben Marias, bei denen man vergeblich nach der Grundlage forscht. War sie wirklich im Einverständnis mit Bothwell? Der Schein spricht gegen sie, aber an einem vollgültigen Beweise hierfür mangelt es auch.

Bothwell konnte ruhigen Herzens vor dem Gerichtshofe erscheinen, wenn er sich auch noch so schuldig fühlte, denn seine Richter waren seine Mitschuldigen. Allein mit der Freisprechung, die schon deshalb erfolgte, weil der Kläger ausblieb, begnügte er sich nicht, sondern bei einem Abendessen, welches er den hervorragendsten Mitgliedern des Gerichtshofes gab, ließ er sich von ihnen seine Unschuld nochmals bezeugen und das Versprechen zusichern, ihn der Königin als Gatten zu empfehlen. Als er darauf Maria seine Hand antrug, wies sie ihn ab; allein er trat deshalb von seinem Vorhaben nicht zurück. Als sie wenige Tage darauf von Stirling, wo sie ihren Sohn besucht hatte, nach Edinburgh unter geringer Bedeckung zurückkehrte, überfiel er sie bei der Brücke über den Almond, zwei

Meilen vor der Hauptstadt und entführte sie nach Dunbar. Die Scene machte auf die dabei Anwesenden den Eindruck des Abgekarteten.

Maria war nun in der Gewalt Bothwells. Daß niemand im Lande daran dachte, sie zu befreien, kam daher, daß die Lords sämtlich im Bunde mit einander waren. Was nun in dieser Zeit zwischen beiden vorgegangen ist, kann nur durch Vermutungen ermittelt werden. Maria Stuart hat später ausgesagt, daß Bothwell, um ihre Einwilligung zu erlangen, es nicht an Bitten und unziemenden Forderungen fehlen ließ, ja sogar vor der Anwendung von Gewalt nicht zurückschreckte. Jedenfalls ging die Sinnesänderung Marias schnell genug. Bereits am 6. Mai kehrte sie nach Edinburgh zurück, um hier zu erklären, daß sie Bothwell wegen seiner früheren großen Verdienste ihre Hand reichen wollte, und nicht mehr als eine Woche verlief, bis der Ehebund geschlossen wurde.

Allein den Interessen der Lords entsprach es nicht, Bothwell ruhig am Ziele seiner Wünsche zu lassen; ihnen war an der Stärkung ihrer Macht gelegen, die nur dadurch steigen konnte, wenn es gelang, Maria zu stürzen. Noch ehe der Segen des Priesters Bothwell und Maria vereinigt hatte, setzten die Lords einen neuen Bond auf, durch den sie sich gegen Bothwell verpflichteten; eine erste Frucht desselben war der Aufstand, welcher Anfang Juli 1567 ausbrach. An der Spitze standen hier Argyle, Ruthven, Lethington u. a., die namentlich durch die presbyterianische Geistlichkeit gegen Bothwell zu hetzen suchten. John Knox stand auch hier wieder im Vordergrund der Eifernden und führte heftige Klagen darüber, daß die Bewegung so wenig in allgemeine Kreise drang. Wenn den Aufständischen auch Edinburgh in die Hände gefallen war, so machten sie doch so wenig weitere Fortschritte, daß es bereits schien, als ob sie unterliegen müßten, da Maria mit ihrem Gatten in dem festen Dunbar einen bedeutenden Stützpunkt hatte. So wäre sie denn wahrscheinlich Herr der Situation geblieben, wenn sie sich nicht einer unentschuldbaren Lässigkeit hingegeben hätte. Ohne die Sammlung ihrer Streitkäfte ganz abzuwarten, rückte sie auf Edinburgh vor und stieß zwei Stunden vor der Stadt auf die Lords. Statt sie nun energisch anzugreifen, ließ sie sich auf Unterhandlungen ein und lichtete durch ihre Zaghaftigkeit die

Reihen der Ihrigen, so daß sie, als sie schließlich die Waffen entscheiden lassen wollte, unterlag. Bothwell mußte sich von der Königin trennen, die nunmehr den Lords nach Edinburgh folgte. Von hier aus wurde sie dann tags darauf von den Lords Ruthven und Lindsay nach dem festen Schloß Lochleven gebracht, wo sie der Margarete Douglas, der Mutter Murrays, zur Bewachung übergeben wurde.

Die Lords verstanden es währenddessen, die öffentliche Meinung gegen Maria Stuart aufzuregen. Zum erstenmal hörte man etwas von Briefen, aus denen ihr geheimes Einverständnis mit Bothwell ersichtlich sei, daß sie um die Ermordung ihres Gatten gewußt habe. Wenn sie nun auch von den Lords gedrängt zu Gunsten ihres Sohnes auf die Krone verzichtete, so war ihre Person doch immer noch gefährlich. Allerdings so lange sie in Lochleven gefangen saß, war nicht darauf zu rechnen, daß sich ihr Anhang, über den sie noch im Lande verfügte, zusammenscharte. Bothwell war für eine Führerrolle unmöglich geworden. Unstät und flüchtig hatte er sich mit einer kleinen Seemacht an der Nordküste Schottlands herumgetrieben, war dann nach Norwegen geflohen und von hier als Gefangener nach Dänemark gebracht, wo er dann später gestorben ist. So hing denn alles davon ab, ob es Maria gelang, aus ihrem Kerker zu entkommen. Das Unglaubliche geschah, am 2. Mai 1568 täuschte Maria ihre sorgsamen Wächter und rettete sich auf ein benachbartes Schloß der ihr treu ergebenen Hamiltons.

Kaum war die Kunde durch das Land gedrungen, da strömten ihr auch von allen Seiten Anhänger zu, die mit der eingesetzten Regentschaft Murrays unzufrieden waren. Allein statt nun rasch auf Glasgow, wo sich gerade der Regent befand, vorzudringen, säumte sie unnütz, und als es dann zum Kampfe kam, fehlte es in ihrem Heere an einheitlicher Führung. In der Schlacht, die sie ihren Gegnern lieferte, war sie diesen zwar an Zahl überlegen, doch gab sie nach dem ersten Mißerfolg ihre Sache zu schnell auf. Die Furcht, etwa wieder ihren Feinden in die Hände zu fallen, schien sie ganz zu beherrschen. In eiliger Flucht, ohne die harten Entbehrungen zu achten, floh sie nach dem Südwesten ihres Reiches, tagelang ohne Ruh' und Rast. Sie entschloß sich, in England

bei Elisabeth Schutz zu suchen. Am 17. Mai 1568 überschritt sie mit einem Gefolge von achtzehn Personen den Solwey und betrat bei Workington den englischen Boden. Noch auf schottischem Gebiete hatte Maria einen Brief an Elisabeth gesandt, in dem sie dieselbe als ihre „gute Schwester" bat, vor ihr erscheinen zu dürfen. Allein Elisabeth schickte ihr die Erwiderung, sie könnte sie nicht eher sehen, als bis sie sich von den Anklagen, die gegen sie erhoben wären, gereinigt hätte.

Diese Antwort empörte Maria Stuart im höchsten Maße, und auch heute noch erfährt gerade dieser Punkt in dem Benehmen Elisabeths schärfste Verurteilung. Die Aufgabe des Geschichtsforschers soll es aber doch nicht sein, nach dieser oder jener Seite ein Verdikt zu fällen, sondern er will forschend verstehen, worin denn die Handlungsweisen der hervorragenden Personen begründet sind. Auf Elisabeths Entschließungen Maria Stuart gegenüber hat wahrscheinlich zweierlei stets einen sehr starken Einfluß geübt. Zunächst war die Königin von Schottland die am nächsten zum englischen Thron berechtigte, wenn Elisabeth starb, ohne sich zu verheiraten und einen leiblichen Nachkommen zu hinterlassen. Das Gefühl für die Legitimität war in England damals noch ein so ausgeprägtes, daß schwerlich an eine völlige Ausschließung der Stuartschen Linie zu denken war. Wollte man nun Maria selbst nicht auf den Thron gelangen lassen, so hatte sie ja von Darnley einen Sohn. Er war noch im zartesten Alter, vielleicht konnte man seine Erziehung in die Hand bekommen und so leiten, wie es dem englischen Interesse entsprechend war. Die Katholikin Maria war für England immer eine sehr gefährliche Nachbarin. Wie nahe lag es, daß die Katholiken Englands bei ihr, die sie als ihre rechtmäßige Königin ansahen, einen Rückhalt suchten, oder sich nur im Hinblick auf ihre Thronbesteigung auf eine bessere Zukunft vertrösteten. War schon diese Aussicht eine Gefahr für den Protestantismus, so konnte sie auch als benachbarte Herrscherin mancherlei Unfrieden stiften, wenn sie in ihrem Lande allmächtig war. Gerade aus diesem Grunde war es Elisabeth erwünscht, daß die Lords die Oberhand gewannen. So konnten diese denn auch mehrfach auf ihre Unterstützung rechnen.

Wenn nun Elisabeth gegen Maria Stuart wirkte, so bewogen sie dazu lediglich politische Interessen, vor allem der Wunsch, in ihrem Staate den Dingen, wie sie sich unter ihrer Herrschaft entwickelt hatten, eine bleibende Zukunft zu sichern. Wenn sie dann den Ruf der unglücklichen Königin untergraben half, so geschah es auch, um ihr die Nachfolge unmöglich zu machen. Allein die politischen Gedanken haben Elisabeth nicht immer beherrscht. Zuweilen, oft recht unvermittelt, treten bei ihr menschliche Regungen eines mitfühlenden Herzens ein. Sie hat die Absicht, der Hilfesuchenden Unterstützung zu gewähren, ihr königliches Empfinden bäumt sich dagegen auf, daß die Königin Maria sich vor ihren Unterthanen beugen muß. Diesen augenblicklichen Regungen zu viel vertraut zu haben, war der hauptsächlichste Fehler Marias, auf dem dann auch zum guten Teil ihr tragisches Schicksal beruht.

Als Maria den englischen Boden betrat, wurden ihr die gebührenden Ehrenbezeugungen zu teil; der Kommandant des benachbarten Carlisle war herbeigeeilt, sie einzuholen. Allein bald wandte sich das Blatt. Sie wurde im Herbst 1568 von Carlisle in das Innere des Landes auf das Schloß Bolton in Yorkshire gebracht, um hier das Resultat abzuwarten, welches die seit Oktober in York tagenden Konferenzen für sie haben würden. Allein auch dort war ihres Bleibens nicht. Mitten in der Winterkälte zu Beginn des Jahres 1569 wurde sie nach Schloß Tutbury in Staffordshire, dann nach Sheffield in die Hut George Talbots, Grafen von Shrewsbury, gebracht. Dieser behandelte sie streng, doch war er dabei menschlich gegen sie. Hier hat sie dann mancherlei trübe Erfahrungen zu sammeln gehabt; nur wenig berührte es sie dabei, wenn Talbots Frau ihre Ränke an ihr auszuüben suchte. Tiefer dagegen verletzte sie Elisabeth, die scheinbar Gnade zu gewähren Neigung zeigte, während sie anderseits wieder in kleinen Dingen ihre Feindschaft bekundete und gerade da zu verletzen suchte, wo Maria am leichtesten verwundbar war. Hierher gehört namentlich der Umstand, daß sie alles als glaubhaft entgegennahm, was den Ruf der Stuart untergraben konnte. Für viele kleine andere Nadelstiche mag eins als Beleg dienen. Maria hatte einmal um einen katholischen Priester gebeten, dem sie beichten wollte,

was ihr natürlich verweigert wurde. Als Ersatz dafür sandte man ihr eins der berüchtigtsten Pamphlets, welches gegen sie gerichtet war.

Am 4. Oktober 1568 waren in York die Konferenzen eröffnet, die über Maria einen Richterspruch fällen sollten. Bis zum Dezember tagten sie dort, um dann ihre Beratungen in Westminster fortzusetzen. Maria, der Regent und Elisabeth hatten ihre Bevollmächtigten dazu gesandt. Den Vorsitz führte der Herzog von Norfolk. Bemerkenswert ist der Artikel VII der Instruktion, welche Maria ihrem Verordneten gab. „Im Fall die Gegner behaupten, von mir Schriften zu besitzen, aus denen sich mutmaßliche Schlüsse gegen mich ziehen lassen, so werden Sie verlangen, daß die Originale vorgelegt werden, und daß ich sie selbst einsehen und darauf antworten kann; denn Sie werden in meinem Namen versichern, daß ich nie irgend etwas diese Sache betreffend an irgend eine lebende Seele schrieb; und daß, wenn solche Schriften vorhanden, sie gefälscht und von ihnen selbst zu meiner Entehrung und Verleumdung erfunden sind. Es giebt Personen in Schottland, Männer wie Frauen, welche meine Handschrift nachmachen, und auf meine Weise so gut wie ich schreiben; und solche befinden sich namentlich in Ihrer eigenen Gesellschaft. Ich zweifle nicht, daß, wenn ich in meinem Reich geblieben wäre, ich bereits die Erfinder und Schreiber solcher Schriften zur Erklärung meiner Unschuld und zur Beschämung ihrer Falschheit entdeckt haben würde."

Die Beachtung gerade dieses Punktes ist für die Beurteilung des weiteren Ganges der Verhandlung von größter Wichtigkeit. Denn bereits bei Beginn derselben zeigte Murrays Deputation den Engländern als Privatleuten eine ganze Reihe von Schriftstücken, aus denen die Mitschuld der Königin am Morde Darnleys hervorgehen sollte. Unter ihnen befanden sich auch fünf Briefe Marias an Bothwell, von denen zwei angeblich Ende Januar 1567 in Glasgow geschrieben sein sollten. Auf den Herzog von Norfolk wirkten sie zuerst völlig überzeugend, aber schon nach einigen Tagen wurde er an ihnen irre. Als später die Schotten mit diesen Briefen öffentlich auftraten, legten sie nicht die Originale vor, ja nicht einmal genaue Abschriften, sondern nur Übersetzungen. Für einen sorgsamen Forscher muß es dann höchst bedenklich sein, daß

Murray von Elisabeth vorher die Zusicherung verlangte, sie wolle seine Beweisstücke als vollgültig anerkennen. Wie ist es denn möglich, daß jemand über den Wert eines Dokumentes urteilt, bevor er es in der Hand hat? Nur derjenige kann eine derartige Zumutung stellen, der von der Glaubwürdigkeit seines Beweismittels nur eine geringe Vorstellung hat.

Erst in Westminster kamen die Abgesandten des Regenten mit der Anklage auf Gattenmord hervor, als sie die Zusicherung hatten, daß dann Elisabeth die Königin des schottischen Thrones für unwürdig hielte. Gegenüber dieser ungeheuren Anklage verlangte Maria sich persönlich zu verteidigen, allein dies lag durchaus nicht in den Intentionen Elisabeths, und obwohl auch ein Juristenkonzilium die Gewährung dieser Forderung angeraten hatte, so that sie es doch nicht. Hierauf entschlossen sich Marias Vertreter, aus der Konferenz auszuscheiden und gegen deren weitere Fortsetzungen zu protestieren. Nunmehr legte Murray den Engländern eine ganze Reihe von Thatsachen vor, aus denen die leidenschaftliche Liebe der Königin zu Bothwell und ihre schon lange geplante Verehelichung mit demselben hervorgehen sollte. Erst als Elisabeth darauf erwidern ließ, daß sie weiteren Beweisstücken entgegensähe, kam Murray mit der Kassette und der Geschichte ihres Inhaltes hervor. Diesmal sollten es die Originale sein, die in französischer Sprache vorgelegt wurden.

Elisabeth hatte nun in den Händen, was sie wünschte. Aber sie war nicht willens, darauf hin allein vorzugehen. So wurde denn der Versuch gemacht, Maria zur Thronentsagung zu bewegen. Doch diese war über die vorgelegten Schriftstücke im höchsten Maße erzürnt; sie verlangte, daß ihr dieselben gezeigt würden, selbst aus Abschriften, wenn man nur diese gewähren wollte, traute sie sich die Fälschung zu erweisen. Dazu wies sie ihre Abgesandten an, wieder an den Verhandlungen der Konferenz teilzunehmen und Murray nebst Genossen anzuklagen. Dieser war darüber so erzürnt, daß er mit seinem Anhang erklärte, er wolle doch sehen, ob die Königin diese Anklage ihm ins Gesicht aufrecht erhielte. Allein sie gingen nicht nach Bolton, wo Maria gerade damals verweilte, sondern kehrten nach Schottland zurück, zufrieden mit dem Erfolg, den sie errungen hatten.

Elisabeth war bei ihren Entschließungen in dieser Sache fast ausschließlich von ihrem Kabinettssekretär William Cecil, dem späteren Lord Burghley, beraten und war seinen Vorschlägen gefolgt. In ihrer Umgebung aber gab es verschiedene Große, die den getroffenen Maßregeln nicht zustimmten. Sie wünschten vielmehr die Anwesenheit Marias dazu benutzt zu sehen, daß England zu den katholischen Mächten in ein besseres Verhältnis käme. Aus dieser Idee heraus entstand der Plan, Maria mit einem englischen Lord zu verheiraten, der dann mit ihr später den englischen Thron besteigen sollte. Hierzu wurde der Herzog von Norfolk ausersehen, der bei Protestanten und Katholiken in gleicher Achtung stand. Zu diesen Plänen traf es sich auch gut, daß gerade jetzt Maria neue Bedingungen vorgelegt wurden, unter denen man sie nach Schottland zurückkehren lassen wollte. Allein in Schottland hatte Murray noch vollständig das Übergewicht, und Elisabeth geriet in helle Leidenschaft, als sie von dem Heiratsplan hörte, der hinter ihrem Rücken gemacht war. Es war nun die Frage, ob Norfolk gegen den Willen seiner Königin seine Werbung vorbringen würde. Seine Genossen schienen es zu erwarten, denn sie hatten bereits im Herbst 1569 begonnen loszuschlagen und daran gedacht, Maria in Tutbury zu befreien, aber diese war schon von dort entfernt, und Graf Sussex dämpfte den Aufstand schnell, der dann eine scharfe Katholikenverfolgung in den nördlichen Distrikten veranlaßte.

Allein hierbei hatte sich doch klar gezeigt, welche Gefahren die Anwesenheit der Stuart dem Lande brachte. So ließ sich selbst Cecil im Jahre 1570 dazu herbei, mit Maria betreffs ihrer Rückkehr nach Schottland zu unterhandeln und mit ihr einen Vertrag zu stande zu bringen. Zuerst hatte die Anerkennung des Edinburgher Vertrages von 1560 als Grundlage genommen werden sollen, allein da man Marias hartnäckigen Widerstand gegen einen Verzicht auf die englische Nachfolge kannte, machte man ihr denselben dadurch mundgerecht, daß sie verzichten sollte, wenn Elisabeth leibliche Nachkommen hätte. Hierauf ging sie ein und sicherte ebenfalls bereitwillig die Bestrafung der Mörder Darnleys zu. Besondere Schwierigkeiten erhoben sich nur gegenüber der Forderung, daß sie ihren Sohn zur Erziehung nach England senden sollte. So war denn in

allen Punkten ein Einvernehmen erzielt, und schon war Maria von den besten Hoffnungen für die Zukunft beseelt, als plötzlich Elisabeth die Zustimmung des Regenten in Schottland als notwendig für die Gültigkeit des Vertrages erklärte. Durch das Heranziehen der Gegner Marias wurde das Zustandekommen der Abmachungen sehr fraglich; es war, als ob eine Fata Morgana der gefangenen Königin liebliche Bilder vorgespiegelt hatte.

Inzwischen waren in Schottland blutige Scenen schnell auf einander gefolgt. Murray war unter dem Dolch eines Meuchelmörders in Linlithgow gefallen, in der Regentschaft folgte ihm Graf Lennox, der Vater Darnleys, aber durch innere Wirren wurde er bald zur Abdankung gezwungen, um dem Grafen von Mar Platz zu machen. Wenn nun diesem Maria einst sehr getraut und ihm ihren Sohn zum Schutz übergeben hatte, so lohnte er dies schlecht, indem er als Regent schmachvolle Verhandlungen betreffs der Auslieferung der Königin anknüpfte. Es war die Wiederaufnahme eines Gedankens, der schon früher einmal zu Murrays Zeiten gefaßt war. Maria Stuart sollte für Geld an die Schotten ausgeliefert werden, die sich dann verpflichteten, sie umzubringen. Eine derartige Abmachung steht wohl einzig in der Weltgeschichte da. Es wurde verabredet, daß die Engländer 2—3000 Mann senden sollten, unter deren Schutze die Exekution binnen drei Stunden auszuführen war. Dieselbe Macht sollte dann noch Hilfe leisten, um das Schloß in Edinburgh den Anhängern Marias zu entreißen. Schottische Edelleute sollten als Geisel für die schnelle Durchführung des Vertrages nach England gesandt werden. Nur der schnelle Tod des Regenten Mar verhinderte, daß man zum Ziele gelangte. Die Schotten hatten jedoch den Vorteil, daß sie mit englischer Hilfe das Schloß in Edinburgh den Anhängern Marias entrissen.

Als Maria immer klarer erkannte, daß an die Durchführung des zu Chatsworth verhandelten Vertrages nicht mehr zu denken war, entschloß sie sich, die Hilfe der katholischen Mächte für ihre Befreiung in Anspruch zu nehmen. An dem in London ansässigen florentinischen Bankier Ridolfi, der geheimer Agent des Papstes war, fand sie Unterstützung. Bereits im Februar 1571 hatte er sie in einem Briefe gewarnt, Elisabeth zu sehr zu trauen, und sie gebeten, doch lieber die Unter-

stützung der katholischen Mächte anzurufen. Durch ihn wurde die Verbindung mit dem Herzog von Norfolk wieder angeknüpft, der jetzt Maria heiraten sollte. Ridolfi entwarf auch einen Operationsplan. Spanische Truppen sollten unter der Führung von Herzog Albas Sohn in England erscheinen, und während sie die englische Armee in die Flucht schlügen, sollte Norfolk und sein Anhang Maria befreien. Elisabeth würde nichts geschehen, wenn sie katholisch würde, oder wenigstens den Katholiken größere Rechte einräumte und in die Heirat Marias mit Norfolk willigte. Allein es war hierbei doch zu viel auf die Entschlossenheit des letztgenannten gerechnet, denn Philipp von Spanien wollte nicht eher Unterstützung senden, als bis die englischen Verschwörer losgeschlagen hätten. Da aber die Verschwörung bereits in weite Kreise gedrungen war, konnte ihre Entdeckung um so eher geschehen. Die Folge davon war, daß der Herzog von Norfolk gefangen gesetzt und nach richterlichem Erkenntnis am 2. Juni 1572 hingerichtet wurde.

Doch dieser erste Mißerfolg schreckte nicht von weiteren Versuchen zu Gunsten Marias ab. Die hauptsächlichsten Stützen für derartige Bestrebungen waren fortan Spanien und der Papst. Gerade der letztere arbeitete am eifrigsten, und fast schien es, als ob die Tage Gregors VII. zurückgekehrt seien, in denen der heilige Stuhl über die Kronen der Welt frei verfügte. Bereits im Jahre 1571 war eine päpstliche Bulle ergangen, in der Elisabeth als Bastard und des Thrones für verlustig erklärt wurde, ihren Unterthanen bei Strafe des Bannes der Gehorsam untersagt wurde. In der That waren das nur Worte leeren Schalles, die keine andere Folge hatten, als daß die Gesetze gegen die Katholiken verschärft wurden. Doch bald begann die Kurie planmäßiger an der Wiedereroberung Englands für den katholischen Glauben zu arbeiten. Vor allem galt es, glaubenstreue Sendboten zu gewinnen. In Rom und Reims wurden unter der Leitung der Jesuiten Seminare eröffnet, die es sich zur ausschließlichen Aufgabe machten, junge Engländer in ihrem Glauben zu festigen mit der Verpflichtung, daß sie später in ihrer Heimat für die römische Kirche arbeiteten. Seit dem Jahre 1580 wanderten diese jungen Leute, deren Fanatismus in jeder Weise durch die Erziehung gesteigert war, unter allerhand Verkleidungen nach

England, um hier nicht nur für den Glauben, sondern auch für die ihnen allein legitime Königin Maria zu arbeiten.

Jedoch Elisabeths Diener, vor allem der unermüdliche Staatssekretär Thomas Walsingham, hatten ein wachsames Auge und ließen durch gut bezahlte Agenten jeden Schritt, der von Reims aus geleitet schien, sorgfältig beobachten. Durch rücksichtslos gefällte Bluturteile hoffte man zu schrecken und verwies auch den spanischen Gesandten des Landes, da er der Beteiligung an den Verschwörungen bezichtigt wurde. Wenn auch Spanien, namentlich auf Betrieb des abenteuerlichen Don Juan d'Austria, eine Befreiung Marias geplant hatte, so nahm es doch einstweilen davon Abstand, da es zur Genüge mit den Niederlanden zu thun hatte, die von Elisabeth unterstützt wurden. Hatte der Papst früher noch auf Frankreichs Beihilfe infolge verwandtschaftlicher Interessen gerechnet, so war jetzt nicht daran zu denken, da die Hugenottenkriege im Inneren genug Wirren anrichteten.

Versagte nun die Aussicht auf eine Unterstützung durch das Ausland, so blieb allein die Hoffnung, daß der Tod Elisabeths eine günstige Wendung im Schicksal der Schottenkönigin herbeiführen würde. Vielleicht ließ sich das Eintreten dieses Ereignisses beschleunigen. So richteten sich die Pläne der katholischen Geistlichkeit gegen das Leben der englischen Königin. Von den Jesuiten in Reims wurde ein junger Engländer John Savage gewonnen, um ein Attentat auf die Königin auszuführen. Um diesem die Wege zu ebnen, setzten sich die Väter mit Anthony Babington, einem englischen Edelmann, der Maria ergeben war, in Verbindung. Dieser ging darauf ein, Maria mit Hilfe der Katholiken zu befreien. Auch Spanien wurde ins Einvernehmen gezogen, und Philipp verpflichtete sich, sofort Truppen zur Unterstützung nach England zu senden. Walsingham war von allen Vorgängen durch seine Spione auf das genaueste unterrichtet, er ließ den Dingen ruhig ihren Lauf, aber kein Schriftstück ging von Maria oder kam zu ihr, ohne daß er nicht davon unbemerkt Kenntnis erhielt. Erst als ihm die Sache genügend entwickelt erschien, und er namentlich gegen Maria hinreichende Beweisstücke in den Händen zu haben glaubte, schritt er ein. Babington und seine Mitverschworenen wurden ergriffen und gerichtet.

Nun kam es vor allem darauf an, diesen Schlag gegen Maria auszunutzen. Seit dem Jahre 1584 war sie nicht mehr in der Obhut des Grafen Shrewsbury. Nach verschiedenen Wandlungen war ihr schließlich auf Schloß Justbury Sir Amyas Paulet als Wächter bestellt, der seinen Pflichten auf das gewissenhafteste nachkam. Schützling des Grafen von Leicester, war Sir Amyas ein rauher Puritaner, aber ehrlicher als alle, deren Befehlen er gehorchte, obwohl ihn sein religiöser Fanatismus hart, ja bis zur Grausamkeit grimmig gegen Andersgläubige, der alten Kirche treu Gebliebene machte, in denen er leibhaftige Satanskinder sah. Ein gegen den Zauber der unglücklichen katholischen Königin mehr gefeiter Mann konnte schwerlich zu ihrem Hüter gewählt werden. Man konnte sicher sein, daß er die höheren und höchsten Befehle genau ausführte, selbst wenn sie die Gesetze menschlicher Billigkeit schwer verletzten; es widerstrebte ihm z. B. nicht, auf Walsinghams Anweisung die gewöhnliche Verteilung von Liebesgaben unter die Armen der Ortsgemeinde der Gefangenen zu verbieten; aber mit Entrüstung wies er das Zumuten zurück, seine Gefangene etwa heimlich zu beseitigen. Dagegen leistete er hilfreiche Hand, um die Königin der Teilnahme an der Babingtonschen Verschwörung zu überführen.

Bei einer Hirschjagd, deren Freude man Maria trügerischer Weise gewährte, und bei der sie immer mehr aufzuatmen schien, wurden ihre beiden Sekretäre, Curle und Nau, die sie dabei begleiteten, gewaltsam gefangen genommen. Unter Androhung der Folter machten diese dann Geständnisse, die Marias Teilnahme an der Verschwörung klar stellten. Um nun Maria zu richten, wurde eine Kommission von hervorragenden Staatsmännern eingesetzt, die sich im Oktober 1586 nach Fotheringhay begab, um hier die Königin zu verhören. Anfangs war Maria nicht geneigt, diesen Gerichtshof als zuständig für sie anzusehen, sondern verlangte ein „freies und vollständiges Parlament", vor dem sie sich verantworten wollte. Allein verschiedene Umstände veranlaßten dann doch, ihre Bereitwilligkeit wenigstens dazu zu erklären, auf eine einzige Frage, betreffend das Leben der Königin von England zu antworten. Ausdrücklich verwahrte sie sich dagegen, daß aus ihrem Nachgeben irgend welche Schlüsse gezogen würden, die ihr oder ihren Nachkommen

von Schaden sein könnten, ihr komme es nur darauf an, die Wahrheit so schnell als möglich festzustellen. Auf die Beschuldigung, Elisabeth nach dem Leben getrachtet zu haben, erwiderte sie: „Ich habe heftig nach Freiheit verlangt und energisch daran gearbeitet, sie wieder zu gewinnen, indem ich dabei einem sehr natürlichen Triebe folgte, aber ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich weder gegen Elisabeths Leben konspiriert, noch eine derartige Verschwörung gebilligt habe." Als man ihr Babingtons Geständnis vorhielt, antwortete sie: „Wenn er wirklich ähnliche Sachen gestanden hat, warum hat man ihn hingerichtet, bevor er mit mir konfrontiert worden, damit er sie in meiner Gegenwart behaupte und mich überführe? Um diese Konfrontation zu vermeiden, welche die Wahrheit ins helle Licht gesetzt hätte, hat man sich beeilt, ihn verschwinden zu lassen."

Was Maria auch bei den Verhandlungen vorbringen mochte, war vergeblich, selbst wenn sie dadurch klar ihre Unschuld bewiesen hätte. Bereits vor der Anstrengung des Prozesses war das Urteil gefällt. Im Jahre 1585 war nämlich ein Parlamentsbeschluß gefaßt, der eigentlich der Ausgangspunkt für die Anklage war. Danach sollten Personen, zu deren Gunsten ein Aufstand unternommen, oder gar ein Anschlag gegen das Leben der Königin geplant wäre, ihr Anrecht auf die Krone verloren haben; wenn sie aber selbst mit solchen Anschlägen Gemeinschaft hätten, sollten sie ihr Leben verwirkt haben. So erwartete denn niemand etwas anderes, als was am 31. Oktober 1586 geschah, daß Maria von ihren Richtern zum Tode verurteilt wurde, und das Parlament gab dem Beschluß selbstverständlich seine Genehmigung. Wenn auch hier einzelne für eine lebenslängliche Haft gewesen waren, so drang doch die Meinung derer durch, die eine möglichst baldige Vollziehung des Todesurteils verlangten.

Elisabeth ließ nun zwar am Anfang Dezember das Todesurteil Marias durch ganz England unter dem Schmettern der Trompeten verkündigen und dabei vierundzwanzig Stunden lang die Glocken läuten. Die Menge des Volkes brach darüber in hellen Jubel aus und zündete Freudenfeuer an. Doch zur Unterzeichnung des Vollstreckungsbefehles kam es nicht, denn Elisabeth hätte es am liebsten gesehen, wenn ihr Name mit der Exekution nicht in Verbindung gebracht wurde und wenn die

Verurteilte etwa durch Gift oder eine Art Meuchelmord aus dem Wege geschafft wäre. Allein ihre Räte hatten nicht die Absicht, auf ihre Person ausschließlich die Verantwortung für die Hinrichtung zu nehmen. So hoffte sie Wochen hindurch einen Diener zu finden, der das that, was sie wünschte. Schon bemächtigte sich ihrer düstere Aufgeregtheit, sie vernachlässigte ihre gewöhnlichen Vergnügungen. Da plötzlich am 1. Februar 1587 schien eine andere Gesinnung über sie gekommen zu sein, sie befahl dem Unterstaatssekretär Davison, zu ihr zu kommen und den Warrant mitzubringen. Als dieser kam, fand er die Königin aufgelegt und gesprächig. „Nach einigem Geplauder über das schöne Wetter und die Gesundheit des Sekretärs, für die sie sich besonders besorgt zeigte, warf sie, auf sein Portefeuille deutend, leicht die Frage hin, was er da habe. Einige der königlichen Unterschrift bedürftige Papiere, darunter eins, das er auf Befehl Ihrer Majestät mitgebracht habe, antwortete Davison. Hierauf ließ sie die Schriftstücke sich einzeln vorlegen und unterzeichnete sie, auch den Warrant, wie man ein gewöhnliches Geschäft abthut.“ Ironisch fragte sie dann noch den Sekretär, ob es ihn schmerze, sie so handeln zu sehen, worauf er erwiderte, daß den Tod der Fürstin ja die Gerechtigkeit forderte. Sie beauftragte ihn noch, Walsingham die Unterschrift zu zeigen und sie dann dem Großsiegelbewahrer zu geben. Von Walsingham wurde noch ein Versuch gemacht, Sir Paulet zum Mordanschlag zu bewegen, allein dieser wies es wie früher entrüstet zurück.

Sobald diese Antwort eingetroffen war, entschloß man sich zur Exekution. Der Graf von Kent eilte mit dem Scharfrichter nach Fotheringhay. Ruhig und gelassen nahm Maria die Todeskunde entgegen, aber nochmals beschwor sie ihre Unschuld, niemals nach dem Tode der Königin von England getrachtet zu haben. Vergebens bat sie um einen katholischen Priester, einen anglikanischen Dechanten wies sie entrüstet zurück und bereitete sich lieber allein auf den Tod vor. Mit bewundernswürdiger Ruhe traf sie ihre letzten Anordnungen und setzte ihr Testament auf. Am nächsten Morgen kleidete sie sich mit besonderer Sorgfalt, kostbarer vielleicht, als man bei einer Königinwitwe erwartete. „Über einem Kleide von schwarzem Atlas trug sie einen weiten Mantel von gleichem Stoff und

gleicher Farbe mit Goldeinschlag, mit schwarzem Taffet gefüttert und mit Zobel verziert; die Ärmel herabhängend bis an den Boden, die Schleppe lang. Den Hals umgab ein breiter Kragen à l'italienne, auf dem Haupte erhob sich ein Aufsatz von weißem Flor, von dem ein langer, weißer Spitzenschleier bis auf den Boden herabfiel. An der Halskette von boules de senteur hing ein goldenes Kreuz, am Gürtel ein goldener Rosenkranz." Nachdem sie die ihr noch bleibende Zeit im Betzimmer zugebracht hatte, folgte sie ihren Schergen mutig zum Schafott.

Elisabeth, die noch in der Nacht vom 8. zum 9. Februar die Benachrichtigung von der Hinrichtung erhielt, gab sich nun den Anschein, als ob sie nichts davon wüßte. Als aber die Volksdemonstrationen, die als Zustimmung gelten sollten, immer zahlreicher wurden, fragte sie am 13. Februar verwundert, was denn die Ursache sei. Sobald sie den Grund erfahren hatte, brach sie in Thränen aus und beschuldigte die Minister, sie hätten ihre königliche Autorität mißbraucht. Davison warf sie vor, es unterlassen zu haben, mit ihr nochmals, wie befohlen, zu reden, bevor er den Warrant zum Großsiegelbewahrer trüge. Der Sekretär mußte es büßen, die Befehle seiner Herrin zu genau ausgeführt zu haben; er sollte jetzt allein die Verantwortung für die Hinrichtung tragen. Ohne Erbarmen wurde er in den Tower geschickt, wo er fünfzehn Jahre lang, bis zur Thronbesteigung Jakobs I. schmachtete. Auch Burghley, Leicester und Hatton mußten sich eine zeitweilige Ungnade gefallen lassen, nur allein Walsingham ging frei aus.

Die Jungfrau von Orleans.

Durch Schillers Drama hat bei uns in Deutschland die Gestalt der Jungfrau von Orleans und ihr Schicksal eine festgeschlossene Form angenommen. Nur als Dichter, nicht als Geschichtschreiber stand Schiller dem Stoffe gegenüber und demgemäß hat er ein Idealbild, nicht ein historisch treues Portrait zeichnen wollen. Lediglich aus diesem Grunde hat er von vornherein die zeitraubenden, für seinen dichterischen Zweck entbehrlichen und in jener Zeit schwierigen Quellenstudien unterlassen und sich der Führung eines Buches anvertraut, welches er zufällig in der Weimarer Bibliothek fand. Es war der dritte Band der notices et extraits des manuscripts de la bibliothèque du Roi von de l'Averdy (Paris 1790), in dem ein ziemlich reichhaltiges Material über Jeanne Darc zusammengetragen war. Allein um einen tragischen Stoff daraus zu gewinnen, waren mancherlei Umgestaltungen nötig. Die dichterische Johanna ist in vielen Punkten eine andere als die geschichtliche. Aber auch an den begleitenden Vorgängen ist manches geändert; das Bedeutsamste ist wohl, daß die Versöhnung Karls VII. mit dem Herzog von Burgund in die Zeit Johannas verlegt wird, während sie erst später stattfand.

Johannas Laufbahn war auch in der Geschichte kurz, aber glänzend. Eine so plötzlich auftretende Erscheinung konnte nach der Anschauung der damaligen Zeit nur durch eine übernatürliche Einwirkung erklärt werden. So wurde denn schon von den Zeitgenossen der Glaube an ihre göttliche Sendung genährt. Aufgabe der Geistlichkeit mußte es sein, in diesem Sinne zu wirken. Mußte sie sich doch darüber klar sein, daß dadurch ihre und die damals schon arg erschütterte Stellung des Papstes neue Sicherung erhielt. Einer der hervorragendsten Vertreter

dieser Richtung war Perceval de Cagny, der 1456 eine Chronik der Herzöge von Alençon zu schreiben begann. Da sein Herr einer der eifrigsten Gönner der Jungfrau war, so machte er Johanna zum gottgesandten Schutzengel des ratlos verzagten Königs, ließ sie nach den Eingebungen ihrer Heiligen alles deuten, leiten und vollführen. Wenn er auch von den wirrsten Ausartungen römischer Legendenbildungen noch frei ist, so weiß er doch schon von Wunderthaten zu berichten. Gefahren der schwersten Art löst sie wie mit einem Zauberstabe; ist sie im Unglück, so trägt nicht sie, sondern der böse Willen von Karls Feldherren oder ein widriger Zufall daran schuld. Hier ist die Grundlage für all das Mysteriöse geschaffen, welches die Jungfrau später den Dichtern als ein willkommenes Sujet erscheinen ließ. Im Verlauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte wird auf der einmal gewonnenen Grundlage rüstig weiter gebaut, und jeder glaubt sein Teil beitragen zu müssen, um durch diesen oder jenen Zug eine Verschönerung des Bildes zn erreichen. Das Gebäude einer Heiligenlegende, wie sie nicht besser gedacht werden kann, steht stolz da und scheint den wahren geschichtlichen Sachverhalt ganz in den Hintergrund zu drängen.

Jede Gestalt, zu welcher Zeit sie immerhin auftreten möge, muß aus den sie umgebenden Verhältnissen heraus beurteilt werden. Für die Wertschätzung dessen, was die Jungfrau geleistet hat, ist in erster Linie ein Blick auf das damalige Frankreich von Nutzen. Die Lage des Landes war zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts traurig genug, König Karl VI. (1380—1422) aus dem Hause Valois verfiel kurz nach seinem Regierungsantritt dem Wahnsinn. Die Frage der einzusetzenden Regentschaft schied die Großen des Reiches in zwei, einander ziemlich gleichbedeutende Parteien. Die einen wollten den Herzog von Orleans, die andern den Herzog von Burgund mit diesem Amte betrauen. In einer dunklen Novembernacht des Jahres 1407 wurde der Herzog von Orleans in den Straßen von Paris ermordet, wie man allgemein behauptete, auf Geheiß des Herzogs von Burgund. Die Blutthat rief den Bürgerkrieg in der schrecklichsten Form wach; der Burgunder hatte die Hefe des Volkes auf seiner Seite, während der Adel zu Orleans hielt. In England ließ man diese Wirren des Nachbarlandes nicht unbeachtet. Hier hatte soeben ein kraftvoller Herrscher

den Thron bestiegen, und es schien an der Zeit zu sein, das ehedem von Eduard III. erhobene vermeintliche Anrecht auf die Krone Frankreichs durchzusetzen. Zudem gab es im Lande genug unruhige Geister, die teils von häretischen Ideen ergriffen, teils dem Hause Lancaster ob des kühnen Staatsstreiches gram waren. Diese mußte eine wohlregierende Staatsweisheit lieber nach außen hin ablenken, als in der Heimat zur Gärung kommen lassen. Kühn landeten die Engländer an der Küste Frankreichs, der Tag von Azincourt raffte die Blüte des französischen Adels dahin. Der Herzog von Burgund schlug sich auf ihre Seite, und ein großer Teil des alten Franciens lag zu den Füßen der Eroberer. Als dann die Armagnacs im Beisein des Dauphins den Herzog Johann erdolcht hatten, kam 1420 zu Troyes ein widernatürliches Bündnis zwischen Engländern und Franzosen, an dem sich auch Isabeau, die Königin von Frankreich, beteiligte, zu stande. Heinrich V. von England sollte mit der Hand der französischen Königstochter Katharina die Nachfolge in Frankreich nach dem Tode Karls VI. unter Ausschluß des Dauphins erhalten.

Heinrich V. überlebte Karl VI. nur kurze Zeit. Nach dem zu Troyes geschlossenen Vertrage besaßen jetzt Frankreich und England ein Haupt. „Ein Kind in der Wiege, noch nicht einjährig, trug die Kronen dieser beiden Länder, die scharf durch das Wasser geschieden, so selten in der Geschichte Hand in Hand gegangen sind. Das war wahrhaftig ein Wunder. Wie viele sträubten sich vor dem Gedanken, daß es von Bestand sein könne." Gar bald zeigte es sich, daß tiefbegründete Gegensätze sich nicht durch einen diplomatischen Federzug beseitigen ließen. Es stellte sich als unmöglich heraus, beide Nationen mit einander zu verschmelzen. Des Dauphins Ansehen stieg dadurch; er wurde als der Beschützer der Unabhängigkeit des Landes angesehen. Hatte er sich vordem nur auf die Partei der Armagnacs und deren adlige Genossen gestützt, so gewann er jetzt im Norden und Süden bedeutenden Anhang. Hierzu trat fördernd noch ein anderes Moment. Der Zauber der Legitimität und göttlichen Weihe, der des Dauphins Haupt auch vor der Salbung zu Reims umgab, fehlte dem Kinde von England, das nur von mütterlicher Seite französisches Blut in sich trug. Daß die Valois die kirchlichen Vorrechte und Freiheiten stets

im Auge gehabt hatten, trug ihnen gerade jetzt die besten Früchte. Neben dem Feudaladel stellte die Geistlichkeit dem König Karl VII. ihre Mittel für die Befreiung des Vaterlandes zur Verfügung. Außerdem spielte dann auch in die Kämpfe Frankreichs der große Gegensatz hinein, welcher seit Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts die katholische Kirche spaltete. Die Reformfrage und deren Durchführung hat deshalb auch für die Geschichte der Jungfrau ihre Bedeutung.

Wenn man nun diese Punkte zusammenfaßt, so erkennt man, wie gerade zur Zeit des Auftretens der Jungfrau in den Geschicken Karls eine Wendung zum Besseren eingetreten war, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß nicht Johanna allein den König nach Reims führte. Von durchschlagender Bedeutung war die moralische Wirkung, welche Johanna auf das französische Volk ausübte. In allen Kreisen, ob hoch ob niedrig, beim Prälaten, beim Edelmann wie beim Bürger machte sich Genußsucht, Üppigkeit und sittenlose Ausschweifung breit. Die Grundlagen der Familie waren unterwühlt, und alle Bande des Blutes wie des Staates drohten zu zerreißen. Endlich brach sich die religiöse Stimmung Bahn. Bettelmönche durchzogen das Land, predigten Buße und führten dem armen Volke die düsteren Gesichte der Apokalypse vor. Aber erfrischender wirkte das reine Vorbild der Jungfrau.

Johannas Vater war ein wohlhabender Gutsbesitzer, der vermöge seines Ansehens in Domremy die Stellung als Doyen, nächst dem Maire die höchste Obrigkeit des Ortes, erlangt hatte. Domremy gehörte halb zur Champagne halb zu Lothringen. Da Johanna, wie sich mit ziemlicher Gewißheit feststellen läßt, in dem erstgenannten Teile geboren wurde, so muß sie als eine echte Tochter Frankreichs gelten. Den Tag, an welchem sie das Licht der Welt erblickte, sicher zu ermitteln, ist kaum möglich. Nach der landläufigen Überlieferung soll dem 6. Januar diese Ehre zukommen, doch kann es durch keinen urkundlichen Beweis erhärtet werden.

Betreffs des Geburtsjahres steht es schon besser, wenn auch hier nicht unbedingte Sicherheit zugestanden werden kann. Doch darf das Jahr 1412 mit ziemlicher Bestimmtheit angegeben werden, denn bei dem Verhör, welches die Inquisition 1431 anstellte, hat Johanna sich als neunzehnjährig bezeichnet.

Allerdings scheint das entschlossene, vor nichts zurückschreckende und in mancher Hinsicht doch zugleich scharf berechnende Wesen der Jungfrau ein reiferes Alter vorauszusetzen. Doch diese rein äußerlichen Gründe können nicht allein die Entscheidung in dieser Frage herbeiführen, zumal man gestehen muß, daß nichts der Annahme im Wege stände, die Jungfrau habe sich frühzeitig entwickelt. Denn auch sonst weist sie in mehr als einer Beziehung einen nicht normalmäßigen Entwickelungsgang auf.

Anregung zu dem Glauben an ihre Mission mag sich in Johannas Innern schon frühzeitig ergeben haben. Gerade in ihrer Heimat, an der deutsch-französischen Grenze, entwickelte sich das Nationalbewußtsein am stärksten, hier nahm der Haß gegen die englischen Eindringlinge und die abtrünnigen Burgunder fast die Form des Fanatismus an. So wird denn Johannas Herz bereits, ehe sie den Beruf zur Retterin Frankreichs in sich fühlte, in Haß gegen das Fremdländische entflammt sein. Schon im elterlichen Hause war der Grund für ihre Mission gelegt. War doch der Vater aus der Champagne nach Domremy vor den Burgundern geflohen. Mehr als einmal mögen am häuslichen Herde heftige Äußerungen über die fremden Eindringlinge gefallen sein; auch in den Spielen der Kinder spiegelte sich der große Gegensatz, welcher damals in Frankreich herrschte, wieder. Vor den burgundischen Kriegsknechten hat Johanna das Vieh Domremys gerettet. Sie hatte also den Gefahren des Krieges schon frühzeitig ins Auge geschaut.

Im Elternhause ist sie häuslichen Beschäftigungen nachgegangen, doch hat sie nie von Beruf Hirtendienste geleistet. Vor ihren Richtern hat sie ausdrücklich bezeugt, daß sie „weder Schafe noch andere Tiere gehütet habe". Überhaupt zeigt ihre Jugendgeschichte keine bemerkenswerten Züge. Erst später als sie rehabilitiert wurde, machten ihre Jugendgenossen sie zu einer Frömmlerin und Schwärmerin, welche die Scherze und Spiele ihrer Altersgenossen floh, um in der Einsamkeit mit Gott zu reden. Übermäßige Kirchlichkeit lag der Jungfrau wohl auch durch ihre Erziehung fern, denn ihr Vater hatte in seiner Jugend die Bedrückung und Ausbeutung durch die Mönche zur Genüge kennen gelernt. Lediglich Erzeugnis der Legende ist

es, daß sie all ihr Hab und Gut an die Armen gegeben hätte. Himmlische Milde, heißt es dann weiter in legendenhafter Wendung, habe ihr ganzes Wesen umschwebt, so daß die Vögel des Feldes Brot aus ihrem Schoße genommen, die wilden Tiere ihre Herde verschont hätten.

Nach Gestalt und Gesicht ist uns die Jungfrau in keiner Darstellung überliefert, die Anspruch auf Authenticität machen könnte. Mehr als ein Bild von ihr bewahren französische Galerien; überall zeigt sich in der Figur das Gedrungene und eher Plumpe als Ebenmäßige. Und doch brauchen wir kein Bild alter Zeit von ihr. „Sie steht wie sie leibt und lebt, so menschlich schön, so zauberisch hoch da, daß keine Kunst, weder Poesie noch Malerei noch Skulptur, der rein historischen Gestalt so leicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt."

Dem Auftreten der Jungfrau war durch eine alte Weissagung der Boden geebnet. Die dem Aberglauben so zugeneigte damalige Zeit stützte sich gern darauf, daß Frankreich durch ein Weib zu Grunde gehen und durch eine Jungfrau von der lothringischen Grenze gerettet werden sollte. Es liegt die Möglichkeit nicht allzu fern, daß Johanna selbst davon frühzeitig am häuslichen Herde Kunde erhielt, und bei ihrer eigentümlich veranlagten Natur fühlte sie bald in sich die Berufung. Sowie nun in ihr dieser Gedanke einmal Wurzel geschlagen hatte, mußte sie natürlich von allen alltäglichen Dingen ihr Streben ablenken. Um sich jener Aufgabe allein widmen zu können, wies sie wohl auch die Werbung eines Bauern, der von ihren Eltern begünstigt wurde, zurück. Doch über den Weg, auf dem die Vollbringung ihrer Mission gelingen sollte, war sie sich selbst im unklaren. Eine geheime Flucht wagte sie aus Furcht vor dem strengen Vater nicht; auch ihre Jugendgespielinnen ohne Scheidegruß zu verlassen, fiel ihr schwer. Da erbot sich ihr Oheim Lassart zur Vermittelung. Im Januar 1429, mitten im strengen Winter, folgte sie seinem Rufe, ihn in seinem Haushalt zu unterstützen. Schon hatte er vorgearbeitet und sich Ende 1428 zu dem königlichen Hauptmann Baudricourt nach Vaucouleurs begeben, aber dieser meinte auf das Versprechen des Mädchens, der Oheim möge sie mit tüchtigen Ohrfeigen zu ihren Eltern zurücksenden. Auch jetzt wollte Baudricourt von der persönlich Erschienen nichts wissen, sondern

behandelte sie wie eine Besessene, die vom Priester beschworen wurde. Was ihn dann plötzlich doch vermochte, auf die Pläne der Jungfrau einzugehen, läßt sich nicht ermitteln. Genug, er wandte sechzehn Franken daran, um sie mit Roß und Rüstung zu versehen. Die Summe mag gering erscheinen, doch ist es für die Entscheidung der Hauptfrage unwesentlich. Dagegen wird die Stellungnahme des Vaters von Interesse sein, da gerade Schiller ihm eine besondere Rolle zugewiesen hat. Die nüchterne Forschung kann den alten Darc nur als zufrieden mit dem Thun seiner Tochter erscheinen lassen. Er besaß ein lebendiges Vaterlandsgefühl und eine tiefgehende Liebe für den König. Seinem Bauernstolz mochte es schmeicheln, daß seine Tochter als Gottgesandte begrüßt wurde. Dadurch, daß er seinen Sohn Pierre als Begleiter mitsandte, gab er seine Einwilligung zu erkennen.

Durch Baudricourt wurde Karl VII. von den Plänen Johannas in Kenntnis gesetzt; allein er zauderte, sogleich auf das Anerbieten einzugehen. In seiner Umgebung mögen sich mancherlei Intriguen betreffs der Jungfrau abgespielt haben. Der hohe Adel war nicht für dieselbe; möglich, daß sie unter den Damen der königlichen Umgebung Förderinnen ihrer Pläne fand. So wurde sie denn erst am 9. März 1429 vor den König geführt. Der ersten Unterredung, welche sie bei ihrer Ankunft mit dem König hatte, wohnten nur wenige Zeugen bei. Die Berichte über dieselbe, welche auf verschiedenen Aussagen beruhen, erzählen, daß die Jungfrau den König an sein Gebet erinnert habe, das er in stiller Kammer zum Herrn gerichtet, daß, falls er, woran vielfach gezweifelt wurde, der echte Sproß des Königshauses sei, er in Kastilien oder Schottland Rettung finden möge. Erst spätere Quellen wissen davon zu erzählen, daß Johanna den König mitten unter all den Anwesenden heraus erkannt habe. Wenn selbst der Biograph Karls, Jean Chartier, es berichtet, so liegt das in seinem Hang zum Mysteriösen. Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß im Prozeß dessen keine Erwähnung geschieht. Nun soll die Jungfrau auch dem König das Geheimnis seines Gebetes enthüllt haben. Die verschiedenartigen Versionen, welche die einzelnen Quellen bieten, lassen aber als Grundkern erkennen, daß Johanna Karl VII. als wahren König Frankreichs begrüßte. Daß sie auf diese

Frage einging, war natürlich und naheliegend. Als Thatsachen bestehen: das Gebet des Königs und die Anrede der Jungfrau. Aus dem Zusammentreffen beider wird dann die göttliche Offenbarung gefolgert. Eine wunderbare Offenbarung kann man aber doch auch nach katholischer Lehre erst dann darin erblicken, wenn sich dies Zusammentreffen durch die uns sonst bekannten Umstände nicht erklären ließe. Nun ist aber jede Thatsache für sich auch noch anderweitig bezeugt, ihr Zusammenhang aber ergiebt sich folgerichtig aus den Charakteren und Situationen. Auch Johanna mußten schon damals Zweifel an der Legitimität des Königs zu Ohren gekommen sein. Bereits in Vaucouleurs hatte sie verschiedenen gegenüber die Rechtmäßigkeit Karls verteidigt. Ihre erste Anrede an den Dauphin ging naturgemäß von diesem Punkte aus. Der Zufall brachte es mit sich, daß Karl in einem Gebete dieser Zweifel gedacht hatte. Man redete dann von einer nachhaltigen Einwirkung dieser Offenbarung auf den König, aber dieselbe war doch nur vorübergehend. Übertreibend erzählen einige Chronisten, er habe sich seitdem dem Rate der Jungfrau unbedingt anvertraut. Der wahre Sachverhalt war ein anderer.

Die Stellung, welche Karl VII. zuerst Johanna gegenüber einnahm, konnte natürlich für die Dauer weder ihr noch ihrem Beschützer genügen. Denn der König, der lieber diplomatischen Künsten vertraute, wünschte kein erneutes Aufflammen des Fanatismus, wie es durch das Auftreten der Jungfrau hervorgerufen werden mußte. Hätte nun Johanna nicht bei dem Herzog von Alençon, Johann von Orleans und anderen Unterstützung aus rein persönlichen Gründen gefunden, so wäre sie nie zur Geltung gekommen, denn die einflußreichen Minister konnten das Eingreifen einer angeblichen Gesandtin Gottes in die Politik und Kriegführung nicht dulden, wie sie auch später Johanna überall entgegentraten. Wenn Karl dann schließlich auf das Anerbieten einging, so war sie ihm ein politisches Werkzeug, dessen übernatürlicher Kraft er eher mißtraute als traute, und das er unbeachtet verderben ließ, als seine Wirkung sich nicht dauernd bewährt hatte. Hieraus wird sein Verhalten erklärlich. Wohl wurde eine Kommission zur Prüfung der Jungfrau eingesetzt, aber das geschah doch nur, um dem gemeinen Mann die Sache noch mundgerechter zu machen. Weder

der Vorsitzende derselben, der Erzbischof von Reims, noch die anderen Rechts- und Gottesgelehrten haben sich von der göttlichen Sendung der Jungfrau überzeugen lassen.

Nachdem Karl VII. sich für die Jungfrau entschieden hatte, verhinderte ihn die fortwährende Geldnot, in der er sich befand, an der Durchführung der weiteren Pläne. Endlich gelang es namentlich mit Hilfe des Herzogs von Alençon das Nötige zusammenzubringen. Eine schmucklose eherne Rüstung wurde für die Jungfrau bestimmt. Nur der Waffenrock war von Purpur und mit Gold durchwirkt. Einen Helm trug sie nur im Kampfe, während sie sonst barhäuptig ging oder sich mit einem Federhut bedeckte. Ein altes Reliquienschwert forderte sie aus der Katharinenkirche zu Fierbois; aber das Vorhandensein desselben war ihr sehr wohl bekannt, und sie hat es nicht, wie die Legende erzählt, infolge göttlicher Eingebung erraten. Die Fahne, welche sie trug, wurde nach ihren Angaben, die sie von der heiligen Katharina empfangen haben wollte, angefertigt. Auf weißer Leinwand mit seidenen Troddeln thronte der Heiland mit der Weltkugel in der Hand, zu seinen beiden Seiten waren betende Engel, von Lilien umgeben. Hierunter waren die Worte: Jesus Maria zu lesen.

Johannas Persönlichkeit wirkte gewaltig auf die Menge. Im Heere wurde durch ihren Einfluß der herrschende Ton gebessert. Fluchen und Schwören unterblieb in ihrer Gegenwart. Doch andererseits wirkte das Lagerleben auf sie verwildernd, wenn auch nicht entsittlichend. Milde Kapitulationsbedingungen gewährte sie nicht, oft ließ sie Gefangene grausam niedermetzeln. Den Mut der Soldaten feuerte sie durch Aussicht auf bedeutende Beförderung an. Natürlich gewann sie vor allem die Frauen für sich.

Der Aberglaube war bald im Volke so weit gediehen, daß man Überirdisches von ihr erwartete. So wurde sie in Lagny zur Wiederbelebung eines scheintoten Kindes aufgefordert. Aber manchem erschien sie schon damals als Zauberin und Betrügerin. Die Mitwelt nahm besonders gerechten Anstoß an ihrem unweiblichen Wesen.

Auf Grund des Gutachtens der zur Prüfung eingesetzten Kommission wurde Johanna zum Entsatz von Orleans, welches seit dem Oktober 1428 von den Engländern belagert wurde,

ausgesandt. Es war ein stattlicher Zug von 2000 bis 2500 Mann, der von Chinon aufbrechend zunächst nach Blois ging, wo große Transporte zur Verproviantierung Orleans' aufgesammelt wurden. Denn schon vordem war Karl auf die Unterstützung der treu zu ihm haltenden Stadt bedacht gewesen. Trotz seiner schlechten Finanzlage hatte er fast 100000 Franken diesem Zwecke geopfert. Das Heer, welches jetzt auszog, war ein nationales. Karl stützte sich nicht mehr auf die Schotten und Lombarden, sondern auf seine Landeskinder. Freudig strömten die Krieger, angefeuert durch das Beispiel der Jungfrau, von allen Seiten zusammen, um ihrem König zu seinem angeborenen Rechte zu verhelfen.

Sollte nun das zum Ausbruch gekommene Nationalitätsbewußtsein auch wirklich Nutzen bringen, so galt es vorsichtig zu Werke zu gehen, damit der einmal entfachte Mut nicht sogleich wieder erlahmte, wenn der Erfolg nicht die ersten Thaten begleitete. Johanna, die im Vertrauen auf ihre Heiligen den Stier bei den Hörnern packen und gleich auf die starken Bollwerke am rechten Ufer der Loire losgehen wollte, fand bei den französischen Feldherren keinen Beifall. Um sie gefügig zu machen (denn wegen ihres großen Einflusses auf die niederen Volksmengen mußte sie Berücksichtigung finden), wurde sie über die wahre Lage von Orleans getäuscht. Ebensowenig gab man ihrer Forderung nach, gleich nach der Ankunft vor Orleans den Sturm zu wagen, sondern wartete erst das Eintreffen der zurückgebliebenen Soldaten ab. Inzwischen beschäftigte man sie mit einem Kriegsspiele, das leicht hätte gefährlich werden können, wenn die Engländer nicht so energielos gewesen wären. Daß Johanna die Feinde in großsprecherischen Worten zur Ergebung auffordern ließ, hat man von kirchlicher Seite damit zu verteidigen gesucht, daß sie als gehorsame Tochter der Kirche erst alle Mittel des Friedens erschöpfen mußte, ehe sie zur kriegerischen Thätigkeit überging. Ohne ihr Wissen machten dann die französischen Führer den Plan für den bevorstehenden entscheidenden Kampf. Beim Sturm auf die Hauptbefestigung der Engländer kämpfte sie tapfer und setzte es durch, daß der Angriff nicht eher abgebrochen wurde, als bis ein Erfolg erzielt war. Obwohl sie selbst verwundet war, zwang sie doch den Grafen Dunois, den gegebenen Befehl zum Rückzuge zurück-

zunehmen. Durch ihre Begeisterung riß sie alle Krieger mit sich; das Hauptkastell der Engländer, les Tourcelles, fiel in ihre Hände.

Was die Jungfrau vor Orleans geleistet hat, kann bei einer nüchternen Betrachtung nicht besonders hoch angeschlagen werden. Ihr Hauptverdienst bestand darin, daß sie die Truppen durch ihr mutvolles Voraneilen mit sich fortriß und selbst die vorsichtigeren Feldherren zu Thaten brachte, die sie sonst wohl nicht gewagt hätten. Einen guten Teil ihres Erfolges verdankte sie der Kopflosigkeit der Engländer. Vereinzelung und mangelnde Einsicht der Oberleitung bei den Engländern haben den Verlust Orleans verschuldet. Talbot, der den Oberbefehl hatte, zog in der Nacht heimlich ab, ohne an die Verteidigung der noch nicht genommenen vier Bollwerke zu denken. Am 8. Mai konnte Johanna in Orleans, bejauchzet von den dankbaren Bürgern, einziehen. Ein nicht gerade tiefgehendes Feldherrntalent bekundet es, wenn sie die Verfolgung des Feindes untersagte.

Gerade diese erste Kriegsthat hat im weiteren Verlauf der Überlieferung mancherlei Ausschmückung erfahren. Johanna mußte als überirdisches Wesen, welches von den Heiligen unterstützt wurde, hingestellt werden. So setzen sich denn an das geschichtliche Bild diese oder jene Züge an. Von vielem mag nur eins erwähnt werden. Bei dem Proviantransport der nach Orleans nur auf der Loire zugeführt werden konnte, gab es einen Augenblick der größten Ratlosigkeit. Der Wind war dem Unternehmen widrig; schon gewann es den Anschein, als ob alles scheitern sollte. Da plötzlich schlug der Wind um, und dadurch wurde die Fahrt auf dem Strome ermöglicht. Gläubigen Seelen erscheint das natürlich als ein Wunder, welches durch die Gegenwart der Jungfrau bewirkt war, und Graf Dunois gestand später zu, von diesem Augenblicke an Gottes Hilfe geglaubt und seine Hoffnung in die von Gott gesandte Jungfrau gesetzt zu haben. Freilich der Skeptiker wird in dieser Änderung der Windrichtung schwerlich eine Wirkung der „heiligen Jungfrau" sehen.

Jubelnd vom Volke begrüßt eilte Johanna an den Hof zurück. Auch Karl hatte sich von der Brauchbarkeit des neuen Werkzeuges überzeugt. Vielleicht ließ ihn sein leichtes, gefühl-

volles Herz die Reinheit der Begeisterung Johannas erkennen, so daß er davon geleitet in dem Sendbrief, den er ins Land schickte, schrieb: „Ihr könnt den Heldenmut und die Wunderthaten nicht genug ehren, die uns die Augenzeugen von dem Mädchen berichten, das an allen siegreichen Kämpfen teilgenommen hat.“ Bei seinen weiteren Maßnahmen ließ er sich aber von anderen Gesichtspunkten leiten. Schon damals zeigte sich Mißtrauen bei den Klerikern und Zweifel der stolzen Herren, die über Johanna fast wie der Feind dachten und in ihrer Herkunft, in der durch sie veranlaßten Erhebung der niederen Stände eine ihnen drohende Gefahr erblickten, die vielleicht Schlimmeres bringen konnte als die englische Fremdherrschaft.

Auch andere Schwierigkeiten boten sich. Die Finanzlage des Königs war eine ungünstige und beeinflußte natürlich auch die kriegerischen Maßnahmen. Unter den Parteien bei Hofe fand Johanna Unterstützung bei denen, die für fortgesetzten Kampf waren. Ein warmer Fürsprecher war ihr namentlich der Herzog von Alençon, der allerdings kein großer Militär war und seit seiner Gefangennahme den Engländern gern persönlich aus dem Wege ging. Die Jungfrau wollte gerade auf Paris losgehen, doch gelang es ihr nicht, diese Absicht durchzusetzen. Aber ein anderes erreichte sie. „Der sehr berechtigte Gedanke, von der Loire nach der Normandie, dem Hauptsitze der selbständigen, nicht von Burgunds Gnade abhängigen englischen Macht zu ziehen, diese Provinz zu erobern und von dort aus Paris zu bedrohen, nebenbei aber den Frieden mit dem Herzog Philipp zu machen, wurde in dem ersten Teile zwar durch Alençon und Johanna verhindert, aber man setzte es wenigstens durch, daß der neubeschlossene Zug erst die Loire entlang und dann im Halbbogen um Paris herum nach Reims durch Unterhandlungen mit den burgundischen Festungskommandeuren vorbereitet wurde.“ Vom strategischen Gesichtspunkte aus kann man den französischen Führern hierin nur beistimmen.

Bei der Vorbereitung der weiteren Unternehmungen wurde in gewisser Beziehung auf Johanna Rücksicht genommen. Nicht direkt, wie sie verlangte, wurde auf Reims vorgerückt, sondern dem Laufe der Loire folgend, drang man vor. Talbot wurde bei Patay geschlagen und gefangen genommen; aber der Ruhm des Sieges wird verdunkelt durch die Grausamkeit, mit der die

Jungfrau die Gegner töten ließ. Wohl hatte der Anblick des Blutes sie zuerst weinen gemacht, aber bald wurde dadurch ihre Leidenschaft aufgeweckt, und diese ließ ihr dann keine Ruhe. Im Geiste ihrer Zeit mochte sie auch die Vernichtung des Feindes bis auf den letzten Mann, nicht die Schonung der wehrlos Gemachten wünschen.

Es war das erste Mal, daß die Franzosen im offenen Felde die Oberhand gewonnen hatten, und somit war der Sieg von bedeutender, moralischer Wirkung. Das schon erwachte Nationalgefühl gewann überall immer mehr an Boden. Verschwörungen bildeten sich in den noch besetzten Gebietsteilen, um der Zwingherrschaft ein Ende zu bereiten. Wohl wäre es dann die beste Ausnutzung dieses Sieges gewesen, die Normandie zu erobern, wie die französischen Führer jetzt vorschlugen, um so den Feinden den Rückzug abzuschneiden, aber Johanna wollte davon nichts hören; ihr kam es vor allem darauf an, Karl mit dem Zauber der Krönung in Reims zu umhüllen. So setzte sie es denn mit Hilfe Alençons durch, daß zunächst dorthin und später nach Paris der Zug gerichtet wurde. Den Engländern blieb somit Zeit, sich in der Normandie zu verstärken.

Am 17. Juli 1429 fand in der Kathedrale zu Reims in althergebrachter Weise die Krönung Karls statt. Johanna stand dabei am Altar neben dem Könige, die Fahne in ihrer Hand; doch trat sie während der Salbungsfeier wohl etwas zurück hinter die Edlen und Geistlichen, da sie nicht in allen Schilderungen der Zeitgenossen erwähnt wird. Zu dem Festtage waren auch ihr Vater und ältester Bruder herbeigeeilt, die stolz auf die Wunderthaten der Jungfrau wochenlang Gäste der Stadt Reims waren und dann reich beschenkt in ihr Dorf zurückzogen. Wenn die Einzelheiten der Festlichkeiten hier nicht genau wiedergegeben werden, so verdient eine andere Betrachtung ein näheres Eingehen. In Schillers Drama ist der Festtag in Reims gewissermaßen die Peripetie des Dramas. Auch in der legendaren Darstellung, die den Lebensgang Johannas so häufig auszuschmücken gesucht hat, wird die Krönung zu Reims als ein bedeutsamer Markstein angesehen. Immer und immer wieder wird auch von denen, die sich mit der Geschichte der Jungfrau aus kirchlichen Gründen beschäftigen, behauptet, daß Jo-

hanna ihre Mission mit der Krönung in Reims als beendet angesehen und ihren Abschied gefordert habe. Hätte sie aber in der That den Wunsch gehabt, so würde die bei Hofe mächtige Partei sie wahrhaftig nicht gehindert haben, nach Hause zu gehen. Gegenüber den Aussagen der Jungfrau im Verhör zu Rouen ist das hinfällig. Wie man nun namentlich von kirchlicher Seite zu dieser Annahme kam, läßt sich leicht erklären. Vor Paris und Compiègne erlitt Johanna bedeutende Mißerfolge; es lag nahe, deshalb an ihrer göttlichen Sendung irre zu werden. Wollte man aber hieran festhalten, so ergab sich leicht der Ausweg, die Jungfrau habe diese Unternehmungen gegen den Willen der Heiligen gemacht. Knüpfte sie aber bei ihrem Auftreten an die erwähnte alte Weissagung an, wie es doch wohl wahrscheinlich ist, so mußte sie sich als die kommende Retterin Frankreichs hinstellen. Nur die Vertreibung der Engländer aus Frankreich konnte deshalb das Ziel sein, welches sie erstrebte.

Aber darüber darf kein Zweifel herrschen, daß Johanna sich in Reims auf dem Höhepunkt des Ruhmes befand. Es war ihr gelungen, den Nationalsinn der Franzosen zu entflammen und mit Hilfe desselben die Engländer zu vertreiben. Vom Könige hatte sie zahlreiche Beweise der Gnade erhalten, die dieser allerdings mehr in Rücksicht auf die Volksgunst, deren sich die Jungfrau erfreute, gab. Ihr Heimatsort Domremy erhielt Steuerfreiheit, ihre Familie wurde in den Adelstand erhoben. Ein Schwert mit einer Krone auf der Spitze, zwischen zwei goldenen Lilien von Frankreich zeigte ihr Wappen. Als dann aber während des Winters eine lange Waffenruhe eintrat, wurde sie mißmutig und äußerte: „Ich fürchte nichts als Verrat.“ Noch fand sie Trost und Stärkung im Gebet, sowie in dem Bewußtsein, ihre Aufgabe noch nicht völlig gelöst zu haben. Doch ihr Geschick erfüllte sich schnell, nicht weil sie, wie die Legende will, die Stimme der Heiligen nicht mehr vernahm und ohne himmlischen Auftrag nach Paris ging, sondern weil sie sich immer mehr den ehrgeizigen Plänen der Kriegspartei zuwandte. Mit Unmut bemerkte Johanna das Zaudern, denn in dem überlegt langsamen Vorgehen sah sie nur Feigheit. Sie drängte dazu, direkt auf Paris loszugehen. Ihre Hoffnung war die Unvermeidlichkeit eines Zusammen-

ſtoßes auf dem Schlachtfelde, auf dem ſie des Sieges gewiſſer war als im Rate des Königs. Da ſie im Heere Anklang mit ihrer Loſung: nach Paris fand, ſo wurde Karl zum Zuge gegen die Hauptſtadt gezwungen. Vor Paris angelangt, forderte ſie und das Heer ungeſtüm den ſofortigen Angriff. Am Tage Mariä Geburt wurde der Sturm an der Porte St. Honoré verſucht. Johanna eilte allen voran, aber eine Verwundung am Schenkel hemmte ſie in ihrem Thun; ſie mußte den Kampfplatz verlaſſen. Zu ihrem großen Kummer wurde der Angriff aufgegeben. Ob eine Erneuerung desſelben zum Siege geführt hätte, muß als fraglich hingeſtellt werden. Allein der Glaube an die göttliche Sendung der Jungfrau und ihre Verheißungen war durch dieſen Mißerfolg im Heere ſtark erſchüttert, aber den Belagerten wuchs dadurch der Mut. Im franzöſiſchen Kriegsrate ſiegten nun auch die Gegner Johannas vollſtändig und erreichten das für dieſen Augenblick militäriſch allein Richtige: den Rückzug.

Johanna wurde wohl am königlichen Hofe noch freundlich empfangen, aber die Unthätigkeit, zu der ſie jetzt verdammt ſchien, wollte ihr nicht behagen. In den letzten Tagen des März 1430 entfloh ſie dem Hofe und eilte nach dem Kriegsſchauplatze in der feſten Überzeugung, daß, wo ſie ſich zeigte, ſich ihre durch ihr Auftreten unbeſchreiblich begeiſterten Landsleute ihr anſchließen würden. Doch bald ſollte ſie ſich darüber klar werden, welche Kluft zwiſchen ihrer jetzigen und der früheren Stellung war. Statt des edlen Alençon und Grafen Dunois ſtanden ihr jetzt Hauptleute zur Seite, die wohl den Degen führen konnten, aber nicht fähig waren, große Pläne zu entwerfen. So geht es denn mit ihr bedenklich zurück. Als ſie dann im April 1430 auch vor Pont l'Evêque geſcheitert war, büßte ſie ihr Anſehen im Heere vollſtändig ein.

Inzwiſchen war der Herzog von Burgund wieder als Feind Frankreichs aufgetreten und belagerte im Mai Compiègne. Hier glaubte Johanna eine Gelegenheit zur Wiedererlangung ihres ſchon ſchwindenden Ruhmes gefunden zu haben. In heftiger Ungeduld eilte ſie mit ihrer kleinen Schar den anderen voran, um der Stadt zu helfen. Mitten durch die feindlichen Linien ſtürmte ſie in die Stadt hinein. Am Tage darauf verſuchte ſie mit der Beſatzung einen Ausfall, aber die Feinde

waren an Zahl zu sehr überlegen, sie mußte zurück, doch deckte sie mutig den Rückzug. Schon waren fast alle glücklich über die Zugbrücke, da wurde ihr der Weg verlegt, und ein englischer Schütze war kühn genug, sie an ihrem Sammetrock vom Pferde zu ziehen. Ein Herr von Wandonne ergriff die am Boden Liegende, und da ihr keine Hilfe aus der Stadt kam, ward sie eine Gefangene der Leute des Grafen Jean de Ligny, der ein Lehnsmann des Herzogs von Burgund war. Daß Jean sie dann um 10000 Franken an den Bischof Cauchon verkauft habe, ist Fabel.

Auf Grund des Tagebuches eines Pariser Bürgers, welches erst kürzlich aufgefunden wurde, ist es gelungen, den Tag der Gefangennahme auf den 23. Mai sicher festzulegen. Demnach muß die frühere Annahme, nach welcher es der 24. sein sollte, endgültig aufgegeben werden.

Auffallend muß es nun erscheinen, daß der König gar nichts für ihre Befreiung that. Daß aber in Wirklichkeit doch Schritte dazu gethan wären, ohne daß die Überlieferung eine Spur davon gewahrt hätte, wäre kaum zu glauben. Denn die Quellen über die einzelnen Schicksale Johannas fließen so zahlreich, daß eine derartige Annahme ganz unzulässig ist. Thatsache ist vielmehr, daß Karl VII. dem Schicksal der Jungfrau ruhig seinen Lauf ließ, weil sie sonst leicht ein Hinderungsgrund für seine Verhandlungen mit dem Herzog von Burgund werden konnte. Auch niemand von denen, welche früher in Poitiers Johanna ein gutes Zeugnis über ihre Jungfräulichkeit, Gottesfurcht, Ehrbarkeit und Einfachheit ausgestellt hatten, erhob jetzt seine Stimme. Einzelne Geistliche sahen zwar in der Gefangennahme der Jungfrau eine Strafe des Himmels für den König, der immer noch seinem früheren Lebenswandel nachhing, und forderten allgemeine Bittgebete für die Befreiung Johannas. Noch einen anderen Weg zur Hilfe hätte es gegeben. Ein energischer Widerspruch von seiten der Geistlichkeit hätte sicher die höchste kirchliche Instanz zum Einspruch gezwungen. Doch die Frage des Einschreitens muß noch unter einen anderen Gesichtswinkel gestellt werden. Für ein Lösegeld, wie es der königliche Schatz aufbringen konnte, hätten Burgunder und Engländer die willkommene Beute nicht aufgegeben. An den Papst

durfte der König um seiner Stellung willen sich nicht wenden, denn gegebenen Falles hätte er als Mitschuldiger einer Betrügerin oder Ketzerin erscheinen können.

Die landläufige Darstellung behauptet nun, daß mit Johannas Gefangennahme ein Umschwung im Kriegsglück der Franzosen eingetreten wäre. Wohl erlitt die französische Armee im Sommer 1430 und 1431 Verluste und Niederlagen, aber sie waren nur die Nachwehen der Katastrophe vor Paris, und auch Johanna hatte ja den Sieg nicht immer an ihre Fahne zu fesseln gewußt. Doch fehlte es auch später nicht an Erfolgen.

Im Jahre 1436 trat noch eine Betrügerin als Jungfrau auf und fand bei der Familie Johannas Anerkennung, aber im Volke wußte man bald, was sie war, — eine Betrügerin. Die echte Johanna ist zweifelsohne in Rouen verbrannt. Wäre jene echt, dann war allerdings die Jungfrau von Orleans verheiratet gewesen, denn die Betrügerin war froh, der Inquisition zu entrinnen und die Gattin eines lothringischen Edelmannes zu werden.

Johanna wurde nach ihrer Gefangennahme zunächst in Beaulieu in Gewahrsam gehalten. Ein Fluchtversuch, den sie in geschickter Weise anstellte, mißlang. Dann wurde sie nach der festen Burg von Beaurevoir gebracht. Als sie hier von ihrer bevorstehenden Auslieferung an die Engländer hörte, faßte sie trotz des angeblichen Abmahnens der Heiligenstimmen den verzweifelten Entschluß, durch einen Sprung von dem hohen Turme den Händen ihrer Peiniger zu entrinnen. Aber schwer verletzt wurde sie in ihren Gewahrsam zurückgebracht. Im Dezember 1430 kam sie dann in die Gewalt der Engländer, und nunmehr begann der Prozeß, welcher sie am 30. Mai 1431 auf den Scheiterhaufen brachte.

Die Akten des Prozesses besitzen wir nur in einer lateinischen Übersetzung. Teilweise vorhandene Aufzeichnungen der Notare in französischer Sprache sprechen für die Richtigkeit der Übersetzung. So scheint die Annahme einer Fälschung ausgeschlossen; für dieselbe läßt sich nur ein zweifelhaftes Zeugnis anführen. Der Gang des Prozesses hat natürlich allzeit Kleriker und Laien beschäftigt. Soll Johanna heilig gesprochen werden, so muß natürlich die Hinfälligkeit dieses ganzen Verfahrens erwiesen werden. Der Historiker wird aus anderen Gründen

sein Urteil bilden als der Geistliche. Er wird dafür ein Verständnis zu gewinnen suchen, daß dieser Prozeß ein Erzeugnis seiner Zeit ist, und daß dabei die verschiedensten Interessen mitspielten.

Die Gegner Johannas waren auch Gegner der Kirche. Die Stellung, welche die Universität Paris in diesem Prozeß einnahm, kann auch nur aus dem Zusammenhang der damaligen Vorgänge verstanden werden, und deshalb müssen die Glaubensfragen, welche jene Zeit bewegten, hineingezogen werden. Wenn sich die Universität Paris gegen das Urteil ausspricht, so steht dem das Urteil ihres Kanzlers Gerson gegenüber. Er glaubte an die göttliche Mission der Jungfrau und in einer hinterlassenen Schrift hat er dem Ausdruck gegeben. In dieser findet sich ein bemerkenswerter Satz: „Ein erstes Wunder führt nicht immer das herbei, was die Menschen davon erwarten. Selbst was Gott nicht gefallen möge, wenn die Erwartungen, welche wir auf die Jungfrau setzen, getäuscht sein möchten, muß man daraus nicht schließen, daß das, was geschehen ist, ein Werk des Teufels sei oder nicht von Gott käme. Unsere Undankbarkeit, unsere Gotteslästerung oder ein anderer Grund können veranlassen, daß wir durch ein geheimes, aber gerechtes Urteil Gottes nicht die Verwirklichung alles dessen sehen, was wir erwarten."

Nächst dem kommt es darauf an, den Gesichtspunkt klar zu legen, von dem der Prozeß ausging. Für den religiösen Dualismus des Mittelalters war die Jungfrau entweder eine Heilige oder ein Kind der Hölle. Das letztere festzustellen, konnte aber der englischen Politik nicht genügen. Denn dann war bei einem etwaigen Widerruf doch nicht die Vernichtung der Jungfrau möglich. Viel richtiger war es, Johanna als Betrügerin hinzustellen. Dadurch war sie ihres Nimbus in jedem Falle entkleidet, und es fand sich dann auch wohl die Möglichkeit ihrer Vernichtung. So lag denn der englischen Partei viel an dem Widerruf. Auf ihren Einfluß ist es wohl auch zurückzuführen, daß man nachträglich in die Prozeßakten ein notariell beglaubigtes Geständnis Johannas aufnahm, daß ihre Offenbarungen und Erscheinungen Trug gewesen seien.

Ein gefügiges Werkzeug zur Durchführung ihrer Pläne fanden die Engländer am Bischof Cauchon. Persönliche Gründe

veranlaßten ihn, jenen entgegenzukommen. Ob er dazu berechtigt war, die Jungfrau seiner Gerichtsbarkeit zu unterziehen, weil sie in seinem Sprengel gefangen genommen war, kann zweifelhaft sein, denn sonst ist hierbei der Wohnsitz von Entscheidung. Ein Gerichtshof war überflüssig, denn Johanna war ja schon früher von hervorragenden Prälaten auf ihre Rechtgläubigkeit geprüft. Aber auch hier war das Resultat bei den meisten Mitgliedern des Gerichtshofes schon vorher fertig. Cauchon erledigte alles nach Wunsch der Engländer. Zunächst verhinderte er, daß der Prozeß in Paris geführt wurde, denn hier wirkte ja Gersons Geist noch fort, und war nicht eine allgemeine Verdammung zu erwarten. Gegnerschaft fand er an den im Gerichtshofe sitzenden Dominikanern, welche das Glaubensinteresse im Auge hatten. Doch fanden alle sich schließlich in dem Streben zusammen, Johanna zu vernichten. Die wenigen, welche etwa Johannas Freisprechung im Auge hatten, wurden bald mundtot gemacht. So war es denn völlig ausgeschlossen, daß in Rouen parteilos und gesetzlich kompetent Recht gesprochen wurde.

Die Heiligenerscheinungen und Offenbarungen, welche die Jungfrau gehabt haben wollte, waren an und für sich kein Grund, auf den hin sie als Ketzerin erklärt werden konnte. So mußte denn nach anderem gesucht werden. Die Fragen, welche man an sie stellte, sind absichtlich schikanös und verwirrend. So fragte man sie nach der Bekleidung, welche die Heiligen gehabt hätten, um ihre Aussagen mit den vorhandenen bildlichen Darstellungen zu vergleichen. In den Antworten, welche Johanna gab, entwickelte sie eine große Schlauheit. Fast möchte man glauben, daß sie dabei von ihrem Beichtvater und anderen Seelsorgern, welche nicht ihr Verderben wollten, unterstützt sei. Aber doch machte sie sich gewisser Unregelmäßigkeiten schuldig. Sie erklärte, von Vorfällen nichts zu wissen, über die sie unterrichtet sein mußte. Da sie diese später in ungenauer und unbestimmter Form zugab, bestärkte sie die Richter in der Meinung, sie sei eine hartnäckige Leugnerin. Ihr beharrliches Festhalten an der Männertracht, der unzweideutig kundgegebene Haß gegen die Engländer mußten den Gerichtshof erbittern, und so hat sie zum guten Teil das über sie gefällte Verdammungsurteil selbst veranlaßt.

In zwölf Artikeln, die später zu sechs zusammengezogen wurden, war die Schuld der Jungfrau niedergelegt. Sie betreffen die Mannestracht der Jungfrau, ihre angebliche Anrufung der Dämonen und ihren vermeintlichen Ungehorsam gegen die Kirche. Manches Willkürliche und Ungenaue findet sich darin, aber Johanna trägt durch ihre widersprechenden und ausweichenden Antworten, durch ihre halben Geständnisse und halben Verschweigungen einen Teil der Schuld. Auf Grund dessen mußte sie ihrer Verurteilung entgegensehen; auch die Heiligenstimmen sollen ihr den bevorstehenden Untergang verkündigt haben. Dazu war sie körperlich sehr mitgenommen, und ihre kräftige Konstitution war arg erschüttert. Noch immer hatte sie geglaubt, daß die Heiligen sie retten würden. Doch als die Hoffnung darauf immer geringer wurde, und sie ihrem sicheren Tode entgegensah, meinte sie in ihrer Seelenangst sich selbst retten zu müssen. Die Drohung mit der Folter und die Aussicht, ohne Sakramente sterben zu müssen, thaten dann das Ihrige. Sie ließ sich am 23. Mai 1431 zum Widerruf verleiten. In salbungsvollem Pathos wurde ihr eine Bußpredigt gehalten, dann eine Formel vorgelesen, in der sie ihre Irrtümer eingestand. Nach dem Recht war die Jungfrau nunmehr dem kirchlichen Gewahrsam auf Lebenszeit verfallen. Das konnte aber den Engländern, welche ihre völlige Vernichtung wollten, nicht genügen. Indessen hätte alle Erbitterung und Drohung derselben nichts genützt, wenn Johanna ihnen nicht selbst eine Handhabe dadurch gegeben hätte, daß sie am 27. Mai wieder Männerkleider anlegte. So war sie denn als Rückfällige nicht mehr vor dem Feuertode zu retten.

Karl VII. und sein Hof sahen den Maßnahmen der Engländer ruhig zu. Erst im Jahre 1450 hatten sie Veranlassung, auf den Prozeß zurückzukommen. Es waren politische Gründe, welche eine Erinnerung an die Jungfrau zweckmäßig erscheinen ließen. Aber bevor man auf diese Frage einging, mußte man sich der Zustimmung des Papstes versichern, denn da die Kurie stillschweigend den Prozeß geduldet hatte, war sie mit dem Ausgang einverstanden. Auch hier half das diplomatische Geschick, welches man damals in Frankreich entwickelte. Die Stellung, welche der Bischof Cauchon in der Reformbewegung eingenommen hatte, gab den Weg, welcher einzuschlagen war. Die Sache der

Kirche wurde von der des Bischofs getrennt. Ihm wurde alle Schuld zugeschoben, und so konnte 1455 der Rehabilitationsprozeß begonnen werden mit der sicheren Voraussetzung der Freisprechung in maiorem ecclesiae gloriam. Das Bild, welches sich jetzt ergab, war ebensowenig ein geschichtlich treues wie das im ersten Prozeß. Als Zeugen nahm man nur diejenigen, welche aus politischen und persönlichen Interessen unbedingt günstig aussagen mußten, oder welche die Furcht wegen ihrer Mitschuld an der Jungfrau Verurteilung zu reuigen Sündern machte, oder leichtgläubige, bestimmbare Leute aus Stadt und Land. Es ist also ein Tendenzprozeß genau so wie der von den Engländern angestellte. Der Gang desselben braucht nicht genauer verfolgt zu werden. Das Resultat war die Freisprechung unter päpstlicher Approbation. Das Bild der geschichtlichen Jungfrau wird dadurch nicht beeinflußt. Nach Prüfung aller der zur Verfügung stehenden Akten scheint Schiller mit seinem feinen historischen Sinn, der das Richtige mehr vorausahnt als ergründet, das der Wahrheit Entsprechende gefunden zu haben. Nicht durch die Jungfrau, sondern durch die patriotische Hingabe des treuen Volkes wird Frankreich gerettet. Johannas Begeisterung wirkte auf den König und seine Umgebung, sie weckte das Nationalbewußtsein.

Götz von Berlichingen.

Die Gestalt Götzens von Berlichingen hat erst durch Goethe ihre Volkstümlichkeit erhalten. Anregung zur Behandlung dieses Stoffes gab dem Dichter die 1731 zuerst erschienene Autobiographie des Ritters. Aus ihr schöpfte er im wesentlichen seine Kunde, und nur aushilfeweise wurden andere Werke herangezogen, um aus ihnen die Anschauungen jener Zeit kennen zu lernen. Da nun Götz in seinen Denkwürdigkeiten dem Fehler aller Memoirenschreiber, einer gewissen Selbstverherrlichung, nicht entging, so nahm auch in der dichterischen Bearbeitung das Bild des Ritters mit der eisernen Hand leicht gewisse ideale Züge an, die dann schließlich einer Auffassung Raum verschafften, welche nicht ganz die historische Kritik aushalten würde. Jedenfalls hat Goethe sich nicht allzuweit von der geschichtlichen Wahrheit der Denkwürdigkeiten Götzens entfernt. Da es nun aber Thatsache ist, daß der Ritter in diesen Aufzeichnungen manches mit Absicht verschwiegen hat, was sein Thun und Handeln in schlechteres Licht, als ihm lieb war, brächte, so wird das Bild, welches an der Hand der Urkunden von Götz zu entwerfen ist, auch anders ausfallen.

Götz von Berlichingen war völlig ein Kind seiner Zeit und seines Standes. Durch seine Geburt, die im Jahre 1480 auf Schloß Jaxthausen erfolgt war, gehörte er der Reichsritterschaft Ostfrankens an. Das Geschlecht, dessen Stammbaum sich vielleicht bis ins zehnte Jahrhundert zurück verfolgen läßt, war nur gering begütert, meist Lehen von diesem oder jenem Herrn. In der Periode des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit hatte die Reichsritterschaft nach Möglichkeit sich zu organisieren gesucht, und nirgends war es ihr besser gelungen, als in Süddeutschland. Sie hatte auf Grund dessen den Versuch gemacht,

in dem beginnenden Umschwunge eine für sie möglichst günstige Stellung durch Selbsthilfe zu erringen. Als ihren geschworenen Feind sah sie die Städte an. Während in dieser Zeit infolge der wirtschaftlichen Umwälzung der Besitz des Adels zurückging, sammelten die Bürger immer größere Reichtümer an und lockten durch das freiere Leben der Stadt gar manchen Hörigen der Ritter, sich hinter die Mauern zu flüchten. Gerade die Frage des Pfahlbürgertums gab vielfachen Anlaß zum Streit zwischen den Städten und Rittern. Wenn nun hierzu noch der Groll über das Unterliegen auf socialem Gebiete trat, so erwachte naturgemäß auch im Adligen das Verlangen, sich an den Schädigern zu rächen, auch für sich im Kriege aller gegen alle, wie er sich im Mittelalter entwickelte, Vorteile zu erringen. Der Weg oder Fluß, welcher sich bei einer Burg befand, gehörte zu dieser, niemand durfte denselben benutzen, ohne die Erlaubnis des Burgherrn, und diese war dann wieder nur durch Erlegen bestimmter Summen zu erlangen. Ja man ging sogar soweit, dem Burgherrn allein das Recht der Ausbeutung aller derer zuzugestehen, die auf seiner Straße zogen. Dazu hatte die Ritterschaft das Recht der Fehde immer für sich in Anspruch genommen, sie gewissermaßen zum Gesetz erklärt, wenn sie nur dem Herkommen gemäß drei Tage vorher angesagt war.

In diesen Anschauungen war Götz von Berlichingen aufgewachsen. Waffenhandwerk und Reiten war ihm schon in jungen Jahren lieber als Bücher und Studieren. So wurde er zu seinem Oheim Konrad von Berlichingen als „Bube" (wir würden heute sagen als Page) in Dienst gegeben, um sich auf seinen künftigen Lebensberuf vorzubereiten. Mit diesem, der ein Gefolgsmann des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Onolzbach war, zog er 1495 nach dem Reichstage zu Worms. Allein die gesetzgeberischen Schöpfungen des letzteren, der Landfrieden und die Einsetzung des Reichskammergerichts, haben auf ihn einen so geringen Eindruck gemacht, daß er ihrer gar nicht gedachte, als er am Abend seines Lebens Aufzeichnungen über seine Schicksale machte. Nicht lange nach dieser Fahrt starb sein Oheim. Nun erhob sich die Frage, wer denn in Zukunft für die Ausbildung des Jünglings sorgen sollte. Naheliegend war es, am Hofe des Markgrafen für ihn eine Stelle zu suchen.

Als Waffengefährten des neuen Herrn nahm Götz an den Kriegszügen Kaiser Maximilians I. teil und kämpfte in Burgund und der Champagne gegen Frankreich, in Brabant und Lothringen gegen den Herzog Karl von Geldern. Im Jahre 1499 zog er unter dem Reichsbanner zum Kriege gegen die Schweizer aus, wobei er die Ehre einer persönlichen Begegnung mit dem Kaiser genoß. Nach der Beendigung dieses Feldzuges kehrte er nach Jaxthausen zurück, um infolge des Todes seines Vaters den Schutz der Burg zu übernehmen, die ihm bei der Erbteilung mit seinem Bruder zugefallen war. Was wir in den beiden nächsten Jahren von ihm hören, ist nicht gerade dazu angethan, seinen Ruhm zu vermehren. Vielleicht muß man es seiner Jugend zu gute rechnen, wenn er in der Wahl seines Umganges nicht gerade vorsichtig war und am meisten mit einem damals in Württemberg berüchtigten Strauchritter verkehrte. Hier mag er manchen von seinen späteren Lebensgrundsätzen gelernt haben. Ehrenvoller war es jedenfalls für ihn, den Markgrafen Friedrich bei einer Fehde gegen die Stadt Nürnberg im Jahre 1502 zu unterstützen und nach seiner Meinung den Hauptanteil an dem Siege des Markgrafen zu haben. Freilich zu seinem großen Kummer brachte ihm dieser Zug weiter nichts als Ruhm, an einer klingenden Belohnung fehlte es. Trotz dieser trüben Erfahrung stellte er doch in dem Landshuter Erbfolgekriege zwischen dem Hause Bayern und Pfalz sich auf die Seite des ersteren und half als fürstlicher Gefolgsmann den Streit durchzufechten. In dieser Fehde verlor Götz vor Landshut die rechte Hand. Nachdem er wieder genesen war, ließ er sich nach seinen eigenen Angaben von seinem Waffenschmied eine eiserne Hand anfertigen, deren Mechanismus für die damalige Zeit ein wahres Kunstwerk war und ihm die für die Schwert- und Lanzenführung notwendigen Bewegungen möglich machte.

Allerdings war dies für ihn das letzte Mal, daß er sich in die Fahnenpflicht eines Fürsten begab, denn nunmehr begann er nach Art seiner Standesgenossen den Kampf aller gegen alle durchzufechten. Gleich seine ersten Kriegsthaten zeigten deutlich, in welchem Sinne sein Handeln aufzufassen wäre. Zuerst nahm er sich eines Bürgers aus Kitzingen gegen die Waldstromer, „so zu Nürnberg sitzen und vom Adel sein," an, da

diesem angeblich das Recht verweigert war. Ein Waldstromer wurde von ihm im Walde von Nürnberg überfallen, in einem Schlupfwinkel geborgen und nicht eher freigegeben, als bis er ein beträchtliches Lösegeld gezahlt hatte. Nicht weniger gewaltthätig und rechtswidrig war sein Vorgehen gegen die Stadt Köln in der Sache eines Schneiders aus Stuttgart. Daß es in diesen Fällen dem Ritter nicht allein auf die Erlangung des Rechtsschutzes für den Unterdrückten ankam, geht daraus hervor, daß er in beiden Fällen sehr genau auf die Erstattung seiner Kosten bedacht war.

Da ihm nun so im kleinen die Anschläge gelungen waren, versuchte er sich, geleitet von den Grundeigenschaften seiner Standesgenossen, Raublust und Gewinnsucht, bald in größeren Dingen. Durch die Nürnberger Fehde vom Jahre 1512 ist sein Name zuerst in weiteren Kreisen bekannt geworden. Wären für die Beurteilung derselben Götzens Aufzeichnungen die einzige Quelle, so würde kein richtiger Einblick möglich sein, aber die Nürnberger Ratsherren haben mit musterhafter Ordnungsliebe alle auf diesen Streitfall bezüglichen Aktenstücke aufbewahrt, und dadurch wird es dem unparteiisch Forschenden leicht gemacht nach allen Seiten Licht und Schatten richtig zu verteilen.

Weit genug hergeholt ist es, wenn Götz vorgiebt, der Überfall eines markgräflich ansbachischen Dieners Fritz von Lidwach durch einen Nürnberger sei ihm die Veranlassung zum Einschreiten gewesen. Aber dieser Fritz von Lidwach hatte Götz weder einen Auftrag gegeben, noch stand er zu ihm in irgend welcher Beziehung; ja selbst als er sich bereits mit den Nürnbergern geeinigt hatte, ließ Götz von seiner Fehde gegen Nürnberg nicht ab. Der andere Grund zur Feindschaft mit den Nürnbergern ist ebensowenig stichhaltig. In die Dienste Götzens war Georg von Geißlingen getreten. Dieser war früher einmal von Nürnberger Knechten überfallen und tödlich verwundet. Hierfür wollte Götz jetzt ebenfalls Rache nehmen. Beides war ihm nur Vorwand, denn in seinen Aufzeichnungen sagt er ganz offenherzig: „So will ich niemand bergen, ich hatt' Willen auch denen von Nürnberg Feind zu werden und ging schon mit der Sachen um und dacht', du mußt noch ein Handel mit dem Pfaffen, dem Bischof von Bamberg, haben, damit die von Nürnberg auch in das Gespiel gebracht werden." Da ihm nun eine persönliche Veranlassung zum Streite fehlte, und er

sich in nichts über die Nürnberger beschweren konnte, so nahm er die beiden genannten Vorgänge als Vorwand und beging einen Landfriedensbruch, wie er schlimmer nicht gedacht werden konnte. Sein Vorgehen fand auch in der damaligen Zeit von den verschiedensten Seiten herbste Verurteilung.

Götz unternahm diese Fehde gegen die Nürnberger nicht allein, sondern war das Haupt einer großen Vereinigung Adliger aus dem Fränkischen und Ansbachischen. Zu seinen Genossen gehörte in erster Linie Hans von Selbitz, ferner finden sich darunter die Namen Grumbach, Rosenberg, Brandenstein, Crailsheim, Thüngen u. a. Ihr ganzer Zweck ging darauf aus, sich durch Raub an den Kaufleuten zu bereichern. Infolgedessen war auch alles Bemühen der Nürnberger, ihre Unschuld an jenen beiden Händeln nachzuweisen, nutzlos. Wenn auch der Kälbersberger, der den Überfall Fritzens von Lidwach ausgeführt hatte, gar nicht mehr in ihren Diensten stand, als er jene Frevelthat beging, so sollten sie doch dafür büßen. Ebenso wenig erreichten sie in dem anderen Falle etwas dadurch, daß sie sich darauf beriefen, der Kaiser habe sie in dieser Sache von aller Verantwortung freigesprochen. Götz und seine Genossen beharrten auf ihrer Fehde und verlangten von den Nürnbergern eine hohe Entschädigungssumme. Da nun die Nürnberger nicht gewillt waren, diesem unbilligen Verlangen nachzugeben, so wollten die Ritter mit Gewalt ihre Forderung durchsetzen und überfielen am 22. Mai 1512 Nürnberger Kaufleute bei Forchheim. Der Schlag glückte völlig. Die ahnungslos Überfallenen wurden schnell über den Main weg nach der Rhön, ja selbst über Fulda hinaus weggeführt und in sicherem Schlupfwinkel geborgen, bis sie das von ihnen geforderte Lösegeld erlegt hatten. Wenn nun Götz behauptet, er habe nur, „was Nürnbergisch war," geraubt, so ist das zum mindesten ein Gedächtnisfehler, denn unter den Ausgeplünderten befanden sich auch drei Kaufleute aus St. Gallen und ein Florentiner.

Als die Kunde von dem Überfall nach Nürnberg kam, war der Rat der Stadt schnell zum Einschreiten entschlossen und wartete nicht erst, bis daß der Bischof von Bamberg, auf dessen Boden der Frevel geschehen war, die nötigen Schritte zur Sühne that, denn man erkannte in Nürnberg sehr wohl die wahre Bedeutung des ausgeführten Streiches und setzte gegen die Ur-

heber desselben alle Hebel in Bewegung. Bereits am 5. Juli 1512 wurde auf Betreiben der Nürnberger die Reichsacht über die beteiligten Ritter ausgesprochen. Allerdings war es dem Kaiser Maximilian I. wenig nach dem Sinn, sich in diese Händel weiter einzumischen, und so begünstigte er denn auch einen gütlichen Ausgleich der Sache. Allein Götz fand keinen Geschmack an den Verhandlungen, welche jetzt eingeleitet wurden und, um gleichsam einen Beweis zu geben, wie er über dieselben dachte, führte er zwei neue Überfälle an Nürnberger Kaufleuten bei Ochsenfurt und Mergentheim aus.

Die Dreistigkeit, mit der diese Streiche verübt wurden, veranlaßte doch den schwäbischen Bund auf Veranlassung der Nürnberger gegen Hans von Selbitz einzuschreiten. Götz aber blieb unbehelligt und verlor nur auf Befehl des Kaisers seine Lehngüter, die er vom Bischof von Würzburg hatte. Auf verschiedenen Tagfahrten des Bundes wurde eine Einigung versucht, allein es vergingen mehr als zwei Jahre, ehe ein wirklicher Vergleich auf einer Versammlung des schwäbischen Bundes zu stande kam. Hiernach mußten Götz und seine Helfershelfer 14000 Gulden zahlen und Urfehde schwören. Götz steuerte zu jener Summe persönlich nur 2000 Gulden, während das übrige von seinen hohen Gönnern, dem Herzog Ulrich von Württemberg, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Komthur von Mergentheim und dem Hochstift von Würzburg, bestritten wurde. Diese veranlaßte zu ihrer Großmut nicht ausschließlich die Vorliebe für Götz, sondern der Wunsch nach baldiger Beilegung dieser Angelegenheit, damit es nicht noch offenkundig würde, wie sehr sie in diesen Handel verwickelt waren.

Kaum war dieser Streit beigelegt, als auch Götz schon wieder in einen neuen mit dem Erzbischof von Mainz geriet. Die Veranlassung hierzu entsprang aus den Lehnsbeziehungen, in denen er zu dem Stifte stand. Da seine Forderungen nicht bewilligt wurden, und ein Sühnungsversuch, der nach dem Brauche der damaligen Zeit angestellt wurde, ohne Erfolg blieb, entschloß er sich zur Gewaltthat und führte Schlag auf Schlag mit der größten Gewandtheit gegen den Mainzer aus. Je mehr ihm aber seine Pläne gelangen, um so kühner wurde er in seinem Vorgehen, und um so heftiger erwachte in ihm seine Raufluft. Hierbei zeigte er sich in wenig vorteilhaftem Lichte,

wenn er einmal einem Rudel Wölfe, die in eine friedlich weidende Schafherde einfielen, ein „Glück auf!“ und „liebe Gesellen, Glück überall“ zurief. Der beste Fang, den er auf diesen gegen Mainz gerichteten Zügen machte, war aber ohne Zweifel der Graf Philipp der Ältere von Waldeck, der ein Lehnsmann des Erzbischofs war. Auf dem Sandfeld bei Dalheim wurde derselbe am 11. April 1516 von Götz überfallen und dann mitten durch das Kölnische, Waldeckische, Hessische, Hersfeldische und Fuldaische nach der Pfalz gebracht, um dort in einem Schlupfwinkel geborgen zu werden. Wenngleich nun der Erzbischof von Mainz und der schwäbische Bund alles Mögliche aufboten, um die Freilassung des Waldeckers durchzusetzen, so erreichten sie sie doch nicht, und jener mußte sich schließlich dazu bequemen, das von Götz geforderte Lösegeld in der Höhe von 8000 Gulden zu zahlen. Götz benutzte die erhaltene Summe hauptsächlich dazu, die Burg Hornberg am Neckar von Kunz Schott zu kaufen. Dorthin führte er auch seine zweite Gemahlin Dorothea, mit der er sich in dieser Zeit vermählte.

Diese Heirat bewirkte nun aber keineswegs, daß er sich eines friedlicheren und ruhigeren Daseins befleißigte, vielmehr lebte die alte Raufluft in ihm immer wieder auf und brachte ihn verschiedenfach auf den Kriegspfad. Allein diese kleinen Fehden waren an sich zwar bedeutungslos und lohnen nicht ein näheres Eingehen, immerhin sind sie Beweis genug, daß Götz nicht friedlich die Hände in den Schoß legte.

Wenn ihn nun der Herzog Ulrich von Württemberg am Anfang des Jahres 1518 zum Amtmann von Möckmühl, welches zwischen Jaxthausen und Hornberg lag, ernannt hatte, so sollte dies für ihn bald verhängnisvoll werden, als der Herzog in jenen Kampf mit dem schwäbischen Bunde geriet, welcher ihn schließlich zwang, sein Land zu verlassen. Während ganz Württemberg von seinem Landesherrn abfiel, und das Bundesheer von Sieg zu Sieg vordrang, hielt Götz treu an Ulrichs Fahne fest und wollte trotzig Stadt und Burg Möckmühl behaupten. Als indes vom Bundesheer, welches vor Neckarsulm lagerte, zwei Fähnlein bayrischer Knechte abgeordnet wurden, um Möckmühl zu beobachten, ergab sich die Stadt sofort, aber Götz hielt auf der Burg stand und beschoß von hieraus die verräterischen Bürger. Da es ihm nun aber an

dem nötigen Kriegsmaterial fehlte, um lange standhalten zu können, wollte er sich mit seinen achtzig Mann Besatzung nächtlicherweise durchschlagen. Allein die Absicht wurde zu frühzeitig gemerkt; in einem hartnäckigen Kampfe verlor Götz infolgedessen die Hälfte seiner Mannschaft und geriet selbst in die Gefangenschaft. Herzog Wilhelm von Bayern, der Bundesoberst war, ließ ihn nach Heilbronn bringen, wo er bis 1522 festgehalten wurde. Nachdem er dann dem schwäbischen Bunde Urfehde geschworen, ein Lösegeld von 2000 Gulden gezahlt und für die Kosten seiner Gefangenschaft völligen Ersatz gegeben hatte, erhielt er die Freiheit wieder.

Das unthätige Leben, zu welchem Götz nunmehr verurteilt war, sagte ihm wenig zu, und seine Selbstüberwindung, sich ruhig in Hornberg zu verhalten, ist um so höher anzuschlagen, da gerade in diesen Jahren sich bedeutsame Vorgänge abspielten, bei denen er gern das Schwert gekreuzt hätte. Namentlich erregte ihn sehr der Fall Franz von Sickingens, zu dem er immer treu als Waffengefährte gestanden hatte. In dieser Zeit kam er auch vorübergehend abermals in die Reichsacht, die aber schnell wieder aufgehoben wurde. Leider sind die Akten für diesen Fall nicht eingehend genug, um im einzelnen genau alles zu erkennen; doch scheint die Vermutung berechtigt zu sein, daß dieser Handel nur ein Ausläufer seiner früheren Streitigkeit mit den Nürnbergern war.

Zu einem größeren Hervortreten in die Öffentlichkeit veranlaßte ihn im Frühjahr 1525 der Bauernkrieg. Allenthalben, namentlich aber in Süddeutschland, erhoben sich damals die Bauern, um mit Gewalt ihre gedrückte Lage zu bessern. Wie ein reißender Bergstrom überfluteten die Massen Süddeutschland und breiteten sich nach allen Seiten verheerend aus. Es kann hier nicht darauf ankommen, die einzelnen Ereignisse dieser mit elementarer Gewalt hereinbrechenden Bewegung vorzuführen, sondern es gilt hier lediglich Götzens Teilnahme zu erörtern und namentlich darüber Klarheit zu gewinnen, ob dieselbe nur auf Nötigung und Vergewaltigung beruht, und ob er wirklich an den ruchlosen Streichen der Bauern unschuldig ist. Der Prozeß, welcher in dieser Sache später Götz gemacht wurde, giebt durch die Fülle der erhaltenen Akten reichliches Material, um alles unvoreingenommen beurteilen zu können. Jeden-

falls hat das Anerbieten der Hauptmannschaft ihn nicht überrascht. Als die Bauernbewegung immer weiteren Boden gewann, dachte er schließlich wie so viele andere Ritter und Grafen daran, mit den Aufrührischen einen Vertrag zu schließen, da alle Aussichten auf Hilfe sich als nichtig erwiesen. Vergebens wartete er einige Tage auf eine Antwort der Bauern und wollte nun aus Furcht vor einem Überfall all sein Edelmannsgeschütz, Hausrat und Vorräte, darunter fünfzig Fuder Wein nach Heidelberg zum Pfalzgrafen schicken, dem er sich dann auch zum Kriegsdienste gegen die Aufrührer anbot.

Während er noch hierauf Antwort erwartete, forderten ihn die Bauern auf, sich von dem Verdachte zu reinigen, einige der Ihrigen erstochen zu haben. So blieb ihm denn nichts übrig, als sich mit den Bauern zu einigen, da er kostbare Zeit, in der ihm ein Davongehen möglich gewesen wäre, ungenutzt hatte verstreichen lassen. Ausdrücklich verlangte er aber, daß in diesen Vertrag seine Verpflichtung gegen den schwäbischen Bund aufgenommen wurde. Nach einigen Tagen schickten die Bauern abermals zu ihm mit der Bitte, er sollte zu ihnen kommen, ohne dabei einen Grund der Ladung anzugeben. Schon ehe er in Verhandlung mit den Bauern trat, wurde es ihm klar, um was es sich handelte. Er war „des ganzen Willens und Meinung", die angebotene Hauptmannschaft auszuschlagen. Dies erklärte er auch kurzweg den Führern der Bauern. Allein diese überzeugte er so wenig wie den großen Haufen von der Stichhaltigkeit seiner Gründe. „Als ich nun," erzählte er selbst von diesem Vorgang, „vor den Haufen kam, haben sie mich mit Büchsen, Spießen und Hellebarden angeloffen, umringt und mit Geschrei angefallen, ich müsse stracks ihr Gefangener sein und geloben und schwören, ihr Hauptmann zu sein." Da ihm nun keine lange Wahl blieb, entschloß er sich, die Hauptmannschaft anzunehmen, erklärte aber, daß er zu den „tyrannischen bösen Handlungen", wie sie vordem geschehen wären, „nit hilflich oder rätlich" sein wollte.

Götz hatte nun die Absicht, als er die Hauptmannschaft übernahm, die Bauern von allzu gewaltthätigem Handeln abzuhalten. So beteuerte er später, daß er viel Unheil verhindert hätte und die Bauern stets darauf aufmerksam gemacht hätte, die Obrigkeit zu achten. Allein für die Beschädigungen und

Ausplünderungen im Kloster Amorbach ist Götz doch ein Teil der Schuld beizumessen. Allerdings läßt sich dies noch ebenso in ein günstiges Licht rücken wie die Thatsache, daß der Ritter dies und jenes von der Beute aus dem Kloster an sich brachte. Dagegen muß es für die Beurteilung seines Handelns höchst nachteilig sein, wenn er mit Georg Metzler von Amorbach aus einen Befehl an den Rat und Gemeinde von Gundelsheim erließ, die nahe gelegene Residenz des Deutschmeisters auf Schloß Horneck zu plündern. Von diesem schweren Vorwurf hat sich Götz dadurch zu reinigen gesucht, daß er „bei seiner Seele Seligkeit" erklärte, hiervon nichts gewußt zu haben. Allerdings trägt das Aktenstück nicht seine Unterschrift, sondern beginnt nur dem damaligen Kanzleistil gemäß mit den Worten: Wir Götz von Berlichingen u. s. w. Ein Versehen kann hierbei sehr leicht obgewaltet haben, ja es ist sogar möglich, daß man diesen Befehl ohne sein Wissen mit seinem Namen versah.

Wenn nun aber Götz behauptet hat, bereits nach acht Tagen die Hauptmannschaft formell niedergelegt zu haben, so ist dies ohne Zweifel nicht richtig, da dem die Thatsachen widerstreiten. Noch in der zweiten Hälfte des Mai trat er verschiedenfach als Hauptmann auf. Erst in der Nacht vom 29. zum 30. Mai trennte er sich von seinen Bauern bei Adolzfurt; es war kurz, bevor die blutige Entscheidung fiel. Götz erklärt seinen Fortgang daraus, daß an diesem Tage gerade die Zeit seiner Verpflichtung abgelaufen war. Da nun aber urkundlich sich nicht genau der Termin der Übernahme der Hauptmannschaft feststellen läßt, so kann auch über die Richtigkeit dieser Angaben kein endgültiges Urteil gefällt werden.

Nachdem der Aufstand der Bauern von den Fürsten glücklich niedergeworfen war, ergab sich als unausbleibliche Folge, daß auch Götzens Teilnahme an der Bewegung einer besonderen Beurteilung unterworfen wurde. Bereits im August 1525 that Götz die ersten Schritte, um sich wegen seines Thuns zu rechtfertigen und sowohl gegenüber dem Bischof von Würzburg wie der fränkischen Ritterschaft den Beweis zu führen, daß er nur gezwungen am Bauernkrieg teilgenommen habe. Da er nun aber mit seiner Verteidigung wenig Erfolg hatte, so ließ er eine „Verantwortung, gerichtet an Deutschlands Fürsten und

Städte" im Januar 1526 drucken. Allein auch hiermit erreichte er nicht den gewünschten Zweck.

Der schwäbische Bund, welcher bei dieser Angelegenheit zunächst in Frage kam, war namentlich durch den Erzbischof von Mainz, der von früher her Götz feindlich gesinnt war, ungünstig gestimmt. Weil es nun aber Götz vor allem daran liegen mußte, sich von dem schweren Vorwurf zu reinigen, die früher beschworene Urfehde gebrochen zu haben, so erklärte er sich bereit, sich dem Gericht des Bundes zu stellen. Auf den 24. November 1528 wurde er nunmehr nach Augsburg vor den Bund geladen. Im Bewußtsein seiner Unschuld begab er sich trotz aller Abmahnung seiner Freunde dorthin, aber kaum war er eingetroffen, so wurde er auf Befehl des Bundes gefänglich eingezogen. Beinahe zwei Jahre hat er hier in Augsburg der Freiheit beraubt zugebracht. Sein Los trug er keineswegs gleichmütig, wie ein Fluchtversuch zeigt, bei dem er aber schon innerhalb der Stadtmauern wieder eingeholt wurde.

Erst im Frühjahre 1530 kam es zur Entscheidung. Am 5. März schwor Götz Urfehde und erhielt darauf hin seine Freiheit wieder. Er hat in seinem späteren Leben dies Aktenstück stets als ein seiner unwürdiges bezeichnet, auf welches er niemals eingegangen wäre, wenn er sich in Freiheit befunden hätte. Da er während der Gefangenschaft auf das strengste behandelt war, so daß man nicht einmal seinen Kaplan zu ihm gelassen, geschweige denn die Briefe an seine Angehörigen abgesandt hatte, so mußte er auf jede Weise in den Besitz der Freiheit zu gelangen suchen, um so die Möglichkeit zu haben, seine Unschuld vor jedem Gerichte erweisen zu können. In der Urfehde mußte er sich unter anderem dazu bekennen, daß er sich „in vergangener bäurischen Empörung mit den abgefallenen aufrührischen Unterthanen als ein Hauptmann und Mithelfer eingelassen und zu der Bundesstände Beschädigungen geholfen hab." Außerdem war in der Urkunde das Versprechen enthalten, allen durch ihn veranlaßten Schaden zu ersetzen.

Im nächsten Jahre trat nun Kurmainz auf dem Bundestage mit einer Entschädigungsklage hervor. Der Gang des Prozesses, der am 31. Januar 1534 durch einen Entscheid beendigt wurde, soll hier nicht in seinen einzelnen Punkten verfolgt werden. Der Spruch der Richter ging dahin, daß Götz

durch einen Reinigungseid seine Unschuld an den Beschädigungen, auf die hin der Mainzer Erzbischof klagte, darthun sollte.

Die unfreiwillige Muße, welche Götz auf seiner Burg Hornberg beschieden war, ist ihm sicher schwer genug geworden, doch hat er die Urfehde treu innegehalten, bis daß er von Karl V. davon entbunden wurde. Dies muß vor dem November 1540 geschehen sein, da er in diesem Monat zu Gunsten der Markgrafen Albrecht und Friedrich von Brandenburg den Herzögen Friedrich und Wilhelm von Sachsen die Fehde ansagte. Die Dankbarkeit für die kaiserliche Gnade bewog ihn dann wohl, wenn er auch schon ein Sechziger war, im Dienste des Kaisers gegen die Türken und Franzosen ins Feld zu ziehen. Als er dann von diesem Zuge znrückkehrte, lebte er noch lange Jahre auf seiner Burg Hornberg, bis er im Jahre 1562 zu seinen Vätern in die Ewigkeit gerufen wurde.

„Sein Leben," urteilt ein neuerer Forscher, „wie viel Geräusch er auch gemacht, war für das Vaterland ein verlorenes, weil er für eine bereits verlorene Sache und auf einem verlorenen Posten focht, und weil er wie die Mehrzahl seiner Standesgenossen im Widerspruch mit der fortschreitenden Entwickelung der Nation stand und das eigene beschränkte Interesse an die Stelle des großen allgemeinen setzte." Völlig in den eisernen Ring seines subjektiven Fühlens und Denkens eingeschlossen, stand Götz der großen Zeit, in der er lebte, verständnislos gegenüber, und er konnte von großem Glück sagen, daß er wohl zeitweilig strandete, aber nie zu Grunde ging. Die Nation wird ihn nie zu ihren großen Männern zählen, wenn ihn auch ein Zufall seinen Homer finden ließ.

Clavigo.

Nicht oft spielen auf den Brettern Dichtung und Wahrheit so durch einander wie in Goethes Clavigo. Einerseits zeigt sich quellenmäßig zu belegende geschichtliche Wahrheit, andererseits wird die Wirklichkeit völlig umgestaltet, weil sie eben nicht poetisch genug ist. Goethe nahm als Quelle für sein Trauerspiel, das er in vierzehn Tagen leicht hinwarf, das gerade damals in Paris erschienene vierte Memoire, mit welchem Beaumarchais in seinem bekannten Prozeß mit Götzmann sich gegen den Vorwurf zu verteidigen suchte, als ob er keiner edleren Regung des Gemütes fähig sei. Seine Meisterschaft in dem Wortgefecht, seine dramatische Begabung zeigt Beaumarchais hier auf das deutlichste, und der beste Beweis hierfür ist es wohl, daß von allen, die diesen Stoff in den verschiedensten Sprachen behandelt haben, immer die Scene, in der Beaumarchais den Clavigo zur Rede stellt, mehr oder weniger wörtlich von ihm entlehnt ist. Auch für den Geschichtsforscher ist jene Quelle, die der Dichter benutzte, heute noch die hauptsächlichste, wenn er sich über die Schicksale Clavigos unterrichten will. Freilich ergiebt sich ihm manches in anderem Lichte, und namentlich das Ende des Dramas klingt in einem anderen Tone aus, der schon um deswillen, weil er wahr ist, als der richtige gelten muß.

Don José Clavijo y Fajardo war echt spanischen Geblütes. Wenn auch seine Wiege nicht auf der iberischen Halbinsel gestanden hat, so war es doch spanischer Besitz, wo er das Licht der Welt um 1720 erblickte, auf der nördlichsten der kanarischen Inseln, Lancerote. Von seiner Jugend wissen wir nicht viel; vielleicht hatte er die Eltern früh verloren, da ein gütiger Oheim, der dem Dominikanerorden angehörte, ihn in einem Kloster erziehen ließ. Hier mußte der Knabe allerhand, wie

es die Zeit erforderte, lernen. Philosophie, Theologie, ja sogar Juristerei wurde ihm in ihren Hauptzügen eingelernt, und an Fleiß ließ er es nicht fehlen, so daß er schnell Fortschritte machte. Allein er hatte einen unruhigen Geist, war nicht gewillt die alltägliche Bahn, die der gewöhnliche Mensch ruhig und geduldig wie seine Vorgänger geht, einzuschlagen, ihn reizten andere Ziele. So warf ihn denn auch das Schicksal unruhig, wie er war, in wechselvollem Spiele hin und her, bis er endlich in dem Kriegszahlamt in Ceuta festen Fuß gewann. Aber mit dieser Stellung war er nicht zufrieden, ihn drängte es nach Höherem, und so ging er kurz vor dem Jahre 1750 nach der Hauptstadt seines Vaterlandes, um dort sein Glück zu versuchen. Zunächst fand er im Kriegsministerium ein Unterkommen, wo ihm Don Antonio Portugues ein treu gesinnter Gönner wurde. Doch die Thätigkeit im Bureau allein konnte Clavigo nicht befriedigen. In den Stunden der Muße, die er hatte, nahm er die Feder zur Hand und schrieb an einem Werk über spanisches Kriegswesen, welches die Frucht eines zehnjährigen Studiums war. Wenn auch der Fleiß, den er auf die Arbeit verwandt hatte, zu loben war, so hätte er dadurch doch schwerlich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt. Dies geschah vielmehr durch kleine, leichthin geworfene Aufsätze, die seit dem Jahre 1762 in der Zeitschrift el pensador (der Denker) erschienen. Hierdurch machte er sein Glück, denn in dem damaligen Spanien fehlte es vollständig an etwas Derartigem; die litterarischen Arbeiten Clavigos gehörten deshalb bald zu den gelesensten Erzeugnissen der Tageslitteratur. Auch höheren Ortes wurde man auf ihn aufmerksam, Karl III. ernannte ihn zum Staatsarchivarius. So schien ihm denn eine glänzende Laufbahn eröffnet zu sein.

So sehr auch das Glück Clavigo lächelte, beständig war es ihm nicht. Durch einen jähen Sturz verlor er seine Stelle. Die Veranlassung dazu war eine Jugendliebschaft, von deren Fesseln er sich hatte befreien wollen, als ihm andere vielverheißende Verbindungen zu winken schienen. Als er noch im Kriegsministerium nur von wenigen gekannt arbeitete, hatte er die Bekanntschaft einer Französin gemacht, die ihn mehr und mehr fesselte. Es war Marie Louise oder, wie sie schlechtweg von ihren Angehörigen genannt wurde, Lisette Beaumarchais.

Die Familie, der sie angehörte, war eine einfache aus dem Volke, der Vater betrieb ein Uhrmachergeschäft in Paris. Da in der Familie reicher Kindersegen war, so sah es der alte Beaumarchais gern, daß Lisette mit ihrer im November 1748 an den Maurermeister Guilbert verheirateten älteren Schwester Maria Josephe nach Spanien zog. Hier fanden die jungen Leute bald vielerlei Anknüpfungen, da bereits ihr Vater in Madrid Geschäftsverbindungen gehabt hatte. Louise war damals hübsch und schlank; doch nicht allein körperlicher Eigenschaften konnte sie sich rühmen, sie besaß auch einen hervorragenden Geist und wußte interessant zu unterhalten. Trotz alledem fand sich keine Gelegenheit ihr Lebensschicksal zu sichern, bis sie in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren die Bekanntschaft Clavigos machte, dem sie dann bald ihre volle Zuneigung schenkte.

Die beiden Liebenden waren so ziemlich in demselben Alter. Wie Lisette war auch Clavigo lebhaften Naturells. Wir können ihn uns heute noch nach den Schilderungen vergegenwärtigen, die er von sich in den leichten Skizzen des Pensador gegeben hat. Er war klein an Gestalt, dabei stark beleibt, im Gesichte mehr rot als blaß, ein zweiter Sancho Pansa, wie er sich selbst nennt. Seine Mienen trugen fast immer den Stempel der Heiterkeit, so daß man hinter ihnen nicht die ernsten Gedanken, welche er hegte, vermuten konnte. Dennoch, sagte er, sei er auf seine Weltweisheit so eitel, wie es nur ein Prinz vom Berg Libanon auf seine Titel und Staaten sein könnte. Er hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, die Menschen zu bessern, deshalb schreibt er unter freier Benutzung Addisonscher Muster seine Feuilletons eines zahmen Moralisten; denn die Satire, welche sonst von anderen zu diesem Zwecke gebraucht wird, hält er nicht für die geeignete Form seiner Aufgabe, auch spürt er für dieselbe keine Begabung. Gern mischt er sich unter das Volk, um hier seine Beobachtungen zu machen. Überall ist er zu Hause und weiß sich unter Damen ebensogut wie unter Politikern zurecht zu finden. Immer ist er gern gesehen, weil er wegen seines Stillschweigens als ein Bewunderer der geistreichen Unterhaltung angesehen wird. Niemand ahnt, was hinter ihm steckt, wie er sein Stillschweigen nur dazu benutzt, um die Schwächen der Mitmenschen zu beobachten. „Theater, öffentliche Gärten und Schenken besucht er mit gleicher Vorliebe. Seine Mahl-

zeiten verplaudert er am liebsten mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher. So schlägt er die Zeit mit geschäftigem Müßiggang tot und trägt durch die Eindrücke und Beobachtungen seiner peripatetischen Lebensweise an einem einzigen Tage mehr Gewinn davon, als durch zehnjährige Universitätsstudien. Der Ehrgeiz plagt ihn nicht. Voll rücksichtsvoller Gesinnung, ein schweigsamer Denker, mag er lieber zu dem großen Haufen gezählt werden und ein unbekannter Denker sein, als all den Weihrauch einatmen, um den die Thoren, denen es nach Kerker und Ketten gelüstet, ihre Ruhe dahin geben!" Allein die überlegenen Betrachtungen bleiben doch nicht immer Herr über ihn, zuweilen überschleicht ihn doch einmal eine leise Anwandlung von Pessimismus.

Zu verwundern war es nach seiner Art nicht, wenn er an der geistreich plaudernden Französin Gefallen fand. Denn was er suchte und was ihn bei ihr anregte, fand er bei spanischen Damen nicht, das konnte nur im leichtlebigen, französischen Blute gefunden werden. Freilich ob sie ganz dem Ideal entsprach, welches er einmal in seinem Pensador entwarf, mag dahingestellt bleiben. Die von ihm geforderte Schönheit und Verstand besaß sie in vollem Maße, allein die Jugend, welche nach seiner Ansicht damit gepaart sein sollte, gebrach ihr bei ihren 27 Jahren doch, und sie hatte in dieser Beziehung eine gefährliche Mitbewerberin an der Duenna von Don Antonio Portugues, welche eine Verbindung Clavigos auf jeden Fall zu hindern suchte.

Im Guilbertschen Hause war Clavigo freundlich aufgenommen, man sah ihn gern als Bewerber Lisettes, und schon glaubte man der ehelichen Verbindung nahe zu sein, als er sich plötzlich abwandte. Vergebens forscht man nach den Gründen, die ihn zu seinem Handeln bewogen haben. War er wirklich ein so schlechter, pflichtvergessener Mensch? Freilich schien es fast so, da er mehrere Male aus ganz hinfälligen Gründen die schon festgesetzte Trauung hinausschob. Nur als nichtiger Vorwand konnte es angesehen werden, wenn er einmal vorgab, er habe augenblicklich nicht die vom spanischen Gesetze geforderte Voraussetzung der vollen Gesundheit, da er eine Arzenei eingenommen hätte. Ein noch trüberes Licht wirft es auf seinen Charakter, wenn sich ein anderes Mal eine Duenna mit einem alten, eigenhändig von ihm geschriebenen Eheversprechen einfindet

und ihr angeblich älteres Recht geltend macht. Dann aber zeigt sich wieder ganz der Wankelmut seines Charakters, wenn er, kaum daß er gebrochen hat, doch gleich wieder anknüpft und zu seiner Entschuldigung angiebt, er sei von schlechten Ratgebern beeinflußt gewesen.

Jahr und Tag hat es so zwischen ihm und Lisette hin und her gespielt. Aber im Guilbertschen Hause wird man darüber ungeduldig. Als Fremdling auf spanischem Boden fühlt man sich ohne genügenden Schutz. Klagen darüber werden in die Heimat gesandt und hier finden sie ein williges Ohr bei dem Bruder der Hintergangenen, Caron Beaumarchais. Aus einem einfachen Uhrmacher hatte dieser sich schon damals zu einer geachteten Stellung emporgeschwungen, sein Name war in Paris bekannt und selbst zum Hofe hatte er Beziehungen. Es war kein gewöhnliches Leben, welches er hinter sich hatte. Seinem abenteuerlichen Sinne entsprach es nach Spanien zu eilen, um die betrogene Schwester zu rächen. Doch nicht allein das Interesse am Geschicke der Schwester führt ihn nach Madrid, er ist auch der Träger einer politischen Mission. Zunächst kommt es ihm darauf an, die Ehre seiner Familie wieder herzustellen. Sein erster Gang ist deshalb zu Clavigo gerichtet, wohin ihn sein Schwager begleitet. Nun erfolgt jene Scene, die uns Beaumarchais in so meisterhafter Weise geschildert, und die Goethe von ihm fast wörtlich entlehnt hat. Clavigo ist völlig überrascht, er sucht sein Zaudern und Schwanken durch Befolgen fremder Ratschläge zu entschuldigen. Allein Beaumarchais hält seine Forderung aufrecht, er muß sein Unrecht schriftlich eingestehen. Nach dem ersten, heftigen Zusammenstoße gewinnt dann Clavigo seinen Gegner für sich durch seinen Geist und seine Kenntnisse, namentlich aber entzückt es den Franzosen, daß der Spanier bei ihm eine brüderliche Gesinnung voraussetzt, auf Grund deren er ihn um seine Fürsprache bei der schwer beleidigten Schwester bittet.

Bereits schien alles wieder in die richtigen Geleise gelenkt zu sein, wenn nur nicht Clavigos Wankelmut binnen kurzem alles wieder in Unordnung gebracht hätte! Kaum hatte er die Aussöhnung angebahnt, so wurde sie ihm auch wieder leid, und von seinen Freunden wurde er hierin bestärkt. So sieht man sich denn nach Hilfsmitteln um, die den Fremdling verderben

sollen. Die heilige Hermandad wird gegen ihn aufgehetzt, er soll dem königlichen Archivar mit List und Gewalt die schriftliche Erklärung seines Treubruches abgerungen haben. Der große Einfluß, welcher Clavigo als höherem Beamten zur Seite stand, machte seine Anklage für den Ausländer doppelt gefährlich. Doch dieser war nicht der Mann dazu, gleich zu verzagen, im Gegenteil glaubte er das Spiel nicht frühzeitig aufgeben zu müssen, selbst als er von allen Seiten gemahnt wird, Madrid zu verlassen. Noch hält er die Gefahr der Gefangenschaft, die ihn dann etwa nach Afrika bringen sollte, nicht für drohend, so lange er noch das Vertrauen auf sein schon oft bewiesenes Glück hat. Allerdings wird es Zeit zum Handeln, da selbst der französische Botschafter d'Ossue ihm rät, jenseits der Pyrenäen seine Sicherheit zu suchen. Schnell entschließt er sich da einzugreifen, wo er sich für seine Pläne den meisten Erfolg verspricht. Es zeigt den Charakter des Glücksritters voll und ganz, wenn es ihm nicht zu schwer dünkt, Clavigo bei seinen Gönnern aus dem Sattel zu heben und zu stürzen.

Ganz erfüllt von diesem Gedanken eilte er sogleich nach Aranjuez, um hier bei Whall, dem Gouverneur von Indien, dem Hauptgönner Clavigos, eine Audienz zu erhalten, in der er denselben in seiner lebhaften Art über den wahren Charakter seines Schützlings aufklärt. Was man kaum für möglich gehalten hätte, geschieht. Whall wird völlig von der Gerechtigkeit der erhobenen Anklage überzeugt, ja noch mehr, Whall hält die Sache für wichtig genug, daß sie dem König vorgetragen wird und erachtet hierzu niemanden für geeigneter als Beaumarchais. Nun gilt es für diesen, den Triumph ganz auszubeuten; er setzt sich hin und schreibt ein Memoire für den König, in dem er den ganzen Vorgang schildert und zwar mit einer Meisterschaft, die ganz seinem Handeln entspricht. „Dieser Mensch," sagt ein Franzose von ihm, „gebietet über alle Stilgattungen. Er ist heftig und pathetisch, zärtlich und geistreich. Niemand hat mit mehr Anmut und Dreistigkeit geplaudert: man meint den vornehmsten Hofmann zu hören, seine Scherzreden sind durchweg vom besten Ton!"

Auf Whalls Veranlassung las Beaumarchais sein Memoire dem König Karl III. in einer Audienz vor, die ihm zu diesem Zwecke bewilligt war. Fast romanhaft klingt es, wenn es dem

französischen Abenteurer, der ohne besondere Empfehlung im fremden Lande vorgegangen war, dennoch gelang, bis zu dem Throne des Königs vorzudringen. Aber auch hier weiß er seine Sache gut zu führen. Mit der ihm eigenen feurigen Beredsamkeit las er dem König sein Memoire vor, und das kaum Glaubliche geschah, Karl III. trat auf die Seite des Fremden und ließ seinen Beamten fallen. Clavigo wurde seiner Stellung für verlustig erklärt.

Beaumarchais hatte nun die Absicht gehabt, nicht nur die Ehre seiner Schwester zu rächen, sondern auch ihre Zukunft zu sichern. Gelegenheit schien sich gerade jetzt dazu zu bieten. Lisette war keineswegs ein Charakter, der den früheren Liebhaber nicht vergessen konnte, im Gegenteil hatte sie schon vor ihres Bruders Ankunft daran gedacht, Herz und Hand einem anderen zu schenken. Sie war so gut wie verlobt mit einem französischen Kaufmann Durand, der allerdings der Reize der Jugend sich nicht mehr rühmen konnte, aber immerhin als Notbehelf doch eine gute, gesicherte Existenz bot. Ein eigentümliches Licht wirft es wieder auf Clavigos Wankelmütigkeit, wenn er gegen diese Verbindung Einspruch erhob und seine älteren Rechte geltend machen wollte. Allein dies hätte sicher nicht veranlaßt, daß die Heirat nicht zu stande kam. Vielmehr ist die Lösung der Verlobung gerade von dem ausgegangen, welchem man es am wenigsten zutrauen sollte, von Beaumarchais selbst. Der Grund, welchen er hierfür vorbrachte, war allerdings eigentümlich genug. Er gab an, daß der französische Botschafter die Verbindung mit Clavigo augenblicklich für aussichtsvoller ansähe.

Allein das Schicksal wollte es, daß Lisette weder den einen noch den anderen zum Gatten erhielt. Vorläufig blieb sie noch unvermählt. Nachdem sie noch acht Jahre in Spanien gelebt hatte, kehrte sie 1772 mit ihrer Schwester nach Frankreich zurück, da deren Gatte irrsinnig geworden war. Hier entschloß sie sich bald, ins Kloster zu gehen und wählte dazu das Kloster der dames de la croix in der Picardie. Dort scheint sie nicht übermäßig lange geblieben zu sein. Sie starb in Amerika vergessen und verlassen von ihrer Familie. Weshalb sie von den Ihrigen aufgegeben wurde, läßt sich nicht genau ermitteln.

Auch Clavigos weitere Lebensschicksale mögen noch kurz skizziert werden. Nachdem er seine Stelle als Staatsarchivarius verloren hatte, verzagte er nicht, sondern versuchte sich von neuem emporzuarbeiten, und das macht seinem Charakter alle Ehre. Wiederum war es seine Feder, der er sein Glück verdankte. Er übernahm im Jahre 1773 die Chefredaktion des Mercurio historico y politico de Madrid. Bei der Regierung aber machte er sich dadurch besonders beliebt, daß er im Auftrage des Reformministers Campomanes verschiedene Werke gegen die Jesuiten schrieb, gegen die man damals gerade wie in anderen katholischen Ländern, so auch in Spanien vorging. Diese litterarischen Verdienste brachten ihm dann auch wieder am Abend seines Lebens eine gesicherte Staatsstellung. Er wurde zum Vicedirektor des Königlichen Naturalienkabinetts ernannt, zu welcher Stellung er sich besonders durch die Herausgabe einer Übersetzung von Buffons Naturgeschichte empfohlen hatte. Im Jahre 1806 ist er in Madrid gestorben. Alle Ausländer, Engländer und Deutsche, welche mit ihm während seiner letzten Lebenszeit zusammentrafen, rühmen ihn als einen kenntnisreichen und liebenswürdigen Mann, der besonderen Gefallen daran fand, sich nach den Schicksalen seines Doppelgängers auf der deutschen Bühne zu erkundigen.

Egmont.

Kein Geringerer als Schiller hat gegen Goethes Egmont den Tadel erhoben, daß der Dichter ganz unnütz von der historischen Wahrheit abgewichen sei. Der Egmont der Geschichte, der als Familienvater durch die Rücksicht auf seine zahlreiche Nachkommenschaft sich in seinen politischen Entschließungen bestimmen läßt, dünkte ihm eine viel geeignetere Aufgabe für einen Dramatiker zu sein. Schiller kannte durch seine Studien für die Geschichte des Abfalls der Niederlande diesen Stoff genau, aber die damalige historische Forschung war doch noch nicht im stande mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln zur objektiven Wahrheit durchzudringen. Wenn er in der Lage gewesen wäre, Egmomt nach dem uns heute vorliegenden Material zu beurteilen, so würde er sicher zu dem Resultate kommen, daß der geschichtliche Egmont bedeutender Umwandlung seines Charakters bedarf, um ihn zu einer Gestalt zu machen, die als Hauptfigur eines Trauerspieles den aristotelischen Zweck des Dramas erfüllt. Egmonts ganze Handlungsweise giebt ihm nicht das geringste Anrecht auf den Ruhmeskranz eines Helden, der für das Wohl seines Vaterlandes gern sein Herzblut opfert.

Wo die Wogen der Nordsee an die Dünen der schmalen nordholländischen Halbinsel schlagen, eine Meile westlich von Alckmaar, stand Schloß Egmont, nach dem sich ein mächtiges, für die niederländische Geschichte bedeutsames Geschlecht nannte. Gewaltige Herren waren aus demselben hervorgegangen, die als Statthalter von Holland und Herzöge von Geldern sich einen Namen gemacht hatten, als ein gütiges Geschick Lamorel Grafen von Egmont am 18. November 1522 in diesem Kreise das

Licht der Welt erblicken ließ. Da sein Vater im Dienste Karls V. es zu hohen Ehren gebracht hatte, so war es natürlich, daß man schon frühzeitig daran dachte, den Knaben am Hofe des Kaisers einzuführen. Mit seiner Geburt stand also bereits seine Lebensrichtung fest, und auch für seine politischen Ansichten war ihm eine bestimmte Richtung gegeben. Daß der Vater frühzeitig starb, änderte wenig an dem Lebenswege des jungen Grafen, der dann von seiner Mutter noch den Titel eines Prinzen von Gaveren annahm. Mit sechzehn Jahren ging er in Begleitung seines älteren Bruders nach Spanien, um dort als Page Kaiser Karls Hofluft zu atmen. Schnell lebte er sich in die Verhältnisse ein und fand bald seine höchste Befriedigung darin, als Höfling die Gnadensonne seines Herrschers auf sich leuchten zu lassen. Er war durchaus keine Natur, welche nach selbständigem Handeln trachtete, sondern begnügte sich allzeit, den Wünschen seines Fürsten sich gefügig zu zeigen. War somit sein Wesen ganz dazu angethan, sich die Gunst des Kaisers zu erwerben, so hatte er doch durch die Verdienste seines Vaters ein Anrecht darauf. Allein nicht nur der Höfling war Karl V. lieb und wert, er schätzte ihn auch als tapferen Soldaten, der bei der Expedition nach Algier sich in hervorragender Weise ausgezeichnet hatte. Egmonts Hochzeit, die er im April 1544 in Speyer mit einer Schwester des Kurfürsten von der Pfalz beging, verherrlichte der Kaiser durch seine Gegenwart, und viele andere deutsche Fürstlichkeiten beeilten sich, dem Günstling Karls die gleiche Ehre zu erweisen. Es war eine glänzende Gesellschaft von erlauchten Namen an der Hochzeitstafel versammelt, aber an Anmut übertraf keiner den jungen Ehegatten. Er war, wie ein Zeitgenosse sagt, der Schönste aller Lebenden und der Stärkste an Körperkraft und Mut.

Egmont war nicht dazu angethan, sich ausschließlich den Freuden des Familienlebens still hinzugeben, er war Kriegsmann, der bald nach der Hochzeit wieder hinausstürmte, als die Trompete des Kaisers zum Kampfe gegen Frankreich rief. An äußeren Ehren fehlte es ihm nicht. In einem Alter von 26 Jahren war er bereits Ritter des goldenen Vließes. Er begleitete Philipp, den Sohn Karls V., auf seiner ersten Rundfahrt in Holland, aber eine noch höhere Gunstbezeugung war es, daß er dazu ausersehen wurde, als Brautwerber des jungen

Erben nach England zu gehen, um Maria Tudors Hand für Philipp zu gewinnen. Wenn er dann zugegen war, als Karl V. sein Scepter in die Hände des kräftigeren Sohnes legte, so war damit nicht das Ende seiner Laufbahn gegeben. Im Gegenteil sollte er unter der Regierung Philipps bald neue Lorbeeren erringen. Der Krieg, in welchen Spanien bald nach diesem Thronwechsel mit Frankreich verwickelt wurde, brachte Egmont die Ruhmestage von St. Quentin und Gravelingen. In der ersteren Schlacht stellte er sich kühn an die Spitze der Reiterei und entschied dadurch den Sieg zu Gunsten der spanischen Waffen. So verpflichtete er sich Philipp zu Dank, der ihm dann im folgenden Jahre den Auftrag gab, Flandern von den Franzosen zu säubern. Bei Gravelingen kam es im Juni 1558 zur Entscheidungsschlacht. Als der Kampf beginnen sollte, rief Egmont seinen Kriegern zu: „Wer den Ruhm und sein Vaterland liebt, mag mir folgen." Darauf rückte er gerade auf die französische Elitetruppe zu und begann hier den Angriff. Mochte sie sich auch noch so tapfer halten, schließlich mußte sie doch weichen. Es war ein blutiges Ringen, zwei Pferde wurden Egmont unter dem Leibe erschossen.

Diese Kriegsthaten machten seinen Namen überall bekannt; man erzählte sich im Volk viel von seinen Lorbeeren, und unter dem hohen Adel war er sicher derjenige, welchem die Masse willenlos gefolgt wäre. Hätte er den Ehrgeiz dazu besessen, so hätte er sicher die Provinzen gegen die spanische Knechtschaft aufwiegeln können. Im Jahre 1566 sprach sich einer der kühnsten und vorsichtigsten der Konföderierten dahin aus, daß der Graf Egmont immer noch die Balance gehalten hätte, und daß die Seite, zu der er sich schlüge, den Sieg davon tragen würde. Allein zu einem energischen Handeln hat sich Egmont niemals aufschwingen können und wenn er bei der Freiheitsbestrebung der Niederlande zeitweise eine Rolle gespielt hat, so verdankt er das weniger seiner eigenen Initiative als vielmehr dem Umstand, daß ein Wilhelm von Oranien und Hoorne seine Zeit- und Standesgenossen waren, die ihn zu mancherlei Schritten fortrissen. Es ist wohl kaum ein größerer Gegensatz zu denken, als der in dieser Hinsicht zwischen Egmont und dem Oranier obwaltete. Ein zeitgenössischer Schriftsteller vergleicht

Egmont mit Ajax, dagegen Oranien mit Ulysses. Der Vergleich ist treffend, aber noch bezeichnender ist, was derselbe im weiteren Verlauf seiner Auseinandersetzung hinzufügt: „Als Freund wünscht man sich lieber Egmont, aber Oranien möchte man noch weniger zum Feinde haben.“ Während der eine ein Bild festen Charakters und zielbewußter Handlungsweise war, schwankte der andere wie ein Rohr hin und her, ließ sich gern jeder Zeit die Dinge von der besten Seite schildern.

Als dann Egmont, Oranien und Hoorne sich an die Spitze der Bewegung gegen die Bedrückungen der Niederlande stellten und namentlich nach der Abberufung der spanischen Truppen an dem Sturze Granvellas, des Beirates der Statthalterin Margarete von Parma, arbeiteten, wußte man auf spanischer Seite ganz genau, daß diese Koalition am leichtesten durch Egmont zu sprengen war. Kein geringerer als Granvella hatte ihn erkannt, wenn er am 14. Juli 1563 an Philipp schrieb: „Es wäre möglich diesen Bund zu sprengen, wenn man den Grafen Egmont nach seinem Charakter behandelte, nämlich als Freund von Rauch. Noch mehr, man müßte ihm die Augen öffnen über die falschen Wege, welche die Seigneurs einschlagen und müßte ihm dabei die Hoffnung auf zukünftige Machtvergrößerung machen, wenn er die Pläne Ew. Majestät unterstützte.“ Philipp wußte das Richtige in diesem Urteil zu schätzen und behandelte hinfort Egmont auch als Freund von Rauch.

Als im Frühjahr 1563 Philipp von den genannten drei, Oranien, Egmont und Hoorne, den bekannten Brief erhielt, in welchem sie ihren Beschwerden offen Ausdruck gaben und vor allem die Abberufung Granvellas verlangten, antwortete er ihnen zwar zusammen, richtete dabei aber ein besonderes Schreiben noch an Egmont, in welchem er ihn einlud, nach Madrid zu kommen. Wenn letzterer nun anfangs der Regentin erklärte, er könnte nicht nach Spanien gehen, da die anderen beiden Seigneurs diesen Schritt nicht billigten, so schrieb er doch an Philipp gewissermaßen eine Zusage, indem er ihm mitteilte, er würde der Einladung gern Folge leisten, wenn er ein Privatgeschäft vorschützen könnte. Nochmals richteten dann die drei im Juli an Philipp ein Schreiben, in dem sie um Enthebung vom Staatsrat baten, da sie nicht für die Fehler anderer verant-

wortlich gemacht werden wollten. Die allgemeine Unzufriedenheit wäre schon auf einen hohen Grad gestiegen, und Philipp möchte unparteiische Männer nach den Niederlanden senden, die sich von der Wahrheit ihrer Angaben überzeugen könnten.

Philipp faßte die niederländische Frage ernster auf, als man dort glaubte. Er legte dem Herzog von Alba die empfangenen Schreiben zur Begutachtung vor. Wie dieser nun damals schon die Sache beurteilte, ist höchst interessant. Er rät vor allem Zwietracht zwischen den dreien zu säen und hierzu hält er Egmont für das geeignetste Werkzeug, den man in Spanien mit Gunst überhäufen müsse, um ihn von dem Bunde abspenstig zu machen, während man auf die anderen, die seinem Beispiele nicht folgten, eine Art Ungnade legen müsse. „Denn diejenigen, welchen man eine solche Ungnade erzeigen muß, verdienen eine weitere Strafe nicht, den anderen, die es verdienen, muß man die Köpfe abschlagen; aber bis man dazu gelangen kann, muß man ihnen gegenüber sich nichts merken lassen." Wenn nun der König noch nicht zu einem entscheidenden Entschlusse kam, so sollte ihn bald die Entwickelung der Dinge in den Niederlanden dazu zwingen. Seine Schwester Magarete berichtete ihm im März 1564 von einem Vorgang, den sie mehr scherzhaft als ernst auffaßte. Bei einem Gastmahle, welches Kaspar Schatz, ein reicher Kaufmann in Antwerpen, dem hohen Adel gab, wurden allerhand tolle Vorschläge gegen den Kardinal in der Weinlaune gemacht. Als man dabei auch auf die Livreen der Bedienten und die großen Ausgaben dafür zu sprechen kam, wurde die deutsche Sitte der Einfachheit gerühmt und beschlossen, das Los solle entscheiden, wer eine neue Uniform in Vorschlag bringen sollte. Egmont wurde dazu bestimmt, er schlug graue Wämser und Hosen vom allergröbsten Stoff, lange Ärmel ohne goldene und silberne Borten vor; eine Narrenkappe mit Schellen, die auch als eine Mönchskapuze gelten konnte, sollte auf jedem Ärmel angebracht sein.

Granvella verließ im März 1564 Brüssel, scheinbar um seine Verwandten in Lothringen zu besuchen, in Wahrheit um nie wieder zurückzukehren. Nun entlud sich aller Haß gegen ihn, er wurde in allerhand Pasquillen verspottet; erst jetzt traten die Edelleute mit ihrer neuen Bedientenuniform hervor, die vom Volke laut bejubelt wurde, indem man den gegen den

Kardinal gerichteten Spott sehr wohl verstand. Im Staatsrat trat nunmehr Oranien offen mit der Forderung auf, Philipp müsse sich entschließen auf dem bisher eingeschlagenen Wege umzukehren, namentlich aber die Unmöglichkeit erkennen, die Beschlüsse des Tridentiner Konzils in den Niederlanden durchzuführen. Um den König darüber aufzuklären, wurde Egmont im Januar 1565 nach Madrid geschickt. Die Instruktion, welche er erhielt, war aus Oraniens Feder. Mit welchem Ernst die Situation genommen wurde, geht daraus hervor, daß mehrere Adlige, die Egmont das Geleit gaben, mit ihrem eigenen Blute eine Erklärung unterzeichneten, durch die sie sich verpflichteten, jedes Unglück, welches ihm zustöße, an Granvella oder jedem anderen Anstifter zu rächen.

In Madrid wußte man sehr gut, wie Egmont zu behandeln war. Philipp ehrte ihn mit einem solchen Empfang, daß jeder glaubte, dieser sei ihm der liebste. Als er die Ankunft des Grafen erfuhr, ging er eilend aus seinem Kabinett und begrüßte ihn mitten im Audienzsaal mit den Worten: „Mein Vetter, seid Ihr glücklich angelangt?“ Dabei umarmte er ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, sich auf das Knie zum Handkuß zu senken. Nun wurde Egmont häufig zur königlichen Tafel gezogen, mußte unter Führung des Königs die Sehenswürdigkeiten des Escurial und den Park von Segovia besichtigen, wurde mit Gnadengeschenken überhäuft und erhielt nicht undeutlich die Aussicht eröffnet, daß Philipp selbst auf glänzende Partien für seine zahlreichen, unverheirateten Töchter (es waren deren acht) bedacht sei. So verlor er denn ganz aus dem Sinn, weshalb er denn eigentlich nach Spanien gekommen war. Wenn er sich dann wirklich einmal ermannte, von Staatsgeschäften zu reden, so kannte Philipp seine Schwäche und fing gleich von der Verheiratung seiner Töchter oder anderen ihn persönlich berührenden Dingen an. So zog denn Egmont wieder von dannen, ohne irgend etwas anderes als ganz allgemeine Zusicherungen erhalten zu haben.

Er kehrte nach den Niederlanden voll von Enthusiasmus zurück, und vertrat auch im Staatsrat völlig Philipps Sache, der ihn durch seine Liebenswürdigkeit vollständig geblendet hatte. Oranien machte ihm den Vorwurf, daß er zwar für

seine Privatangelegenheiten gut gesorgt, darüber aber den eigentlichen Zweck seiner Sendung vergessen hätte. Allerhand Stichereien anderer öffneten dann Egmont die Augen über die klägliche Rolle, welche er in Spanien gespielt hatte. Statt offen seinen Fehler einzugestehen, behauptete er von Philipp schmählich getäuscht zu sein. Aber die energischen Befehle, die dieser nunmehr nach den Niederlanden erließ, zeigten deutlich, daß er nie an ein Nachgeben gerade in der religiösen Frage gedacht hatte. Doch das niederländische Volk war nicht gewillt sich zu fügen, in Brabant kam es zu einem Aufstande, und der Adel schloß sich im Kompromiß zu Breda zusammen, um der Statthalterin eine Beschwerdeschrift zu überreichen. Immer höher gingen dann die Wogen der Aufregung, bis sie im Bildersturm ihren Abschluß fanden.

Vergebens suchte Oranien in dieser Zeit den Adel zu einem Ausnutzen der Situation zu bewegen, er wollte ein Heer sammeln, um die Lande vor einem Eindringen spanischer Truppen zu schützen, allein er predigte tauben Ohren. Egmont war zu sorglos, und Hoorne hatte sich schmollend auf sein Schloß zurückgezogen. So vergingen kostbare Wochen ungenutzt, während Philipp rührig an seinen Plänen schmiedete und zur Ausführung derselben den Herzog von Alba ausersah. Mit 10000 Mann schiffte dieser sich im Hafen von Carthagena ein und landete in Savona, um von hier aus über die Alpen durch Savoyen und Burgund nach den Niederlanden zu rücken. „Es waren nur alte, gediente Soldaten, reichlich versehen mit Kleidungsstücken und Waffen, die häufig vergoldet waren, so daß man sie eher für Hauptleute als für Soldaten halten würde.“ Don Ferdinand de Toledo, der natürliche Sohn Albas, befehligte die Reiterei. Ohne besondere Hindernisse kam die Armee nach ihrem Ziele. Während selbst Margarete von Parma ihrem Nahen mit Sorge entgegenblickte und es bis zum letzten Moment noch zu verhindern hoffte, war Egmont harmlos genug, um Alba mit vierzig Edelleuten entgegenzureiten und ihm zwei edle Rosse zum Geschenk zu bieten. Während Oranien klug das Land verließ, um sein Leben für bessere Zeiten aufzusparen, geizte es ihn, an der Seite Albas seinen Einzug in Brüssel zu halten.

Die Sorglosigkeit, mit der nun Egmont in die ihm gestellte Falle ging, erweckt eine geringe Achtung vor seinem politischen Tiefblick. Er war völlig umgarnt und nahm jede Heuchelei für bare Münze. Allerdings hatte es Philipp auch meisterhaft verstanden, ihn einzuschläfern. Noch am 26. März 1567, als bereits der Tod des Grafen bei ihm feststand, schrieb er ihm einen Brief, der voll von Lob für seine Hingebung im königlichen Dienst war. Dies übte auf Egmont einen größeren Einfluß als alle Ermahnungen und Warnungen seiner Standesgenossen. Während andere aus dem Lande gingen, zeigte er sich nach wie vor als fröhlicher und ausgelassener Gesellschafter bei Banketten und pflegte die Freundschaft mit den Söhnen Albas, ging wie ein alter Freund im Hause des Herzogs ein und aus. Seine Verblendung ging so weit, daß er sogar seinen Sekretär Bakkerzeel, der nach Deutschland geflohen war, da er das Kompromiß unterzeichnet hatte, zurückholen ließ. Selbst am Abend vor der Katastrophe schlug er eine ernstliche Warnung in den Wind.

Am 9. September 1567 fand bei dem Großprior des Johanniterordens Don Fernando ein Diner statt, zu dem außer vielen anderen auch Egmont und Hoorne geladen waren. Alba sandte zur Verherrlichung des Festes die Musik seiner Leibgarde. Gegen drei Uhr ließ er die Grafen Egmont und Hoorne zu sich bitten, um mit ihnen die Befestigungspläne von Diedenhofen und Luxemburg zu besprechen. Als der Großprior Egmont beim Aufstehen zuflüsterte, er sollte so schnell als möglich fliehen, erbleichte dieser, ließ sich aber im Nebenzimmer von einem anderen leicht beruhigen. So ging er zu Alba. Während nun mit einigen anderen über die Befestigungen beraten wurde, erhielt der Herzog die für ihn entscheidende Nachricht, daß Egmonts Sekretär und der Bürgermeister von Antwerpen festgenommen wären. Als nun die Edlen sich entfernen wollten, bat der Hauptmann der Leibwache Egmont noch zu bleiben, da der Herzog weiter mit ihm reden wollte. Kaum aber hatten sich die anderen entfernt, als der Hauptmann den Grafen um seinen Degen bat und ihn zum Gefangenen erklärte. „Wie," versetzte dieser verwirrt, „Sie fordern mir den Degen ab, der dem Könige so viele Dienste geleistet hat?" Spanische Soldaten, die im Nebenzimmer waren, führten ihn ab. Nach mehreren

Tagen wurde er mit Hoorne, der in ähnlicher Weise verhaftet war, in die Citadelle von Gent gebracht.

Zwei Monate lang schmachteten die beiden Grafen in der Gefangenschaft, ehe der Prozeß gegen sie eröffnet wurde. Viermal wurden sie vernommen, dann erhielten sie im Januar 1568 die Anklageschrift zugestellt. Egmont sollte sich gegen 28 Artikel verteidigen. Einen Rechtsbeistand erhielt er erst später zugebilligt. Der ganze Verlauf des Prozesses war ein Gewaltakt, eine Komödie für den, der hinter die Kulissen blickte. Nur drei Tage gebrauchte Alba, um die gesamten Akten zu lesen und dann sein Urteil zu fällen. Die beiden Grafen wurden der Teilnahme an der Verschwörung Oraniens und anderer, der Unterstützung der Sektionen und des Hochverrates für schuldig erklärt. Sie sollten durch das Schwert gerichtet, und ihre Köpfe zum abschreckenden Beispiel auf einem öffentlichen Platze aufgesteckt werden.

Inzwischen waren beide Grafen nach Brüssel gebracht. Egmont wurde das Todesurteil durch seinen Beichtvater, den Erzbischof von Yperen, mitgeteilt. Er war außer sich darüber, seine Dienste so belohnt zu sehen. Auf Zureden des Geistlichen entschloß er sich, an Philipp den bekannten Brief zu schreiben, in dem er die nochmalige Versicherung abgab, niemals wissentlich etwas gegen Seine Majestät und die katholische Religion unternommen, sondern immer in guter Absicht gedient zu haben. Noch bis er das Schafott bestieg, glaubte er an seine Begnadigung.

„Es ist eine eigene Ironie des Schicksals," sagt ein neuerer Geschichtschreiber, „daß dieser Mann, dessen Wesen Charakterlosigkeit, Halbheit, Unentschlossenheit und flache Unbedeutendheit war, durch das Schafott groß geworden ist. Er hat allerdings der Sache der Freiheit durch seinen unverdienten Tod einen großen, wiewohl unfreiwilligen Dienst geleistet, und es gehört zu den ärgsten Mißgriffen des spanischen Systems, einen Mann zum Abgott des Volkes zu machen, der sich zum unbedingten Werkzeuge der königlichen Willkür mit Freuden hergegeben hätte." Tausende strömten trauernd zu seiner Bahre, sie alle sahen in ihm den Liebling des Volkes, der durch seine Lebenslust die Augen auf sich gelenkt hatte, aber sie wußten nicht, daß diesem Helden die Freiheit des Landes gleichgültig war, wenn seine persönlichen Ansprüche Befriedigung fanden.

Mit Philipp hatte Egmont verspielt, als er ihn bei seiner Rückkehr von Madrid der Lüge zieh. Persönliche Kränkungen konnte der König nie vergessen. Wenn er nun fortgesetzt durch Granvella und namentlich Margarete von Parma ungünstiges über ihn erfuhr, so war sein Urteil bald gefällt, und er sandte Alba bereits mit dem Todesurteile nach den Niederlanden. Nur so wird die Eigenart des ganzen Prozeßganges erklärt.

Torquato Tasso.

Als Goethe den Stoff aus des italienischen Dichters Tasso Leben zur dramatischen Behandlung sich auserkor, reizte ihn nicht allein der berühmte Name des Verfassers des befreiten Jerusalem, sondern eine gewisse Wahlverwandtschaft der Seele, die ihn mit jenem verband. Wenn er sich nun dabei die Aufgabe stellte, den Kampf der freien, schrankenlosen Sinnesart mit dem streng zugeschnittenen Hofleben vorzuführen, so gab er damit ein Stück seines eigenen Lebens. Wurde nun Tasso zum Träger seiner eigenen Empfindungen und seiner Denkweise gemacht, so ergab sich dabei wie von selbst die Umgestaltung des historisch überlieferten Stoffes. Hierbei kam es dann, daß vieles in einem idealisierten Gewande erschien.

Torquato Tasso erblickte am 11. März 1544 unter günstigen Umständen das Licht der Welt. Sein Vater, der auch als Dichter sich einen Namen erworben hat, war damals diplomatischer Agent und Minister des Fürsten von Salerno. Es ist eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit, daß das Leben des Vaters dem des Sohnes in so vielen Punkten gleichsam vorbildlich gewesen ist. Beiden war die dichterische Ader gemeinsam, beider Lebensgang ist reich an bitteren Enttäuschungen, jähem Wechsel, der auf äußeres Wohlleben schnell Not folgen ließ. Die Familie der Tasso gehörte zum bergamaskischen Adel, doch war sie nicht mit Glücksgütern gesegnet und hatte ihre Heimat verlassen. Torquatos Vater Bernardo war bereits in Venedig geboren. Die Mutter, welche dem Vater, als er hoch in den Vierzigern war, die Hand zum Ehebunde gereicht hatte, gehörte einer edlen neapolitanischen Familie an. Von Salerno waren die Gatten nach dem am herrlichen Golf von Neapel gelegenen Sorrento gewandert, um hier ganz dem Genuß der

ſie umgebenden Natur ſich hinzugeben. Die Gnade ſeines Fürſten hatte Bernardo ſo geſtellt, daß er ganz ſeiner Muſe leben konnte. „Die Luft," ſchreibt er in einem ſeiner Briefe voll Entzücken, „iſt ſo heiter, ſo milde, ſo heilſam, ſo lebenerweckend, daß die Menſchen, welche hier leben, ohne einen anderen Himmel zu kennen, gleichſam unſterblich ſind. Dieſe Stadt iſt lieblicher, als irgend eine andere des Landes, überreich an allem, was zur Bequemlichkeit des Lebens, was zur Geſundheit des Geiſtes wie des Körpers erforderlich iſt. Die Natur hat ſie wie eiferſüchtig auf ſolchen koſtbaren Schatz, mit gewaltigen Mauern, in Geſtalt hochragender Berge umgeben, ſo grün, ſo blüten- und fruchtreich, daß die Bewohner Venus nicht um die ſchönſten Gärten von Knidos und Paphos beneiden."

In einer ſo herrlichen Umgebung verlebte Taſſo ſeine Jugendjahre, und könnte man die poetiſche Ader bei ihm nicht als ein väterliches Erbſtück anſehen, ſo müßte ſie ſicher als ein Erzeugnis der neapolitaniſchen Natur gelten. Die geiſtigen Anlagen traten ſchon früh bei dem kleinen Knaben hervor und wurden gern vom Vater gefördert. Es reizte die Eitelkeit der Eltern, ihren Sprößling von Freunden und Verwandten angeſtaunt zu ſehen. Er war ein Wunderkind, der ſchon mit ſechs Jahren die lateiniſche Sprache beherrſchte und bereits im achten nach dem Brauch der damaligen Zeit rhetoriſche Studien betrieb. Allein der ſcholaſtiſche Geiſt, welcher das damalige Schulweſen in Italien noch vollſtändig beherrſchte, war nicht im ſtande, die Bildung Taſſos in die Bahnen zu leiten, welche ſeinem Weſen entſprechend war. Sein freiaufſtrebender Geiſt ließ ſich nicht willenlos in die ſpaniſchen Stiefel der Scholaſtik einſchnüren, ebenſo wenig behagte ihm ein dürrer Formalismus, dem man ſich hier hingab.

Die Frühreife des Kindes erkannten auch ſeine Erzieher, die geiſtlichen Herren, und glaubten ihm am beſten dadurch gerecht zu werden, wenn ſie ihn bereits mit neun Jahren zum heiligen Abendmahl zuließen. Allerdings war das ein ſchwer zu billigender Schritt, den Taſſo ſelbſt ſpäter verurteilt hat. „Wenn ich," ſchreibt er in einem Briefe, „auch nicht loben will, daß man mich zum Sakrament zu einer Zeit zuließ, wo ich nicht wußte, was ein Sakrament war, ſo wage ich doch zu behaupten, daß ich, da ſich aus den Wirkungen die Urſachen her-

leiten lassen, indem ich mich jetzt an das erinnere, was ich damals empfand, klar erkenne, wie ich den Sohn Gottes in meine irdischen Glieder aufgenommen hatte!" Ohne Zweifel war es deshalb ein Segen für den Knaben, wenn der Vater sich mehr der Erziehung seines Sohnes persönlich widmete.

Inzwischen waren schwere Schicksalsschläge über die Familie hereingebrochen Der Gönner des alten Tasso ward der Intrigue gegen die spanische Herrschaft überführt und verwickelte in seinen Sturz seinen Diener, der in die Fremde flüchten und Weib und Kind bei grausamen Verwandten in Neapel zurücklassen mußte. Porzia fand schließlich in einem Nonnenkloster eine Zufluchtsstätte, aber den damals zehnjährigen Knaben durfte sie nicht dorthin nehmen. Wenn es ihr auch noch so schwer wurde, sie mußte sich von ihm trennen, doch eine trübe Ahnung sagte ihr, daß sie ihn nie wiedersehen würde. So kam es denn auch, daß sie nach zwei Jahren plötzlich ihre Augen schloß, ohne daß einer ihrer Lieben ihr zur Seite stand. Die Nachricht ihres Todes traf Vater und Sohn in einer an und für sich schon traurigen Lage an. Allein der tägliche Kampf um das Dasein rieb den jüngeren Tasso nicht so auf, daß er nicht zum freien Geistesschwunge gekommen wäre, zumal er sich vom lästigen Zwang der Scholastik ganz entfesselt fühlte. Mit Unterweisung des Vaters studierte er die römischen und griechischen Klassiker, unter Führung eines jungen Vetters durchstreifte er die ewige Stadt und suchte alle die Stätten auf, an die sich eine bedeutungsvolle Erinnerung knüpfte. Für den Vater war die Freude an dem heranwachsenden Sohne ein Lichtblick in seinem sonst an herben Prüfungen reichen Leben. „Meinem Torquato," äußerte er einem Freunde gegenüber, „geht es vortrefflich, und er macht solche Fortschritte an Körper und Geist, daß ich hoffen darf, er werde einst durch sein Genie und seine Tüchtigkeit sich große Ehre und all das Vermögen erwerben, welches mir das tückische Schicksal verweigert hat."

Drohende Kriegsgefahr, welche eine Belagerung Roms erwarten ließ, machte diesem schönen Leben ein Ende, indem der Vater sich entschloß, den Sohn und Neffen nach seiner Heimat Bergamo zu schicken. Mancherlei verwandtschaftliche Beziehungen öffneten hier Tasso die vornehmsten Häuser und brachten ihm

wertvolle Bekanntschaften, zu denen namentlich die mit seinem späteren Gönner, dem Kardinal Albano, zu rechnen ist. Noch in späteren Jahren hat sich Tasso immer gern dieses Aufenthaltes erinnert. Er rühmt „die edle lombardische Stadt voll schöner Wohnungen, voll Wohlhabenheit, hoher Bildung und lobenswerter Sitte, hervorragend in den Waffen wie in den Wissenschaften und allen edlen Künsten".

Nach einem kurzen Aufenthalt in Bergamo begann für Tasso ein Wanderleben mit dem Vater, den das Schicksal hierhin und dorthin warf. Bernardo hatte zuerst eine Stellung am Hofe des Herzogs von Urbino gefunden. Wenn sie auch an Einträglichkeit und Achtbarkeit nichts zu wünschen übrig ließ, so fesselte sie ihn doch nicht, und er nahm leichten Mutes an der neugegründeten Akademie in Venedig die Stelle als Sekretär an. Seiner Natur schien bereits etwas von dem Unbefriedigtsein und ziellosen Hin- und Herschweifen eigen zu sein, was seinem Sohne später so verhängnisvoll geworden ist. Im Mai 1559 kam Torquato nach Venedig, nahm an den gelehrten Disputationen der Akademie teil und schrieb in einem Alter von fünfzehn Jahren einen ästhetisch-kritischen Kommentar über das italienische Nationalepos, die göttliche Komödie. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, über die Frühreife oder über das tiefgehende Verständnis des dichterischen Meisterwerkes.

Wenn nun der Vater auch befriedigt auf die Erfolge seines Sohnes in so jungen Jahren blickte, so war er doch welterfahren genug, um zu wissen, daß derartige ästhetische Studien nicht das allein bringen konnten, wonach ein Dichter in damaliger Zeit mehr als heute trachten mußte, die gesicherte Lebensstellung. Selbst den gefeiertsten Dichter nährte seine Leier nicht, er mußte sich von Fürstengunst das tägliche Brot bieten lassen. Wer sicher gehen wollte, machte durch die Wahl eines einträglichen Berufes seine Muse unabhängig. Für den Edelmann gab es in damaliger Zeit, wenn er nicht das Schwert führen wollte, nur zwei Wege, die Übernahme einer geistlichen Stelle oder das Rechtsstudium. Da Tasso sich zu dem letzteren entschloß, bezog er die Universität Padua, um hier in die Weisheit der Pandekten einzudringen und als Frucht seiner Studien die Würde eines Doktors der Rechte zu erlangen.

Neben diesem Brotstudium nahm er die Beschäftigung mit der Philosophie wieder auf, die er namentlich in Platos Lehre pflegte, und beteiligte sich an Disputationen über klassische und romantische Poesie. Vergil war ihm schon damals der Inbegriff des Dichters, an den er sich auch in seiner ersten Dichtung Rinaldo, welche in dieser Zeit entstand, anlehnte. Nicht ganz zehn Monate hatte er gebraucht, um dies Heldengedicht fertig zu stellen. Des Aristoteles Regeln über Poetik war das Gesetz, dem er allein gefolgt war. Wenn sich im einzelnen auch überall die Fehler zeigten, wie sie Erstlingswerken eigentümlich sind, so gewann doch die Leichtigkeit des Reimes, die Tiefe der Empfindung und die Schönheit der Darstellung dem Werk, das zunächst nur handschriftlich verbreitet wurde, überall Beifall, und selbst der widerstrebende Vater willigte daraufhin in die Veröffentlichung der Dichtung.

Schnell verbreitete sich der Rinaldo; er brachte dem Dichter Ruhm in reichlicher Menge ein, aber seine Existenz begründete er nicht. Das Verhältnis zwischen Autor und Verleger war in der damaligen Zeit noch wenig geordnet, dazu blühte der Nachdruck. Die litterarischen Produkte der Schriftsteller waren gleichsam vogelfrei. Tasso selbst hat hierüber vielfach Klage geführt, aber am meisten drückte es ihn und rief seinen herbsten Unwillen wach, wenn die Drucker gar an dem Text Änderungen vornahmen. Bot somit die Dichtkunst nicht einen lohnenden Erwerb, so mußte er auf anderem Gebiete einen solchen suchen, wenn er seinem Vater, der sich nur mühsam durchschlug, nicht länger auf der Tasche liegen wollte. Mit vollem Herzen griff er deshalb zu, als er durch den Kardinal Cesi an die Universität Bologna berufen wurde. Wenn er nun auch durch unbedächtige Äußerungen sich bald die Gunst seines Gönners entzog, so war dieser kurze Aufenthalt in Bologna schon darum bedeutungsvoll genug, daß er hier zuerst den Plan zu seinem großen Gedicht faßte, durch welches sein Name später unsterblich werden sollte. Nachdem er Bologna wegen einer drohenden Anklage heimlich verlassen hatte, streifte er einige Zeit herum, fand aber bald wieder an der Universität Padua eine Stellung, da sein Ruf schon so groß war, daß man ihn überall gern sah.

Dort beteiligte er sich hauptsächlich an philosophischen Disputationen, schrieb ein theoretisches Werk über die Dichtkunst,

das eine bei ſeinen Jahren kaum zu erwartende Reife des Urteils zeigte, war aber doch nicht von ſeinem Thun und Schaffen innerlich voll befriedigt. Wie eine Rettung dünkte es ihm da, wenn der Herzog Alfons von Ferrara an ihn die Aufforderung richtete, als Kavalier an ſeinen Hof zu kommen.

Der 31. Oktober 1565, an dem Taſſo in Ferrara einzog, bildet in ſeinem Lebenslauf den wichtigſten Abſchnitt. Er ging eine Verbindung ein, die für ſeine Zukunft von der entſchiedenſten Bedeutung war. Der verhängnisvollſte Fehler des Dichters iſt es ohne Zweifel geweſen, daß er die Stellung, die er am Hofe einnahm, völlig verkannte. Dazu war ſein ganzes Weſen zu nichts weniger angethan als zum Höfling, ſeine unvorſichtige Meinungsäußerung war ihm ſchon einmal zum Verhängnis geworden. Der Boden, den er hier betrat, war ſchlüpfrig genug. Intriguen drohten von allen Seiten, denn ſein Kommen war manchem unbequem, der ſich dadurch in den Hintergrund gedrängt ſah. Die Familie Eſte, deren Vertreter neben dem Herzog ſeine beiden Schweſtern Leonora und Lucrezia waren, hatte an ihren Hof eine große Zahl von Gelehrten, Dichtern und Künſtlern gezogen. Mit Hilfe dieſer wurden allerhand Vergnügungen im herzoglichen Schloß oder in der Einſamkeit einer Villa veranſtaltet. Hatte man einmal genug an Theater und Konzerten, ſo ſuchte man ſich mit gelehrten Disputationen oder gar frommen Übungen, die ſich in dieſer Weltlichkeit wunderbar ausnahmen, die Zeit zu vertreiben.

Herzog Alfons war als Fürſt ganz ein Kind ſeiner Zeit, der für ſeine Vergnügungen alles, für ſein Volk aber nichts übrig hatte. Um die Mittel für ſeinen Hofhalt zu erlangen, ſchreckte er vor keiner Bedrückung ſeiner Unterthanen zurück. In ſeinem Charakter iſt kein edler Zug zu finden. Er hatte Launen, von denen er ſich oft allzu ſehr leiten ließ, war voll Argwohn und Grauſamkeit. Durch eine offen zur Schau getragene Frömmigkeit ſuchte er ſich ein Relief zu geben und bewies ſeine ſtrenge Rechtgläubigkeit darin, daß er ſeine eigene Mutter verſtieß, weil ſie Calvins Lehre zugeneigt war. Das Wetterwendiſche in ſeinem Charakter hatten ſeine Günſtlinge nur zu oft zu fühlen, die heute noch mit Gnaden und Ehren überhäuft wurden, um morgen in die Verbannung geſchickt zu werden.

Tasso ließ sich durch den prunkenden und schmeichelhaften Empfang, den man ihm zu teil werden ließ, völlig blenden, und war kurzsichtig genug, allen Schein für Wahrheit zu nehmen. Als Mäcenas überhäufte ihn der Herzog mit Gunstbezeugungen, erklärte ihn mehr als Freund und Bruder denn als Kavalier ansehen zu wollen. Natürlich beeilten sich alle Höflinge, es ihrem Herrn gleich zu thun und ließen es an Schmeicheleien nicht fehlen. „Mir ist," schreibt Tasso damals, „als wäre ich in einen Zauberpalast versetzt, in dessen Hallen himmlische Göttinnen und schöne Nymphen umherwandeln." Den schönen Frauen, die in großer Zahl am Hofe weilten, wagte Tasso anfangs nur schüchtern sein Auge zuzuwenden, doch wurde er durch ihre ermutigenden Gunstbezeugungen bald immer mehr angefeuert und faßte namentlich zu den beiden Schwestern seines Gönners eine tiefer gehende Neigung.

Ein reicher Kreis von Sagen hat sich über das Verhältnis des Dichters zu den Prinzessinnen ausgesponnen, aus dem das Wahre zu erkennen nicht immer leicht ist. Lucrezia und Leonora hatten bereits die Jugendjahre weit hinter sich, denn die jüngere war bereits dreißig Jahre alt. Sie waren ganz die Kinder ihrer Zeit, kannten nur die Rücksicht auf die eigene Person und vergaßen über ihre Selbstsucht, sich um das Wohl und Wehe anderer zu kümmern. Beiden gefiel der feurige Jüngling sehr, der in der schwarzen Tracht sich besonders schmuck machte. Sein ganzes äußeres Wesen mußte fesseln. Von Gestalt war er hoch und schlank, sein Gesicht hatte durch den zarten Teint etwas Mädchenhaftes und erhielt durch die tiefblauen Augen und das volle Haupthaar etwas Schwärmerisches. Seine Mienen gerieten in ein lebhaftes Spiel, wenn er seine Gedichte, die in bilderreicher Sprache verfaßt waren, vortrug.

Für die Prinzessinnen war es ein angenehmer Zeitvertreib, sich von Tasso Dichtungen vorlesen zu lassen. Die ältere, Lucrezia, zog sich mit ihm oft stundenlang zurück und ließ niemanden vor, wenn sie seinem Vortrag lauschte. War sie ihm auch eine treue Beraterin und Fürsprecherin, sein Herz fesselte sie doch nicht. Dies wandte sich vielmehr der jüngeren Leonora zu. Sie war eine zarte Frauengestalt, die dadurch noch interessanter wurde, daß ihre Wangen durch die Kränklichkeit eine eigenartige Bleiche erhalten hatten. So war ihr auch eine

gewiſſe Schwärmerei eigentümlich, die leicht auf das religiöſe Gebiet hinüberging. Sie hatte nicht nur die Meiſterwerke altklaſſiſcher Dichtung geleſen, ſondern ſich auch in die Philoſophie vertieft. Ein Zeitgenoſſe weiß ihren königlichen Geiſt und ihre Tugend nicht genug zu preiſen. Daß ſie Taſſo wirklich eine Herzensneigung entgegengebracht hat, läßt ſich durch nichts klar erweiſen. Da ſich die Zeugniſſe einander über dieſen Punkt ſo vielfach widerſprechen, darf man wohl auf Taſſos überſchwengliche Gedichte und einzelne Stellen ſeiner Briefe, die eine mannigfache Deutung zulaſſen, keinen allzugroßen Wert legen. Sicher geht aber die zarte Epiſode von Olinto und Sophronia im Befreiten Jeruſalem auf Taſſo und Leonora.

So ſchwelgte Taſſo zu Ferrara in Triumphen, und nur vorübergehend lagerte ſich Trübſinn auf ſeine Stirn, als im Spätſommer 1569 ſein Vater die Augen zum ewigen Schlummer ſchloß. Hierbei empfand der Dichter nur den Schmerz am meiſten, daß es ihm an Mitteln fehlte, ſeinem Vater ein gebührendes Denkmal zu ſetzen. Seine kindliche Anhänglichkeit bewies er aber dadurch, daß er den Dichterruhm ſeines Vaters gegen alle Angriffe thatkräftig verteidigte. Auch ein vom Verſtorbenenen hinterlaſſenes Gedicht vollendete er und gab es heraus, um das Andenken desſelben zu ehren.

Nicht lange nach dieſem Trauerfall bot ſich eine verlockende Gelegenheit zu einer Reiſe nach Frankreich in der Begleitung des Kardinals Luigi d'Eſte, der im Auftrage ſeines Bruders, des Herzogs von Ferrara, ſich an den Hof Karls IX. begab, dabei aber auch wohl den Hintergedanken hatte, die Zuſtimmung des Königs für eine zukünftige Papſtwahl zu erlangen. Kardinal Eſte war nicht beſſer und nicht ſchlechter als ſeine Amtsbrüder im roten Purpur, der für die Erlangung dieſer hohen Kirchenwürde nur allein die hohe Geburt als Legitimation aufweiſen konnte und im Rauſch des Genuſſes ſich für etwaige Beſchränkungen im öffentlichen Leben zu entſchädigen ſuchte. Den Dichter nahm er in ſein Gefolge nur auf, um mit ihm zu glänzen, ſah in ihm lediglich eine Staffage, die ſich ſeinen Wünſchen anzupaſſen hatte.

Freudig war Taſſo auf das Anerbieten des Kardinals eingegangen, da er die Hoffnung hegte, in Frankreich ein Urbild von Gottfried von Bouillon, der Hauptgeſtalt ſeines großen Epos,

zu finden. Während der Reise nach Paris, die zwei Monate dauerte, war er fortgesetzt mit seiner Dichtung beschäftigt. Was er am Tage auf dem Rücken des Pferdes überdacht hatte, schrieb er am Abend in dem Gasthof nieder. Trotz dieser unausgesetzten dichterischen Thätigkeit versäumte er es nicht, sich emsig im Lande umzusehen und Volkstypen zu studieren, allein so eifrig er sich auch auf seiner Fahrt umsah, einen Gottfried fand er nirgends, selbst nicht am königlichen Hofe. Da er hier vom König und den Höflingen als der Sänger des für Frankreich so glorreichen ersten Kreuzzuges mit allen Ehren überhäuft wurde, so ließ er sich durch den ersten Eindruck, wie es ihm schon oft begegnet war, völlig einnehmen. Als er dann aber den äußeren Prunk und die scheinheilige Frömmigkeit durchschaute, war er bitter enttäuscht und hielt mit seiner herben Kritik, der er rücksichtslos Ausdruck gab, nicht zurück. Freilich hätten ihm manche Urteile schon früher kommen können, wenn er z. B. betreffs Karls IX. folgendes äußerte: „Der König, der irgend ein anderes Ziel als das Wohl seiner Unterthanen im Auge hat, ist kein guter König, so legitim er auch sein mag." Bedenklich aber war der Grundsatz, den er dann damit verknüpfte: „Wenn der Fürst nicht gut ist, kann er beseitigt werden, und dann muß der gute Bürger das Wohl des Vaterlandes dem Wohl dessen voranstellen, der dasselbe ungerecht regiert."

Tasso mußte sehr bald die Folgen seiner kühn ausgesprochenen Urteile erfahren. Karl IX. war in hellem Zorn, daß ein einfacher Edelmann und noch dazu ein Fremdling sich unterstände, über ihn zu Gericht zu sitzen. Auf eine Beschwerde des Königs hin erteilte der Kardinal dem Dichter einen scharfen Verweis, der diesen so erzürnte, daß er um die Erlaubnis bat, nach Italien zurückkehren zu dürfen. Leichter als er erwartet hatte, wurde seinem Wunsche nachgegeben. Zunächst begab er sich nach Rom und suchte von hier aus wieder eine feste Verbindung mit dem Hofe von Ferrara zu gewinnen. Durch die Fürsprache der Prinzessinnen ließ sich der Herzog bewegen, an Tasso eine höchst schmeichelhafte Einladung zu senden, womit er die Zusicherung verknüpfte, ihm eine standesgemäße Stellung mit dem nötigen Einkommen zu geben, ohne daß damit besondere Dienstleistungen verknüpft waren.

So kehrte denn Taſſo nach Ferrara zurück und ſchwelgte hier in den Ehrenbezeugungen, die ihm zu teil wurden. Wieder erſchien ihm zuerſt alles im roſigſten Lichte. Der Herzog lud ihn wiederholt zur Tafel, Leonora hörte mit Entzücken ſeine Lieder und mußte jeden neuen Geſang ſeiner großen Dichtung zuerſt beurteilen. Die ſchwärmeriſche Neigung, welche der Dichter zu ihr hegte, kam klar zum Ausdruck im „Amyntas“, einer ſchwärmeriſch angehauchten Liebesgeſchichte, die in das Gewand eines Hirtenidylls gekleidet war. Sylvia, die Geliebte des Amyntas, trägt ganz die Züge Leonoras, von der ſie auch einen gewiſſen Zug dichteriſcher Asceſe hat. Wenn Taſſo dann Amyntas an das Ziel ſeiner Wünſche kommen läßt, ſo iſt das ein deutlicher Beweis dafür, mit welchen Hoffnungen er ſich trug. Seine Liebe war keine platoniſche, er dachte realiſtiſch genug, die Palme ſchließlich doch zu erringen. An dem Standesunterſchiede ſtieß er ſich am wenigſten, denn ſeine Kunſt hob ihn nach ſeiner Anſicht zum mindeſten auf die gleiche Höhe wie den Fürſten. Leonora hat ſicher derartigen Gedanken niemals Raum gegeben, ſie war dem Dichter eine wohlwollende Freundin und fühlte in ihrer Bruſt nicht das Geringſte, was ſie aus dieſer Rolle herausgedrängt hätte. Schon ihr Stolz hinderte ſie daran, einem anderen Gefühl Raum zu geben.

Die zahlreichen Beweiſe der Gnade, welche Taſſo von der herzoglichen Familie empfing, weckten natürlich den Neid ſeiner Rivalen, die gegen ihn noch mehr aufgebracht wurden, da er ſeinem Spott über ſie und ihre Leiſtungen bei jeder ſich bietenden Gelegenheit frei die Zügel ſchießen ließ. Auch im Amyntas waren Ausfälle auf die ſcheelſüchtigen Gegner. In ſeinem maßloſen Ehrgeiz ging Taſſo ſo weit, daß er niemanden neben ſich dulden wollte, er hielt es für eine Beleidigung, wenn Leonora die Dichtungen anderer mit Intereſſe hörte. Jedenfalls liegt hierin bereits ein Vorbote jener Krankheit, die ſpäter auf ihm ſo ſchwer laſtete. Zeichen eines krankhaften Gemütes war es ferner, wenn er ſchon damals an Verfolgungsvorſtellungen litt, ſich jede düſtere Miene im böſen Sinne auslegte.

War es nun auch ſeinen Gegnern gelungen, den Herzog gegen ihn einzunehmen, ſo zerrann doch aller Groll desſelben vor dem ungeheuren Erfolg des Amyntas. In beiſpielloſer Schnelligkeit verbreitete ſich die Dichtung über ganz Italien.

Wohin sie gelangte, wurde sie mit rauschendem Beifall entgegengenommen. Sie war die Veranlassung, daß er nach dem Hofe des Herzogs von Urbino berufen wurde, wo Lucrezia d'Este als Herzogin residierte. Hier begeisterte er sich in Sonetten für die Fürstin, von der er schon bei seiner ersten Anwesenheit in Ferrara mancherlei Gunst erfahren hatte.

Allerhand Gerüchte haben in der Tradition ihren Niederschlag gefunden, um zu erklären, weshalb der Dichter im September 1573 den Hof von Urbino verließ. War ihm wirklich davon etwas zu Ohren gekommen, daß Leonora über seine feurige Hinneigung zu ihrer älteren Schwester erzürnt war? Thatsache ist es, daß Tasso bei seiner Rückkehr nach Ferrara zwar äußerlich den gleichen, glänzenden Empfang wie früher erwiesen erhielt, daß aber innerlich bereits eine Spaltung zwischen dem Dichter und dem Hofe eingetreten war. Daß dann der Riß immer klaffender wurde, war nicht zum wenigsten Tassos Schuld, der gerade jetzt seine Ansprüche, die er erhob, ungerechtfertigt hoch schraubte.

Des innerlichen Zwiespaltes, der sich mehr und mehr seiner bemächtigte, hoffte Tasso dadurch am leichtesten Herr zu werden, wenn er sich ganz seinem dichterischen Schaffen hingab. Zudem reizte es ihn, sich auf einem anderen Gebiete der Poesie zu versuchen und dadurch seine Vielseitigkeit zu bezeugen. Er arbeitete im Jahre 1574 an einer Tragödie: Galealto, König von Norwegen. Nach Jahren ist sie erst von ihm in völlig umgearbeiteter Gestalt veröffentlicht. Da aber die erste Niederschrift wider Tassos Willen gedruckt ist, so liegt die Möglichkeit vor, sein Können von jetzt und später mit einander zu vergleichen. Hieraus ergiebt es sich denn, daß der Dichter jetzt noch über seine poetische Ader mit Leichtigkeit verfügte, während die spätere Umarbeitung den Stempel der Mühen trägt, mit denen ein krankes Gemüt sich zur Arbeit zwingt. Tasso hatte aber auch sein Vermögen überschätzt, wenn er an diesen Stoff heranging, und der Vergleich mit seinem Vorbild Sophokles zeigt das aufs deutlichste. Die Behandlung der Fabel beweist klar, daß er mehr Epiker als Dramatiker war, denn oftmals ereignet es sich, daß er Vorgänge, die nach dem Kunstgesetz dargestellt werden sollten, erzählt. So sind denn lange Reden sehr oft zu finden. Die Chöre, welche er nach dem Muster der antiken Tragödie

dichtete, ſind in dem Stück das beſte, da er hier ganz in ſeinem Element, dem Lyriſchen, war.

Bei dem Herzog ſtand Taſſo noch in Gunſt, und Beweis hierfür war der Umſtand, daß er im Sommer 1574 mit ſeinem Herrn nach Venedig ging, um hier am Empfang des von Polen nach Frankreich zurückkehrenden Königs Heinrich III. teilzunehmen.

Allein dieſe Reiſe war für ihn verhängnisvoll, da ihm die in den Lagunen herrſchende feuchte Luft ein Wechſelfieber brachte, deſſen Folgen dann den erſten offenen Ausbruch ſeiner ſchweren Krankheit herbeiführten. Mehrere Monate hindurch war er faſt täglich von den heftigſten Anfällen geplagt, und da ſein Körper zart war, machten ſich die Folgen doppelt ſchwer bemerkbar. Die lange Krankheit wirkte natürlich auch auf ſeine Gemütsſtimmung ein, brachte ihm trübe Gedanken mancherlei Art und weckte vor allem in erhöhtem Maße ſeine Mißtrauen gegen ſeine Mitmenſchen. Überall ſah er Verräter, ſelbſt alte, bewährte Freunde waren nicht ſicher davor, von ihm als Spione angeſehen zu werden. So leichtgläubig er früher geweſen war, um ſo viel weniger baute er jetzt auf die Treue irgend eines Menſchen. Fortwährend wurde er von dem Gedanken verfolgt, man wolle ihn ſeiner Schriften berauben und zu dieſem Zwecke ſein Pult erbrechen.

So kam es denn auch, daß er ſeine ganze Stellung zum Hofe in denkbar düſterſter Weiſe anſah. Vergebens hatte er gehofft, eine ehrenvolle Stellung im Dienſte des Herzogs zu erhalten, die ihn nicht als einen Knecht der fürſtlichen Gnade erſcheinen ließ, der um die Gunſt ſeines Herrn zu buhlen hatte. Auch ſein Verhältnis zu Leonora war ihm jetzt klar geworden; ihr Stolz, ihre Kühle hatte ihn auf die Dauer doch belehrt, daß ſie anders geartet war als das Ideal, welches er ſich von ihr gebildet hatte. So ſehnte er ſich denn aus dieſen Verhältniſſen herauszukommen und nahm mit Freuden ein Anerbieten des Kardinals Ferdinand von Medici entgegen, in den Dienſt der berühmten, kunſtliebenden Familie zu treten. Deshalb machte er ſich dann gegen Ende des Jahres 1575 auf den Weg nach Rom zu dem Kardinal. Nicht allein das Verlangen nach einem Wechſel der Verhältniſſe trieb ihn von Ferrara, vielmehr lockte ihn noch ein anderer Wunſch nach Rom. In

Ferrara hatte er sein großes Epos, das er nicht mehr Godofredo, sondern das befreite Jerusalem nannte, vollendet und nach Rom an seinen Freund Scipio Gonzaga mit der Bitte gesandt, im Verein mit anderen Sachverständigen die Dichtung zu prüfen und rücksichtslos zu kritisieren. Mit peinlicher Sorgfalt machten diese sich ans Werk, wogen genau die Berechtigung jedes einzelnen Ausdruckes ab und teilten dann Tasso ihre Bedenken mit. So lange sich die Kritik auf die Form beschränkte, war der Dichter willig zu Änderungen, als ihm aber auch betreffs der Fabel Vorwürfe gemacht wurden, geriet er in hellen Zorn. „Wie werde ich nur jene römische Revision," schrieb er, „wieder los? Ich will keine Herren und Meister; ich will frei sein in meinem Urteil. Ja wenn sie nur Ratgeber und Freunde sein wollten, aber jeder spielt mir gegenüber den Tyrannen. Ich hoffe, selbst mein Gedicht von allen Flecken zu reinigen. . . Niemals habe ich daran gedacht, der wohlfeilen Menge zu gefallen, aber ebenso wenig habe ich allein für die Kunstmeister geschrieben. Mich verlangt vielmehr nach dem Beifall der unvoreingenommenen Menschen. Ihre gute Meinung gilt mir ebenso viel als das Urteil der Kunstrichter. Ich will nicht nur für eine geringe Anzahl Menschen schreiben, selbst wenn Plato darunter wäre."

Das befreite Jerusalem war eine Arbeit langen Ringens. Dreizehn Jahre hatte ihn diese Idee nie zur Ruhe kommen lassen; er hatte sie ganz mit der Tiefe seines poetischen Gemütes erfaßt, war dem Stoff selbst mit großer Sorgfalt nachgegangen und glaubte damit ein Werk geschaffen zu haben, daß als eigenartige Schöpfung sich würdig neben Vergils und Homers Dichtungen stellte. Die Alten hatte er nicht wie so viele andere sklavisch nachgeahmt, sondern hatte nur die Kunstgesetze des Aristoteles beobachtet, um etwas in seiner Weise Besonderes zu schaffen. Wenn auch hier nicht auf den Wert der Dichtung näher eingegangen, und er durch eine ausführliche Analyse dargethan werden soll, so mag nur darauf hingewiesen werden, daß Tasso auch heute noch der populärste Dichter seines Vaterlandes ist und neben Dante am meisten vom Volke gekannt wird. Auch in Deutschland hat es Zeiten gegeben, in denen man sich in Tassos Dichtung vertiefte, und gerade dies allge-

gemeine Intereſſe für den Dichter und ſeine Werke hat wohl zum Teil Goethes Genius dieſem Stoffe zugeführt.

Am Hofe zu Ferrara war die Dichtung entſtanden, im Kreiſe der herzoglichen Familie hatte Taſſo die einzelnen Geſänge vorgeleſen. Namentlich die Herzogin Lucrezia hatte dem Werke ein warmes Intereſſe entgegengebracht. Sie war es auch geweſen, die dem Dichter abriet, nach Rom zu gehen. Hierdurch war Taſſo noch im letzten Momente zum Schwanken gekommen. Wenn er dann wieder an die vielen Anfeindungen dachte, die er namentlich von den tückiſchen Miniſtern Pigna und Montecatino zu dulden hatte, ſo bäumte ſich ſein Inneres auf, und er beſchloß zu reiſen, um nicht mehr unter feilen Litteraten ſich in der Gunſt des Fürſten zu ſonnen und demütig Geſchenke entgegenzunehmen, die zu fordern ihm ein Recht dünkte. Dazu war die Korreſpondenz mit ſeinen Kritikern in Rom auf einen Punkt gekommen, der dringend ſeine perſönliche Anweſenheit zu fordern ſchien.

Einer ſeiner Kritiker hatte das Werk vom kirchlichen Standpunkt angegriffen, als Prieſter fand er es zu profan und glaubte mit der Inquiſition drohen zu müſſen. Wer die Anſchauungen der damaligen Zeit kennt, begreift Taſſos Entſetzen darüber. Schon ſah er ſeine Dichtung von den Mönchen mit Beſchlag belegt, über ſich ſelbſt die ſchwerſten Kirchenſtrafen verhängt. Nur allein das Grauen, welches er ſchon in Kinderjahren von der Inquiſition gewonnen hatte, läßt es verzeihen, daß er ſich dazu erbot, aus der Heidin Erminia eine fromme Nonne zu machen. Noch mehr beunruhigte ihn dann ein Gerücht, welches das Erſcheinen des Werkes meldete. Um dies zu verhüten, wandte er ſich an alle italieniſchen Regierungen mit der Bitte um Unterdrückung der widerrechtlichen Ausgabe.

Neben dieſen Debatten mit den Kritikern gingen die Verhandlungen, die ihn für den Dienſt der Mediceer gewinnen ſollten. Er ſagte ihnen zu unter der Vorausſetzung, daß es ihm möglich wäre, ſeine Verbindung mit dem Herzog von Eſte zu löſen. Zu dieſem Zwecke kehrte er nach Ferrara zurück und verlangte die gerade damals erledigte Stelle eines Hofhiſtoriographen. Ganz wider ſein Erwarten erhielt er dieſelbe und hatte ſomit keine Veranlaſſung zum gewünſchten Bruch. Ja es ſchien faſt, als ob Ferrara ihm jetzt nochmals alle ſeine

Reize zeigen wollte, um ihn zu fesseln. Die Prinzessinnen nahmen ihn als Begleiter mit nach dem Lustschloß Consandoli. Hier in der stillen Zurückgezogenheit kam es nicht nur wieder zu einem vertrauten Verkehr mit den Prinzessinnen, sondern seine Poesie schlug neue herrliche Knospen. Vielleicht wäre das Landleben im stande gewesen, ihn von seinen Wahnvorstellungen, die ihn immer eine Verfolgung befürchten ließen, zu heilen, wenn er länger das rauschende Hofleben gemieden hätte. Die Fürsprache der Prinzessinnen hätte ihm auch die Gunst des Herzogs wieder erworben, der darüber sehr aufgebracht war, daß der Dichter in den Dienst der Mediceer treten wollte, wenn nur nicht ein böser Zwischenfall alles wieder vernichtet hätte.

Am Hofe von Ferrara tauchte eine neue Schönheit auf: Leonora Gräfin von Soandino, die in ihrer Umgebung eine Gesellschafterin von gleicher Schönheit hatte. Beide Damen wurden von allen Seiten umdrängt, nahmen alle Huldigungen der Höflinge entgegen und suchten namentlich Tasso an sich zu fesseln. Er war unvorsichtig genug, an sie Sonette zu richten, in denen er ihnen unter den Damen des Hofes den Preis der Schönheit zuerkannte. Sobald dies von seinen geschäftigen Gegnern den Prinzessinnen zugetragen war, entzogen sie ihm ihre Gunst, und die Folge davon war, daß der Dichter bald einsam und verlassen dastand. Allein seine Feinde begnügten sich damit nicht, sie suchten ihn auch zu kränken. Auf offener Straße wurde er beschimpft, der Lüge geziehen. Da übermannte es ihn, er schlug den Verleumder ins Gesicht.

Diese fortgesetzten Angriffe wirkten auf seinen Gemütszustand bedenklich. Wieder sah er sich von allen Seiten verfolgt und namentlich wegen Ketzerei angeklagt. Um sich von diesem Vorwurf zu reinigen, ließ es ihm keine Ruhe, bis er sich der Inquisition in Bologna gestellt und hier ein freisprechendes Urteil erzielt hatte. Als er nach Ferrara zurückkam, verlangte er aber vom Herzog, daß er auf jede Weise für die Veröffentlichung des Spruches Sorge trage.

Waren schon vorher vielfach bedenkliche Zeichen zu Tage getreten, die zu trüben Rückschlüssen auf seinen Geisteszustand führen mußten, so war es wohl ein schlimmes Merkmal, wenn er in Gegenwart seiner Gönnerin Lucrezia sich hinreißen ließ,

ein Messer nach einem Diener zu schleudern, von dem er sich behorcht glaubte. Da er hierdurch den Burgfrieden gebrochen hatte, mußte er bestraft werden. Der Herzog ließ ihn in Haft nehmen. Da nun Tasso versuchte, sich das Leben zu nehmen, erhielt er zwei Wächter beständig zugesellt, und kein Flehen befreite ihn von denselben. Herzog Alfons hatte aber auch erkannt, wie es mit Tasso stand. Deshalb sandte er ihm seinen Leibarzt, der ihn durch Blutentziehungen u. a. zu heilen suchte. In Belriguardo, wohin sich der Hof zeitweise zurückzog, suchte dann Leonora ihn durch freundliche Zusprache auf andere Gedanken zu bringen. Tasso empfand selbst etwas von seinem Zustande und sehnte sich nach Ruhe. Im Franziskanerkloster zu Ferrara hoffte er dieselbe finden zu können. Obschon er in den ersten Tagen sich hier völlig wohl fühlte, so traten doch bald wieder die früheren Wahnvorstellungen an ihn heran. Er fürchtete, daß die Mönche ein Komplott gegen sein Leben gerichtet hätten und ihm Gift in der Arznei verabreichten. Seine Umgebung wurde ihm eine lästige, drückende Fessel, von der er sich baldmöglichst zu befreien entschloß. In einer Julinacht des Jahres 1577 floh er aus dem Kloster, ohne das Geringste von seiner Habe mitzunehmen.

Gerade diese letztere Unvorsichtigkeit sollte er später schwer bereuen. In Ferrara hatte er das Manuskript des Befreiten Jerusalem zurückgelassen. Dies war die Veranlassung, daß zuerst einige Teile, dann das Ganze der Dichtung im Druck erschienen. So gab es bereits bei Lebzeiten des Dichters ungefähr zwanzig Ausgaben, von denen nicht eine einzige auf Authenticität Anspruch erheben konnte. Tasso selbst war über die Behandlung seines litterarischen Eigentums höchst erzürnt und mit Recht rief er einmal aus: „Ich bin von den Druckern ebenso schlecht behandelt wie von den Fürsten.“

Zunächst wandte sich Tasso nach seiner südlichen Heimat. Allein sein Verfolgungswahn beherrschte ihn schon soweit, daß er seiner Schwester, die in Sorrento wohnte, und zu der er sich begab, nicht mehr traute. In einer Vermummung trat er vor sie, überreichte ihr einen Brief, der seinen Tod meldete, und erst als er ihren furchtbaren Schmerz sah, gab er sich zu erkennen. Die herrliche Natur des Golfes von Neapel, die Stille des Familienlebens beruhigte sein Gemüt zwar wieder, konnte ihn aber auf die Dauer nicht heilen. Kaum fühlte er sich

besser, so ergriff ihn auch die Sehnsucht nach dem Hofleben. Es schien ihm eine Unmöglichkeit existieren zu können ohne Hofluft. Sein erster Gedanke bei diesem Sehnen war dann, wieder nach Ferrara zurückzukehren. Briefe über Briefe schrieb er nun an den Herzog und die Prinzessinnen mit der Bitte, ihn aufzunehmen. Keine Antwort wurde ihm zu teil, nur Leonora richtete einige kühl abweisende Zeilen an ihn.

Immer noch hoffte Tasso das, was er wünschte, durch persönliches Erscheinen zu erreichen. Trotz aller Bitten seiner Angehörigen und trotz aller Abmahnungen seiner Freunde machte er sich doch auf den Weg und begab sich zuerst nach Rom. Im Frühjahr 1578 richtete er von hier aus nochmals flehentliche Bitten an den Herzog um Verzeihung. „Die Entfernung von Ew. Hoheit," schreibt er, „würde mich töten oder mir doch schwere Körperkrankheiten und Seelenleiden verursachen; käme ich nach Ferrara zurück, so dürfte ich hoffen, daß der bloße Anblick Eurer Hoheit genügen würde, mich zu heilen." Auch hierauf erfolgte keine Einladung. Wieder warf ihn eine heftige Krankheit aufs Lager, aber kaum war er genesen, so ließ es ihn keine Ruhe, bis er sich auf den Weg nach Ferrara machte.

Herzog Alfons erkannte noch deutlicher, als er Tasso sah, wie es um ihn stand. Er glaubte ihn dadurch heilen zu können, daß er ihm befahl, nur allein dem Genuß sich hinzugeben. Aber eine derartige Zumutung wies dieser entrüstet zurück, da er nicht „von dem Parnaß und aus der Halle der Akademie in die Gemächer Epikurs hinabsteigen" wollte. Da der Herzog und seine Höflinge sich wenig um ihn kümmerten, so brannte ihm bald in Ferrara der Boden unter den Füßen, und zum zweiten Male entschloß er sich zu fliehen. Nun ging es ihm trauriger als zuvor. Bald versiegten ihm die Mittel, so daß er, um sein Leben zu fristen, seine teuersten Kleinodien verkaufen mußte. Schon das Äußere des Dichters machte auf dieser Wanderfahrt, die er durch ganz Italien machte, einen traurigen Eindruck, und dieser beherrschte jeden, an den er sich wandte. An allen Höfen, wohin er kam, hatte man Mitleid mit ihm, suchte ihm zu helfen, aber gerade dies Mitleid brachte ihn auf.

So entschied er sich denn, neue Stätten aufzusuchen, wo er nicht durch Vorurteile aus früherer Zeit gehemmt wurde. Er

ging nach Turin und fand hier im Hauſe des Marquis Philipp von Eſte eine ſo liebevolle Aufnahme, daß er darüber ganz ſeine eigentliche Abſicht vergaß, an den Hof des Herzogs von Savoyen zu gehen. Auch hier trat wieder zeitweiſe eine Beruhigung ſeines Gemütes ein, aber dauernd war ſie nicht. Denn jemehr ſein geiſtiger Zuſtand ſich beſſerte, um ſo klarer erkannte er das Traurige ſeiner Lage, die ihn zu einem Almoſenempfänger gemacht hatte. Hin und wieder verſuchte er ſich noch als Dichter, und es gelang ihm manch reizendes Sonett auf Turins ſchöne Damen, aber der kühne Flug ſeiner Gedanken war doch erlahmt.

Wider Erwarten bot ſich noch einmal die Ausſicht auf Rückkehr nach Ferrara. Herzog Alfons beging ſeine Vermählung mit Margherita Gonzaga. Um den Glanz des Feſtes zu verherrlichen, mag Taſſo gerufen ſein, wenn man einer Angabe Glauben ſchenken will. Andere freilich erzählen, die Einladung nach Ferrara ſei vom Kardinal Luigi d'Eſte ausgegangen. Beſtimmte Zuſagen betreffs einer Wiederanſtellung im herzoglichen Dienſte ſind ihm nicht gemacht, wenigſtens liegen keine Beweiſe dafür vor, und müſſen Taſſos eigene Angaben über dieſen Punkt mit größter Vorſicht aufgenommen werden, weil er eben nur gar zu ſehr geneigt war, in dieſer Sache roſig zu blicken.

Die Rückkehr nach Ferrara bereitete ihm eine arge Enttäuſchung. Er hatte ſich in den Gedanken gewiegt, vom ganzen Hofe wie früher glänzend empfangen zu werden. Aus allen Himmeln wurde er geſtürzt, als nur ein einfacher Hofbeamter dazu beſtellt war, ihm ein Quartier anzuweiſen, deſſen Ärmlichkeit ihn ſchwer bedrückte. Eine Audienz wurde ihm weder von dem Herzog noch den Prinzeſſinnen bewilligt, nur die Gnade wurde ihm erwieſen, daß er ſeine Manuſkripte und Bücher, die er bei der erſten Flucht zurückgelaſſen hatte, zurückerhielt. Tagtäglich konnte es Taſſo fühlen, daß ſein Bleiben hier unmöglich war. Es verletzte ihn tief, wenn er merkte, wie er von allen Seiten mit Achſelzucken behandelt wurde, man ihn als nicht zurechnungsfähig anſah. Da er nun die Schuld nicht bei ſich ſuchen wollte, ließ er ſich wie ſchon öfter zu unüberlegten Reden hinreißen, in denen er ſeinen Zorn gegen den ungaſtlichen Hof Luft machte. Natürlich fehlte es nicht an Zwiſchenträgern, die geſchäftig jede Verwünſchung aus dem Munde des Dichters

dem Herzog hinterbrachten. Dieser wollte ein derartiges Treiben nicht länger mehr ruhig ansehen und ließ Tasso festnehmen, um ihn wie einen Verrückten zu behandeln und in eine Zelle des Hospitals von Sant' Anna sieben Jahre lang einzusperren.

So gerechtfertigt es auch nun an und für sich erscheint, das kranke Gemüt durch Entfernung vom weltlichen Treiben zu heilen, um so weniger leicht ist es zu erklären, warum der Herzog Tasso so lange festhielt. Jedenfalls ist die Ansicht zurückzuweisen, daß die offen zu Tage getragene Liebe zu Leonora diese Härte veranlaßt habe. Allein von diesem Wahn war Tasso schon lange durch das kühle Benehmen der Prinzessin geheilt. Vielmehr wollte der Herzog den Verleumdungen gegen ihn, die der Dichter an allen Höfen, wohin er auch kam, zum Ausdruck gebracht hatte, ein schnelles Ende bereiten. Wenn Tasso im Schutze der Mediceer stand, mit denen er schon einmal angeknüpft hatte, dann war zu befürchten, daß er manchen Pfeil gegen das Haus Este schleudern würde, um seinem zornerfüllten Herzen Luft zu machen. Seine Feder war unschuldig, wenn er in der Gewalt des Herzogs war.

Auf seine Zeitgenossen hat Tasso durchweg den Eindruck eines geistig Gestörten gemacht. Wenn auch damals eine gründliche ärztliche Untersuchung nicht vorgenommen wurde und überhaupt nicht üblich war, so haben doch später Sachverständige auf Grund des überlieferten Materials durchweg sich dahin ausgesprochen, daß ein partieller Irrsinn auf jeden Fall festzustellen ist. Vereinzelter Widerspruch hiergegen wird niemals durchdringen können. Daß er noch klare Gedanken zu fassen im stande war, ist noch lange kein Beweis für seine Gesundheit, völlige Unmachtung keineswegs eine durchaus erforderliche Bedingung für Irrsinn.

Die Annahme der Geisteskrankheit schließt aber keineswegs in sich eine Rechtfertigung das Verfahrens, welches der Herzog mit ihm beliebte. Für Leidende ist in erster Linie eine gewisse liebevolle Pflege erforderlich, die ihr Gemüt beruhigt. Gerade für Tassos Zustand war dies ein dringendes Erfordernis. Statt dessen war er in eine Zelle gesperrt, die er mit Recht ein Grab der Lebendigen nannte. Noch heute ist sie in demselben Zustande wie damals erhalten, und jeder, der sie besichtigt, wendet sich schauernd von ihr, indem er den unglücklichen Dichter bedauert,

der hier in dieſem Raume, der nur durch ein kleines vergittertes Fenſter Luft und Licht von oben erhielt, gelebt hat. Die dumpfe Kellerluft verſchlimmerte ſeinen Zuſtand immer mehr, und die Kuren, welche nach damaliger Anſchauung vornehmlich in Blutentziehungen beſtanden, untergruben ſeine Kraft fortgeſetzt. Auch die Geſpräche mit den Mönchen, welche ſeinen Geiſt den Krallen des Teufels entreißen wollten, wirkten auf ſein Gemüt umdüſternd. Nur ein vorübergehender Lichtblick iſt es, wenn er während dieſer Zeit der Gefangenſchaft ſechzehn philoſophiſche Dialoge ſchreibt, die durch ihre Geiſtesfriſche und logiſche Folgerung alle Beſchuldigungen eines Irrſinnes zurückzuweiſen ſcheinen. Die verſchiedenartigſten Themata ſind hier behandelt, neben der Frömmigkeit und Freundſchaft das Spiel und die Eiferſucht. Allerdings iſt eine durchgreifende Anſicht nicht überall zu finden.

Vergebens machte Taſſo mehrmals den Verſuch, ſich mit dem Herzog Alfons und ſeiner Familie auszuſöhnen, indem er um Verzeihung für ſeine unüberlegten Äußerungen bat. Allein es gelang ihm, weder hier noch bei anderen Fürſtlichkeiten, an die er ſich wandte, Gehör zu finden. So vergingen zwei Jahre, ohne daß ſeine Gefängenſchaft irgendwie gemildert wurde. Da wurde ihm durch eine edle Frau, die Marcheſe Marfiſa d'Eſte, die Thür des Gefängniſſes geöffnet. Sie hatte Mitleid mit dem Dichter und erbat ſich vom Herzog die Gunſt, Taſſo auf einen Tag nach ihrer Villa zu nehmen. Es war gar nicht zu ſagen, wie die augenblickliche Freiheit, das Atmen der Sonnenluft belebend auf den Dichter wirkte. Der Eindruck, den dieſer Ausflug auf ihn machte, war ſo tief, daß er ſogar ſeine poetiſche Ader anregte und ihn zu einem Dialog veranlaßte.

Inzwiſchen hatte das Schickſal des Dichters immer weitere Kreiſe intereſſiert. Bereits ſeit 1580 hatten die ihm wohlgeſinnten Kardinäle Albano und Gonzago ſich für ihn beim Herzog verwandt, waren aber mit ihren Vermittelungsvorſchlägen an dem Starrſinn des Herzogs geſcheitert und erreichten nur, daß es auch ihnen geſtattet war, den Gefangenen auf Stunden und Tage mit ſich auf das Land zu nehmen. Zwei Freunden geringeren Ranges, dem Benediktinermönch Grillo und dem florentiniſchen Geſandtſchaftsſekretär Conſtantini, hatte es Taſſo ſchließlich zu danken, wenn das allgemeine Urteil für ihn Partei

nahm. Die Fürsten Italiens, ja selbst Kaiser Rudolf II. baten den Herzog um Freilassung des Dichters. Aber alles das fruchtete erst etwas, als Guglielmo Gonzaga, Herzog von Mantua, für das Interesse Tassos erwärmt war. Er versprach sein möglichstes bei seinem Schwager zu versuchen.

Nachdem der Gefangene schon einige Erleichterungen seiner Haft zugebilligt erhalten hatte, gab ihn Herzog Alfons schließlich seinem Schwager nach Mantua in Obhut. Wie wenig aber diesem endlichen Nachgeben eine edlere Herzensregung zu Grunde lag, geht daraus hervor, daß er die Freilassung an die Bedinguug knüpfte, daß Tasso auch zu Mantua in strengem Gewahrsam gehalten werden sollte. Also nicht das Mitleid mit der Krankheit des Dichters hatte ihn früher zum Einschreiten gegen den Dichter veranlaßt, sondern lediglich sein Egoismus, der ein für allemal die Schmähungen gegen sein Haus unterdrücken wollte. So verlangte er auch jetzt noch eine gewisse Sicherheit, daß Tasso unschädlich gemacht würde, als ihm am 13. Juli 1586 die Kerkerthür geöffnet wurde.

In Mantua war man redlich bemüht, alle Unbillen früherer Jahre, welche Tassos Gemüt umdunkelt hatten, ihn vergessen zu lassen. Er wurde zwar bewacht, aber es geschah, ohne daß er davon etwas merkte. Wie angenehm sich auch das Leben hier für ihn gestaltete, so war er doch nicht davon voll befriedigt, denn sobald er sich besser fühlte, erwachte in ihm wieder die Sehnsucht nach Rom, wo er seine Ideale zu finden hoffte. Allein Herzog Gonzaga gab zu dieser Wanderschaft seine Einwilligung nicht, wohl aber gestattete er ihm einen kurzen Aufenthalt bei seinen Verwandten in Bergamo. Doch hierdurch wurde das Verlangen nach der heiligen Stadt nur noch mehr geschürt, und als der Herzog Guglielmo Gonzaga starb, verließ Tasso nach wenigen Tagen heimlich Mantua, um über Bologna nach Rom zu gehen, wo er im November 1587 eintraf. Anfangs hatte er die Absicht, noch die Tonsur zu nehmen, um sich nach dem Brauche der damaligen Zeit eine sichere Lebensstellung zu verschaffen. Durch die Vermittelung des Papstes hoffte er eine fette Pfründe zu erhalten, die ihm die genügende Muße bot, seinen Studien zu leben.

Auch diesmal waren ihm herbe Enttäuſchungen nicht erſpart geblieben. Zwei Jahre lang wartete er vergeblich auf eine Audienz, die ihm Sixtus V. gewähren ſollte. Dazu blickte er immer tiefer in das römiſche Leben und Treiben, deſſen Nichtigkeit ihn ſchnell mehr und mehr anekelte. „Mein Schickſal, immer beunruhigend, immer erſchreckend, voller Kummer und Sorgen," ſchreibt er damals, „gleicht der Ungunſt des Wetters; in meiner Verzagtheit und Niedergeſchlagenheit kann ich mich aus Furcht vor einem üblen Ausgang zu nichts entſchließen." So wünſchte er denn von Rom fortzugehen, wenn er nur wußte, wohin er ſeine Schritte lenken ſollte. Da kam ihm eine Aufforderung ſeiner Schweſter willkommen, die ihn nach Neapel einlud. Wieder war es die ſchöne Natur und das milde Klima, was auf ihn belebend einwirkte, ja ihn ſtark genug machte, an die Umarbeitung ſeines Befreiten Jeruſalems zu gehen. Allein gerade hierdurch lieferte er den Beweis, wie ſehr ſein jetziges Können hinter dem früheren zurückſtand. Krankheit und Kerkerluft hatten nicht umſonſt an ſeinem Geiſt gerüttelt.

Wenn auch Neapel ihm noch ſo ſehr gefiel, immer wieder erwachte in ihm der unruhige Wandergeiſt, der ihn zum Aufbruch nach Rom trieb. Der Empfang bei ſeinem alten Gönner war kühl, er fand nirgends das gehoffte Entgegenkommen und mußte ſich ins Kloſter zurückziehen, um wenigſtens ein Unterkommen zu haben. Wie es ihm nun gerade am ſchlechteſten ging, kam ihm mehr Hilfe, als er erwartet hatte. Sein Schickſal hatte in Italien das Schamgefühl wachgerufen, man hielt es für eine Schande, daß das Vaterland ſeinen größten Sohn im Elend verkommen ließ und ſich nicht um ihn kümmerte. Selbſt an Fürſtenhöfen erkannte man die Pflicht an, ſich des verdienten Dichters zu erbarmen. So erhielt Taſſo von mehreren Seiten Einladungen, von denen er die des jungen Herzogs von Medici annahm. Nicht dem rauſchenden Hofleben mit ſeinen zahlloſen Abwechſelungen und Vergnügen gab er ſich hin, ſondern bat darum, ſich in das Kloſter auf dem Monte Oliveto zurückziehen zu dürfen.

Nur kurze Zeit lebte er hier in der Zurückgezogenheit. Sobald er die Nachricht vom Ableben des Papſtes Sixtus V. erhielt, hoffte er vom neuerwählten Statthalter Chriſti die erwünſchte Gnade erwieſen zu erhalten. Da er ſich hierin ge-

täuscht sah, kehrte er noch einmal im März 1591 nach Mantua zurück. Wenn dann binnen kurzem abermals der päpstliche Stuhl frei wurde, und Kardinal Aldobrandini, ein Gönner Tassos, aus der Wahl hervorging, so schien es fast, als ob eine günstige Wendung im Geschick des Dichters nun doch eintreten sollte. Durch einen Nepoten wurde Tasso nach Rom geladen. Nur vorübergehend zögerte er diesem Rufe zu folgen. Einen wie herrlichen Ausblick die Zukunft auch wieder bot, es war nur eine Fata Morgana. Das gelobte Land sah er nur von ferne. Die Fieberluft Roms hatte sein altes Leiden wieder hervorbrechen lassen. Was half es ihm, wenn der neue Papst ihm nicht nur eine lebenslängliche Pension bewilligte, sondern ihm auch die höchste Ehre für einen Schriftsteller, die Krönung auf dem Kapitol, in Aussicht stellte. Anfangs hinderte die ungünstige Witterung die Ausführung dieses Vorhabens, dann wurde Tasso immer kränker und kränker. Am 25. April 1595 schloß er im Kloster von Sant' Onofrio auf dem Janiculushügel seine müden Augen. Es lag kein Mißklang in den Verhältnissen, unter denen er starb. Gerade die letzten Tage waren ihm durch fröhliche Aussichten verschönt. Sein ganzer Lebensgang aber wird bei jedem inniges Mitgefühl wachrufen.

Prinz Friedrich von Homburg.

Heinrich von Kleist stellt den Prinzen von Homburg in seinem Drama als einen jugendlichen, liebeglühenden Schwärmer hin, der mit dem Kurfürsten von Brandenburg in einen ernsten Konflikt geriet, da er entgegen dem ausdrücklichen Befehle desselben bei Fehrbellin die Schweden angriff. Wäre nicht Friedrich Wilhelm schnell zur Unterstützung herbeigeeilt, so konnte dem unvorsichtigen Prinzen ein verhängnisvoller Ausgang beschieden sein. Diese Darstellung der Vorgänge, welche dem Munde des Volkes entstammte, hatte seit Friedrichs des Großen brandenburgischen Denkwürdigkeiten in der geschichtlichen Überlieferung ihre Stelle gefunden. Kleist las dieselbe im Offizier-Lesebuch 1793, welches die Erzählung des 101 Jahre alten Majors von Götze von der Schlacht bei Fehrbellin in einem Abschnitt bietet. Im Lichte der Geschichte erscheint nicht nur der Prinz als ein ganz anderer, sondern die Vorgänge bei Fehrbellin sind für ihn auch ruhmvoller.

Als Prinz Friedrich von Homburg bei Fehrbellin siegte, war er 43 Jahre alt und bereits seit mehreren Jahren zum zweitenmal verheiratet. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Am 30. Mai 1633 war er als jüngster Sohn des Landgrafen von Hessen geboren. Seine Jugendzeit fällt mitten in die kriegerischen Wirren, die den letzten Abschnitt des dreißigjährigen Krieges bildeten, und von denen auch Hessen nicht unverschont blieb. Das unter den Augen des jungen Prinzen sich häufig entfaltende Kriegsleben erweckte frühzeitig in ihm den Wunsch, auch als Held sich einen Namen zu machen. Als nicht thronberechtigter jüngerer Prinz eines kleinen deutschen Fürstenhauses besaß er nicht viel mehr als seinen Degen und sein Glück. Gerade in dem dreißigjährigen Kriege hatten aber verschiedene Prinzen den

Waffen mit Erfolg ihr Schicksal anvertraut. Bernhard von Weimar war ein leuchtendes Vorbild für viele. Da nun Prinz Friedrich auch frühzeitig den Vater verlor, so war es für ihn eine große Verlockung, daß kein geringerer als Turenne ihn für das Kriegshandwerk zu gewinnen suchte. Allein die Mutter wollte die vaterlose Waise nicht einem unbestimmten Schicksal überlassen und schickte ihn lieber nach Genf, um ihn die für einen Edelmann notwendige Bildung sich aneignen zu lassen. Nach der Rückkehr in die Heimat hegte der Prinz immer noch den lebhaften Wunsch, Soldat zu werden, und da gerade damals der Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken den schwedischen Thron bestiegen hatte, glaubte er bei diesem leicht eine ihm genehme Stellung zu finden. In Stockholm nahm ihn der König freundlich auf und machte ihn zum Obersten. Im Frühjahr 1655 kehrte er dann nach Deutschland zurück, um Soldaten anzuwerben. Man hatte ihm zunächst nur für zwei Compagnien Geld gegeben, jedoch warb er aus eignen Mitteln zehn an und marschierte dann mit seinem Regiment nach Preußen, wo Karl Gustav bereits zum Waffengang mit Polen gelandet war. Hier zeichnete er sich verschiedenfach aus; doch zog er sich durch einen Sturz mit dem Pferde an Kopf und Brust derartige Verletzungen zu, daß er sein Leben lang daran zu tragen hatte. Es war dies der zweite in der Reihe schwerer Unglücksfälle, die ihm zustießen, welche jedoch durch seine kräftige, gesunde Natur überwunden wurden. Schon in seiner Jugend hatte er sich einmal den rechten Oberschenkel gebrochen; in dem späteren Feldzug gegen Dänemark, beim Übergang nach der Insel Amager, wurde ihm das rechte Bein abgeschossen. Er besaß dabei so viel Geistesstärke, daß er sich ein Messer reichen ließ, um den zerschossenen Schenkel selbst abzuschneiden. Als Belohnung für die bewiesene Bravour erhielt er vom Schwedenkönig ein Patent als Generalmajor und eine Pension von 2000 Reichsthalern. Um Heilung zu suchen, wollte er sich nach Deutschland begeben und schloß sich, der weniger anstrengenden Fahrt halber, der schwedischen Gesandtschaft, die zu Schiff nach Holland gehen sollte, an. Bei der Insel Anholt im Kattegat erlitt er jedoch Schiffbruch und verlor dabei sein Geld sowie die Dokumente über seine schwedischen Dienste. Auch der Zustand seines Beines verschlimmerte sich derart, daß man bei seiner Ankunft in

Hessen bereits den Brand feststellte. „Ein trefflicher Balbierer in Oppenheim," so wird von der Heilung berichtet, „legte ein Pflaster auf; danach wurden die Schmerzen so arg, daß Se. Durchlaucht vor Ungeduld zu Pferde sitzen und ins Feld hinausreiten mußten. Endlich fiel das wilde Fleisch samt dem Pflaster ab, und der Patient war glücklich korriert." Er bekam ein künstliches Bein und nach diesem wurde er der Landgraf mit dem silbernen Bein genannt.

Der im Jahre 1660 erfolgte Thronwechsel in Schweden brachte ihm mit dem Friedensschluß die Entlassung; hierbei entblödete man sich nicht, ihm die auf Lebenszeit zugesicherte Pension zu entziehen. Um seine Vermögensverhältnisse zu bessern, entschloß er sich, der reichbegüterten Gräfin Brahe die Hand zum Ehebunde zu reichen. Allerdings mußte er dabei den Vorwurf hören, daß er eine Gemahlin gewählt habe, die „nach den Jahren seine Großmutter sein könnte". Trotz des Altersunterschiedes muß aber ihr gegenseitiges Verhältnis das beste gewesen sein, da sie ihm bei ihrem Ableben „zum Dank für die Ehre und Treue, welche der jugendliche Gemahl ihr stets erzeigt", ihr gesamtes Vermögen vermachte. Dies war Homburg um so erfreulicher, da seine Bemühungen, von der Krone Schweden für seine früheren Kriegsleistungen noch Geld zu bekommen, vergeblich gewesen waren. Wesentlich vom Gelde seiner Frau erwarb er 1661 die Ämter Weferlingen und Winningen, 1662 Hötensleben und Neustadt a. d. Dosse.

Gerade um den letztgenannten Ort hat sich der Prinz große Verdienste erworben, und auch heute noch hat man ihn dort nicht vergessen. Selbst der schlichte Landmann nennt ihn als Wohlthäter. Aus einem armseligen Dörfchen hat er eine wohlhabende Ortschaft gemacht. Da Homburg an der Lage des Ortes besonderen Gefallen fand, beschloß er ihn zu vergrößern und, wenn Kolonisten in genügender Zahl sich ansiedeln würden, zu einer Stadt zu erheben. Bereits 1664 erwarb er vom Großen Kurfürsten die Stadtgerechtigkeit. Mauern und Türme erhielt die Stadt nicht, aber industrielle Unternehmungen mannigfacher Art wurden darin geschaffen. Hier wurde eine Spiegelmanufaktur, dort ein Eisenhammer und eine Gießerei angelegt. Der Lauf der Dosse wurde geregelt, und da in der Gegend so viele fette Wiesen waren, eine Stuterei

gebaut, aus der das später so berühmt gewordene Friedrich-Wilhelmsgestüt hervorging. Auch die Zeitgenossen wissen nicht genug zu rühmen, wie das Land gehoben sei. Das Wappen, welches die Stadt erhielt, zeigt heute noch in den Farben rot-weißblau die ehemaligen Beziehungen zu Homburg, der rot-weißgestreifte Löwe ist auf Hessen zurückzuführen. Freilich von der Gerichtsbarkeit, die in der Stadt ausgeübt wurde, ist manches wenig Schöne zu berichten, doch darf dies nicht ohne weiteres dem Prinzen zugeschrieben werden.

Die Ansiedelung im kurbrandenburgischen Gebiete brachte auch eine Verbindung mit dem Berliner Hofe mit sich. Friedrich Wilhelm mußte es gern sehen, den durch seine Kriegsthaten schon berühmten Prinzen für seine Armee zu gewinnen. Es konnte ihm deshalb nur willkommen sein, wenn Homburg eine Verbindung mit seiner Familie suchte. Er unterstützte es daher gern, als der Prinz 1670 sein Auge auf seine Nichte, die vierundzwanzigjährige Luise Elisabeth von Kurland, richtete. Am 23. Oktober 1670 wurde im kurfürstlichen Schlosse zu Berlin die Trauung vollzogen.

Kurz vor der Hochzeit trat der Prinz zum reformierten Bekenntnisse über. Man darf diesen Schritt keineswegs auf eine Forderung des Kurfürsten zurückführen, denn dem würden einfach die Ehepakten widersprechen. Dazu hat Homburg sich selbst dahin ausgesprochen, daß dieser Übertritt nicht nur aus Rücksicht gegen die kurfürstliche Familie, sondern aus langgehegter Hinneigung zur reformierten Lehre erfolgte. Bereits seit fünfzehn Jahren hatte er sich mit Skrupeln gegen die lutherische Religion getragen. Als er dann todkrank in Weferlingen lag, schrieb er an die Landgräfin von Kassel mit der Bitte um ihren Hofprediger. Da sie nun eine eifrige Calvinistin war und gern auf Bekehrungen hinarbeitete, erfüllte sie den Wunsch bereitwillig und bedauerte nur, daß die Bekehrung nicht bald darauf erfolgte. Wenn also jemand den Glaubenswechsel beeinflußt hat, so ist sie es gewesen.

Homburg hat mit seiner zweiten Gemahlin zwanzig Jahre lang in glücklicher, mit zwölf Kindern gesegneter Ehe gelebt. Das innige Verhältnis, welches zwischen den beiden obwaltete, wird am besten aus den Briefen ersichtlich, die er im Feldlager 1675 an seine „Engeldicke“ und „allerliebste Frau“ richtete.

Am 9. Dezember 1670 erhielt Homburg sein Patent als General der Kavallerie; damit war auch die Stelle eines Regimentschefs verknüpft. Sein Kavallerieregiment wurde vorläufig in Salzwedel, Tangermünde, Seehausen und Stendal untergebracht. Leider war es Homburg nicht vergönnt, 1672 ins Feld gegen Frankreich zu rücken; er erhielt vom Kurfürsten den Auftrag, die Gesinnung des Administrators von Magdeburg zu erforschen. Dann wurde er Statthalter in den Marken, da der Fürst von Anhalt dem Kurfürsten ins Hauptquartier gefolgt war. Natürlich verlangte Homburgs sanguinisches Temperament mehr als einmal danach, von diesem Posten entfernt zu werden, der seiner Reiternatur gar nicht zusagte. Sobald er aber von den unrühmlichen Vorgängen in diesem Feldzuge hörte, beglückwünschte er sich, nicht daran teilgenommen zu haben.

Als dann nach dem Frieden zu Vossem der Kurfürst sein Heer verminderte, war Homburg unwillig, daß davon gerade sein Regiment betroffen wurde, bei dem vier Compagnien aufgehoben werden sollten. Doch konnte das nur eine vorübergehende Maßregel sein, da bald darauf Friedrich Wilhelm sich wieder an den Kämpfen gegen Ludwig XIV. beteiligte. Homburg erhielt das Kommando über den rechten Flügel, als man von Thüringen nach dem Rhein rückte; später führte er die Avantgarde. Doch leider konnte es Friedrich Wilhelm im Elsaß nicht zu besonderen Heldenthaten bringen, da ihm der kaiserliche Feldherr Bournonville überall hindernd in den Weg trat. Immerhin fand der Prinz Gelegenheit, sich in kleineren Treffen auszuzeichnen. Daß er aber, wie Kleist den Kurfürsten sagen läßt, am Rhein seinem Kriegsherrn zwei Siege verscherzt habe, ist durch nichts zu erweisen.

Gerade in dieser Zeit glaubte Homburg verschiedenfach vom Kurfürsten zurückgesetzt zu sein, und namentlich Verfügungen in betreff des Amtes Weferlingen verdrossen ihn sehr. Dazu meinte er, daß verschiedentliche Intriguen gegen ihn angezettelt seien. Um dem allen aus dem Wege zu gehen, entschloß er sich, seinen Abschied zu nehmen unter dem Vorwande, daß er zur Verwaltung seiner Ämter alle verfügbare Zeit und Geld ausnutzen müßte. Doch gelang es den Bemühungen seines langjährigen Freundes, des Hofmarschalls von Kanitz, ihn von diesem

Entschluß abzubringen und so nicht nur der brandenburgischen Armee, sondern auch Homburg selbst einen wichtigen Dienst zu leisten. Eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten brachte dann alles ins Gleiche, und so brach der Prinz zum Kampfe gegen Schweden auf.

Wenig hätte also gefehlt, daß der Held nicht zu seinem wichtigsten Ruhmestage gekommen wäre. Mit Friedrich Wilhelm eilte Homburg den bedrängten Marken zu Hilfe. Ihm war es durchaus sympathisch, daß der Kurfürst nicht die Ankunft des Fußvolkes abwarten wollte, sondern ohne dasselbe mit der Reiterei den Angriff allein wagen zu können meinte. Trotz der ungünstigen Witterung rückte die Armee schnell vor; belebte doch besonders der auf Rathenow gelungene Anschlag ihre Gemüter. Ohne die Nähe des Kurfürsten zu ahnen, war unterdessen der schwedische General Wrangel aus Brandenburg aufgebrochen, um über Rathenow nach Havelberg zu marschieren. Da traf ihn ganz unerwartet die Kunde von dem Fall Rathenows. Er verzichtete gänzlich auf eine Wiedereroberung der Stadt, und da er nur darauf bedacht war, aus dem unwegsamen Havellande zu entkommen, schlug er den Weg nach dem Fehrbelliner Paß ein. Die Nachricht davon erhielt man im Lager bei Rathenow, als eben der Dankgottesdienst beendet war. Sogleich faßte der Kurfürst den kühnen Entschluß mit der Reiterei allein die Schweden zum Kampfe zu zwingen. Unter den größten Anstrengungen für Pferde und Menschen bei andauerndem Regen setzte man dem Feinde nach, den man bei Nauen einholte; doch bis zum Abend verteidigten die Schweden hartnäckig den schmalen Damm jenseits der Stadt und entwichen dann in der Nacht, während den gänzlich erschöpften Brandenburgern nichts übrig blieb, als sich und ihren Tieren einige Ruhe zu gönnen.

Der weitere Rückzug Wrangels führte fortgesetzt durch das große havelländische Luch, das vor den Zeiten Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen aus einen Labyrinth von Sümpfen bestand, welches nur von einigen kleinen schmalen Wegen durchzogen war. Zwischen Nauen und Fehrbellin gab es nur eine Straße. Niemand war mit der Örtlichkeit so vertraut als der Prinz von Homburg, war er doch der langjährige Besitzer des benachbarten Neustadt. Aus diesem Grunde be-

warb er sich am nächsten Morgen, dem 18. Juni, um die Führung der Avantgarde, die ihm auch gern zugestanden wurde. Mit ungefähr einem Viertel des gesamten Heeres brach er früh auf und setzte auf dem schmalen Wege dem Feinde in scharfem Trabe nach. Bald brachte er die Schweden zum Stehen, die ihrer Artillerie und Infanterie wegen nur langsam vorwärts kamen. Schon um sechs Uhr meldete er dies dem Kurfürsten und bat ihn, mit den übrigen Truppen zu folgen, ihm aber unterdes den Angriff zu gestatten. Friedrich Wilhelm befahl ihm zu warten, bis er zur Stelle sei und rief, als ein zweiter Adjutant Homburgs die Bitte wiederholte, aus: „Weil wir den Feind so nahe haben, muß er Fell oder Federn lassen" und schlug damit die Bedenken, welche Derfflinger geltend machte, in den Wind.

Inzwischen hatte Wrangel bei Linum eine vortreffliche Stellung gewählt. Vor seiner Front zog sich ein tiefer Graben hin, die Flügel waren durch Moräste gedeckt. Abermals ließ Homburg um schleunige Verstärkung bitten, die ihm bewilligt wurde, selbst Derfflinger äußerte: „Wir müssen ihm sekundieren, sonst kriegen wir keinen Mann wieder." Noch bevor die abgesandten Dragoner eintrafen, ließ Homburg einen so heftigen Angriff machen, daß Wrangel, durch den dichten Nebel getäuscht, glaubte, das ganze brandenburgische Heer vor sich zu haben und sich hinter Linum zurückzog, um erst bei Hakenberg wieder feste Stellung zu nehmen. Der linke Flügel seiner Schlachtlinie war durch das Rhinluch gedeckt, während der rechte sich bis zu den Dechlarer Fichten, einigen spärlich mit Bäumen bepflanzten Sandhügeln erstreckte, doch beging er den Fehler, diese unbesetzt zu lassen. Homburg erkannte die Blöße, welche sich der Feind gegeben hatte, trotz des Nebels und schickte seinen linken Flügel zur Besetzung jener Anhöhen vor. Bei der Ankunft des Kurfürsten fürchtete er andere Weisung zu erhalten, doch ließ derselbe sofort auf einem der Sandberge Artillerie auffahren, deren Feuer die schwedischen Linien beherrschte.

Endlich zeigte die hervorbrechende Sonne dem Gegner die Gefahr und zugleich die geringe Zahl der Feinde. Wrangel sandte sofort Infanterie gegen jene Hügel vor, die im Sturmschritt mit gefällten Piken anrückte und die brandenburgischen Reiter in die Flucht schlug; nur die Derfflingischen und Grumbkowschen Dragoner hielten Stand. Da jagte der Prinz

von Homburg mit einer Schwadron daher und fiel in die Reihen der Feinde mit solcher Gewalt ein, daß sie die fast gewonnenen Stücke wieder preisgaben. Der Kampf wogte mit voller Macht mehrmals hin und her; der Kurfürst sowohl als Derfflinger und Homburg ließen es an persönlicher Tapferkeit nicht fehlen. Der letztere beschreibt die Schlacht in einem Briefe an seine Gemahlin, dessen hauptsächlichste Stellen hier mitgeteilt werden: „Allerliebste Fraue, Ich sage E. L. hiermit, daß ich gestern morgen mit einigen tausend Mann in die Avantgarde kommandiert gewesen, auf des Feindes contenance Achtung zu haben, da ich denn des Morgens gegen 6 Uhr des Feindes ganzer Armee ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, daß er sich mußte in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so lange aufhielt, bis mir J. D. der Kurfürst mit seiner ganzen Kavallerie zu Hilfe kam. Sobald ich des Kurfürsten Ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wieder andere Ordre bekommen und fing ein hartes Treffen mit meinen Vortruppen an, da mir denn Derfflinger sofort mit einigen Regimentern sekundieret. Da ging es recht lustig eine Stunde 4 oder 5 zu, bis endlich nach langem Gefecht die Feinde weichen mußten, und verfolgten wir sie von Linum bis nach Fehrbellin, und ist wohl nicht viel mehr gehöret worden, daß eine formierte Armee, mit einer starken Infanterie und Kanonen so wohl versehen, von bloßer Kavallerie und Dragonern ist geschlagen worden. Es hielte anfänglich sehr hart, wie dann meine Vortruppen zum zweiten Male brav gehetzt wurden, wie noch das anhaltische und mehr andere Regimenter, wie wir dann endlich so vigoureusement draufgingen, daß uns der Feind le champ de bataille malgré hat lassen und sich in den Paß Fehrbellin retirieren mußte mit Verlust von mehr als 2000 Toten ohne die Blessierten. Ich habe ohne die 2000 im Vortrupp Kommandierten mehr als 6 oder 8 Eskadronen angeführet; zuweilen mußt' ich laufen, zuweilen machte ich laufen, bin aber dieses Mal gottlob ohnblessieret davongekommen..... Auf unserer Seiten wurd mir der ehrliche Obrist Mörner an der Seiten Knall und Fall totgeschossen; der ehrliche Frobbening tot mit einem Stück kein Schritt vom Kurfürsten;.... Es ging sehr hart zu, dann wir gegen die Piken continue fechten mußten, Gott hat mir doch allemal wieder drausgeholfen; und wären

alle unsere Stücke und der Feldmarschall selbst verloren gewesen, wenn ich nicht en personne sekundiert hätte, darüber denn der redliche Mörner blieb. Hätten wir unsere Infanterie bei uns gehabt, sollte kein Mann von der ganzen Armee davon kommen sein; es ist jetzo eine solche schreckliche terreur panique unter der schwedischen Armee, daß sie brav laufen können. Heute schickte Wolmar, Wrangel, Dalwig und andere mehr an mich und begehrten Pässe für ihre Weiber nach Pommern; J. D. der Kurfürst haben généralement einen Paß vor alle dames heute mit einem Trompeter gesandt. . . . . Nachdem alles vorbei gewesen, haben wir auf der Wahlstatt, da mehr als 1000 Toten um uns lagen, gegessen und uns brav lustig gemacht."

Die Verfolgung des Feindes nach der Schlacht fiel wiederum dem Prinzen von Homburg zu, doch konnten seine gänzlich erschöpften Reiter dem frischeren Feinde nicht viel Abbruch thun, und so entkamen die Schweden über den Rhin. Kurfürst Friedrich Wilhelm war aber der Ansicht, daß der Sieg nicht genügend ausgenutzt sei und fügte seinem Siegesbericht an den Fürsten von Anhalt folgende Worte hinzu: „Meine Reiter haben teils nicht das Ihrige gethan, worüber ich inquirieren lasse und selbigen den Prozeß machen lassen werde," welch letztere Drohung allerdings unausgeführt blieb. Durch diesen Tadel fühlte sich der Prinz von Homburg getroffen und gekränkt. Er, der als General der Kavallerie die Avantgarde geführt, Wrangel aus der ursprünglichen Verteidigungslinie gedrängt, das Treffen bei Hakenberg am richtigen Angriffspunkt eröffnet und in jenem kritischen Augenblicke durch seine Entschlossenheit die Geschütze gerettet, wußte am besten, daß seine Reiter und ihr Chef das Menschenmögliche geleistet hatten. „Dem redlichen Landgrafen ist nicht eins gedankt vor dem, was er bei Fehrbellin gethan hat," schreibt die Landgräfin von Hessen-Kassel. In der That nahm der Prinz wenige Tage nach der Schlacht Urlaub, um nach Hessen zu gehen.

In diesem Punkte mag der Ausgang zu der Sage von Homburgs unzeitigem Vorgehen bei Fehrbellin liegen. Nicht das erzürnte den Kurfürsten, daß der Kampf vor seinem Eintreffen eröffnet war, sondern daß der Sieg nicht genügend ausgenutzt werden konnte.

Homburg gab bei seiner Abreise sein Regiment an den Herzog von Gotha ab und kam bald danach um seine Entlassung ein. Auch hier war es wieder der getreue Kanitz, welcher den Groll des Prinzen zu besänftigen suchte und eine Aussöhnung mit dem Kurfürsten anbahnte. Aber Homburg erklärte sich nur unter bestimmten Bedingungen bereit zur Rückkehr. Friedrich Wilhelm ging darauf ein, und nun war großer Jubel bei der Kavallerie, da sich Homburg hier allgemeiner Beliebtheit erfreute. So konnte er denn an dem siegreichen Vordringen der brandenburgischen Armee in Pommern teilnehmen, wenn sich ihm hier auch nicht wieder ein Ruhmestag wie bei Fehrbellin bot. Auch als er von dem Kurfürsten nach Preußen mit einem selbständigen Kommando beordert wurde, um einen etwaigen Angriff der Polen abzuwehren, fand er keine Gelegenheit zu Heldenthaten. Nach Pommern kehrte er darauf rechtzeitig zurück, um dem Übergang nach Rügen beiwohnen zu können. Hier sollte er erst die Avantgarde führen, dann aber erhielt er den Auftrag, die Festung Stralsund während des Überganges zu beobachten. Daß er sich dabei zu sehr mit den Schweden einließ, veranlaßte eine gewisse Gereiztheit des Kurfürsten. Da Homburg hier auch mit Derfflinger in einen heftigen Wortwechsel geriet, beschloß er abermals den Abschied zu nehmen; aber die persönliche Liebenswürdigkeit des Kurfürsten brachte ihn doch wieder davon ab. Als er aber im Jahre 1679 das von seinem älteren Bruder verpfändete Amt und Stadt Homburg wieder einlöste und dann nach dem Tode seiner älteren Brüder 1681 die Landgrafschaft erbte, sah er sich durch seine persönlichen Verhältnisse gezwungen, endgiltig aus dem brandenburgischen Dienste auszuscheiden.

In der Heimat gab es genug zu ordnen. Es galt Darmstadt gegenüber das Münzregal zu verteidigen, selbst bei seinem Tode war die Frage noch nicht entschieden, und legte er die Verfolgung derselben seinen Söhnen ernstlich ans Herz. Die Werke des Friedens hat er in seinem Lande besonders gefördert. Er legte bereits 1680 zu dem Schloß in Homburg den Grundstein. Um ihres Glaubens willen verfolgte Franzosen und Waldenser fanden in seinen Gebieten liebevolle Aufnahme. Um ihnen Verdienst zu geben, wurde in Homburg der Bau der Neustadt oder Luisenstadt begonnen, und später entstand in der Nähe die Ko-

lonie Friedrichsdorf. Die Kolonisten bauten auch das lange wüst liegende Dorf Dornholzhausen wieder auf. Als man den Landgrafen darauf aufmerksam machte, daß seine Mittel wohl kaum zur Aufnahme so vieler armer Flüchtlinge ausreichen würden, soll er geantwortet haben: „Lieber will ich mein Silbergerät verkaufen, als diese Leute ohne Unterstützung lassen.“ Nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin schloß er einen dritten Ehebund mit der Gräfin von Leiningen-Westerburg, welche die liebevolle Pflegerin seines Alters wurde.

Im fünfundsiebzigsten Lebensjahre entschlief Friedrich von Homburg am 24. Januar 1708. Mit den militärischen Eigenschaften eines tüchtigen Reiterführers verband er große Thatkraft und ein ungewöhnliches Organisationstalent. Auf seine kräftige Reiternatur sowohl als auch auf sein Wesen als Landesvater hat der Einfluß des Großen Kurfürsten vorteilhaft gewirkt. In allen seinen Schöpfungen suchte er das Beispiel seines großen Vorbildes nachzuahmen. Er war lebhaften, feurigen Temperaments, tapfer, offenherzig, empfindlich und schnell wieder versöhnt, ritterlich liebenswürdig, in seinen jungen Jahren ein wackerer Zecher und im Heere allbeliebt. „Bei solchen Eigenschaften ist es kein Wunder, daß der Landgraf mit dem silbernen Bein zu einer populären Figur und zum Mittelpunkt der volkstümlichen Tradition wurde, welche sich an die Vorgänge von Fehrbellin knüpfte und durch Heinrich von Kleist die schönste dichterische Gestaltung erhielt.“

Zrinyi.

Nur wenige Wochen verwandte Theodor Körner auf die Ausarbeitung seines Zrinyi. Den Stoff hatte er in Hormayrs österreichischem Plutarch gefunden, an dessen Auffassung er sich vielfach anlehnte; ja einzelne Stellen des Dramas lassen sich geradezu als eine Umdichtung jenes Aufsatzes betrachten. In der Bearbeitung wich er nicht allzusehr von der historischen Wahrheit ab, von den Hauptpunkten kann man nur das Liebesverhältnis zwischen Zrinys Tochter und dem Hauptmann Juranitsch als unhistorisch bezeichnen, denn diese Tochter hat überhaupt nicht existiert, sie ist eine von des Dichters Phantasie frei ersonnene Gestalt. Ein Fehler, den der historische Stoff besaß, ist im Drama durch Körner nicht beseitigt, es fehlt dem Helden an der nach Aristoteles' Lehre erforderlichen tragischen Schuld. Körner erachtete den Stoff, wie er ihn vorfand, wohl für tragisch genug und enthielt sich jeder tiefgreifenden Umgestaltung. Freilich, wenn er gewußt hätte, wie bereits von seinen Vorgängern, namentlich von einem Nachkommen des bei Sziget gefallenen Zrinyi, der Stoff schon geformt war, so hätte er vielleicht einen andern Entschluß gefaßt.

Das Geschlecht der Zrinys ist heute ausgestorben; seine Geschichte ist mit den Ruhmestagen des ungarischen Vaterlandes zwar eng verknüpft, aber es hat auch Zeiten gegeben, wo seine Angehörigen nicht zur habsburgischen Fahne schworen, sondern auf seiten der Gegner des erlauchten Kaiserhauses standen. Wie eine Ironie des Schicksales muß es klingen, wenn hundert Jahre nach dem Fall von Sziget ein Zrinyi enthauptet wird, weil er dem Hause Österreich die Treue gebrochen. Die Zrinys waren ein altes Geschlecht, das seinen Stammbaum von den Supichs herleitete, in welchem die genealogischen Träumer die

Nachkommen der altrömischen Sulpicier sehen wollten. Allein das war eine mittelalterliche Spielerei, die ebenso wenig zu Recht besteht, wie die Ableitung des julischen Geschlechtes von dem Sohne des Aneas. Geschichtlich beglaubigte Thatsache ist, daß bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ein Zweig der Supichs, welche sich Grafen von Brebir nannten, verschiedenfach das Banat von Kroatien, Dalmatien und Slavonien in seinen Händen hatte. Im Jahre 1347 erhielt ein Graf von Brebir unter anderen Burgen die Feste Zrin vom Ungarkönig zum Geschenk, und nach dieser nannte sich hinfort das Geschlecht die Zriny.

Durch seine Geburt, die im Jahre 1518 erfolgte, war Niklas Zriny in einen Kreis versetzt, der für das Wohl des Herrscherhauses schon manchen Blutstropfen dahingegeben hatte. Auch bei den Habsburgern, die seit Ludwigs II. Tode bei Mohacs über Ungarn herrschten, standen die Zrinys in Ehren. Unseres Helden Vater war einer der treusten Anhänger Ferdinands I. gewesen und hatte ihn in den Kämpfen gegen Johann Zapolya, den Usurpator, kräftig unterstützt. Die Lorbeeren des Vaters ließen den Sohn nicht schlafen. Schon in jungen Jahren, noch als ein Knabe, zeichnete er sich bei der Belagerung Wiens im Jahre 1529 aus und wurde von des Kaisers Hand zum Ritter geschlagen. In den Kämpfen mit den Türken gab es keine Schlacht von Bedeutung, an der Zriny nicht teilgenommen hätte.

Nachdem bei Mohacs mit König Ludwigs Tode das alte Königsgeschlecht Ungarns in der männlichen Linie ausgestorben war, wurde das Land ein Tummelplatz wilder Leidenschaften. Das immer weitere Vordringen der Türken war dem einen Teile des Adels ein willkommener Anlaß, Bundesgenossen gegen das Haus Österreich zu finden. Während dieses und des folgenden Jahrhunderts wiederholte sich das merkwürdige Schauspiel, daß ein Teil der Ungarn lieber unter das Joch des Halbmondes seinen stolzen Nacken beugen wollte, als daß er sich dem Scepter der Österreicher fügte. Die Reichen des Adels waren von diesen Parteiungen zerrissen, kein Mittel schien unerlaubt, wenn es galt den Gegner zu vernichten. So hatte Zriny den Parteigänger Zapolyas, Katzianer, der einst am Kaiser schändlichen Verrat geübt hatte, heimtückisch beim Gast-

mahl überfallen und ermordet. Damals war er erst 21 Jahre alt. Aber hierdurch hatte er den Haß aller türkisch gesinnten Magnaten auf sich geladen, die sich schworen, früher oder später blutige Rache an ihm zu nehmen.

So lange Suleimans kräftige Hand das Türkenreich regierte, drohten der österreichischen Herrschaft fortwährend Gefahren, denn sein kriegerischer Sinn schien nicht eher zur Ruhe kommen zu wollen, bis er das gesamte Ungarn in seiner Gewalt hatte. Da das Kriegsglück in einem abermaligen Feldzuge Ferdinand I. nicht günstig war, entschloß er sich 1562 zu einem achtjährigen Frieden, der auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes und unter der Verpflichtung einer Tributzahlung von 30000 Dukaten geschlossen wurde. In diesen Verhandlungen hatte die Feste Sziget eine wichtige Rolle gespielt. Ferdinand hatte auf ihren Besitz besonderen Wert gelegt, da sie ihm im Jahre 1556 so wesentliche Dienste geleistet hatte. Damals war sie von Ali, dem Pascha von Ofen, ernstlich belagert, aber unter Markus Horváth hatte die nur 800 Mann zählende Besatzung tapfer standgehalten und sich schließlich in die Burg zurückgezogen, bis daß Zriny, Nádasdy und andere ihr Entsatz schafften durch einen Angriff auf die benachbarte türkische Festung Babocsa.

Sziget blieb damals doch in österreichischem Besitze, da Familienzwistigkeiten den Sultan zur Nachgiebigkeit zwangen. Ferdinand hatte wohl kaum geahnt, welchen Vorteil er hierdurch für seinen Sohn errang. Als dieser nun den Thron bestieg, war nach türkischer Anschauungsweise der Friedensschluß erloschen. Freilich waren die Osmanen nicht geneigt, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen, im Gegenteil erboten sie sich zur Verlängerung des Vertrages, weil sie fürchteten, in Maximilian II. einen gewaltigen Gegner zu finden. Am Kaiserhofe waren viele geneigt darauf einzugehen, allein andere, an deren Spitze Niklas Zriny stand, wollten nichts davon wissen. „Wenn wir die Lage näher betrachten," sagte dieser bei den Beratungen zum Kaiser, „so handelt der Feind im Angesicht des Friedens so, als wäre kein Friede; er raubt und plündert nach Belieben. Man darf, so mächtig auch der Sultan ist, dessen Kräfte nicht überschätzen und die Hoffnung nicht schwinden lassen, durch eigene und fremde Hilfe ein starkes Heer aufzubringen." Anfangs schwankte

Maximilian II., auf welche Seite er sich schlagen sollte. Schon war er geneigt, die Friedensbedingungen zu erneuern, da machte der Fürst von Siebenbürgen Johann Sigismund, der es mit dem Sultan hielt, einen räuberischen Einfall in das österreichisch-ungarische Gebiet. Als dann ein kaiserliches Heer drohend an der siebenbürgischen Grenze stand, war er gewillt sich zu unterwerfen, erhob aber gleich wieder im Frühjahr 1566 kühn sein Haupt, als er vernahm, daß der Sultan ein Heer rüstete.

Suleiman hatte die Blüte seines Lebens überschritten, schon seit Jahren suchte er sein Altern zu verbergen. Mit Schminke ließ er seine Wangen röten, um bei den Gesandten der fremden Mächte den Glauben an seine Jugend frisch zu erhalten und sie nicht ahnen zu lassen, wie sehr er namentlich infolge der häufigen Gichtanfälle gealtert war. Auch sein Geist hatte an Frische eingebüßt. Die vor Malta erlittene Niederlage, wo es ihm nicht gelungen war, La Valette zu erstürmen, hatte in ihm böse Ahnungen wachgerufen. Allein die Frömmigkeit seiner Tochter Mirmah und der Glaubenseifer des Scheih Nureddin riefen in ihm den Wunsch wach, die Scharte von Malta wieder auszuwetzen. So brach er am 29. April 1566 von Konstantinopel auf, war aber erst in der zweiten Hälfte des Juni in Semlin. Zunächst sollten die drei der Grenze benachbarten Festungen Gyula, Sziget und Erlau erobert werden.

Maximilian hatte noch von Augsburg aus, wo er auf einem Reichstage die Hilfe der deutschen Fürsten suchte, die Grenzfesten mit allem Nötigen versehen. Dem Grafen Niklas Zrinyi hatte er Sziget anvertraut, und in einem eigenhändigen Schreiben an ihn vom 28. März 1566 die Hoffnung ausgesprochen, er werde die vorzüglichen Eigenschaften, welche ihm von Gott verliehen worden, zum Nutzen und Vorteil des Vaterlandes anwenden. Zrinyi war für diesen Posten durchaus der richtige Mann. Wenn er von den Zeitgenossen auch als gewaltsam und habsüchtig geschildert wird, so war er doch tapfer und fest entschlossen, die ihm anvertraute Festung mit seinen zweitausend Soldaten bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Nach der Angabe eines später lebenden ungarischen Geschichtschreibers soll Suleiman ursprünglich nicht die Absicht gehabt haben, sich zuerst gegen Sziget zu wenden, sondern nur ein tollkühner Vorstoß Zrinys, auf dem dieser eine kleine türkische Heeresabteilung

vernichtete, soll ihn bewogen haben, Zrinys Feste anzugreifen, um Rache für die Gefallenen zu nehmen.

Bereits Mitte Juni erhielt Zriny durch verschiedene Kundschafter die sichere Nachricht, daß das Türkenheer herannahe. Er kam gerade vom Landtage, der zu Preßburg über die Verteidigung des Vaterlandes beraten hatte. Um Gewißheit zu bekommen, sandte er eine kleine Abteilung unter seinem Hauptmann Kaspar Alapi aus, der bei Siklos, südlich von Sziget, eine Schar Türken listig überfiel und mit großer Beute nach der Feste zurückkehrte. Erst am Anfang August kam Suleiman mit seiner Heeresmacht vor Sziget an, wo bereits von Zriny alles für die bevorstehende Belagerung vorbereitet war.

Die Lage der Festung war von Natur eine durchaus günstige. Sie war durch den Almosfluß und zahlreiche Sümpfe fast unzugänglich. Sie bestand aus fünf Bollwerken, die hinter drei breiten, tiefen, stets mit Wasser gefüllten Gräben lagen. In der Mitte befand sich das Schloß mit seinem hohen Wachtturm; im Westen war der Marktflecken, der mit doppeltem Wall und Graben umgeben war. Dieser war in Altstadt und Neustadt geschieden, die beide durch eine Brücke miteinander verbunden waren. Mit Mut und Tapferkeit war man sicher im stande, die Türken hier längere Zeit festzuhalten, bis das kaiserliche Heer zum Entsatz nahte.

Das Überschreiten der Drau hatte anfänglich den Türken große Schwierigkeiten bereitet. Hamsa Beg hatte mit 118 Schiffen eine Brücke über den Fluß geschlagen. Ende Juli überschritt ihn Suleiman und war dann in wenigen Tagen vor Sziget. Am 1. August war bereits der Begler Beg und Abkanski Pascha eingetroffen, die gleich mit der Besatzung in Scharmützel gerieten. So ging es einige Tage fort, bis Suleiman eintraf, und die Einschließung nun vollendet wurde. Am 8. August begann die Beschießung der Stadt von allen Seiten. Das Feuer übte bald seine verheerende Wirkung überall aus, schon am zweiten Tage war die Neustadt unhaltbar und wurde auf Zrinys Geheiß in der Abenddämmerung geräumt. Die Türken hatten sich den Weg zum Sturm dadurch möglich gemacht, daß sie die Sümpfe und Gräben mit Erdsäcken und Holz ausfüllten. Allen voran waren die Janitscharen, jene gefürchtete

Leibgarde des Sultans, am thätigsten. „Es waren," schreibt ein Zeitgenosse, „alle Türken zum höchsten beflissen, damit sie eine Brücke durch das Gesümpf mit ersten fertigten, und hat sich keiner dieser Arbeit entziehen dürfen, sondern haben alle Holz und Stauden zutragen, und ein jeder was daran arbeiten müssen." Auf diese Weise wurden von zwei Stellen aus Brücken nach dem Schloß zu gebaut. Nachdem dann durch unausgesetztes Beschießen der Stadt viel Schaden zugefügt war, unternahmen die Türken am 19. August den entscheidenden Sturm, durch den es ihnen namentlich durch die Tapferkeit der Janitscharen gelang, sich der Altstadt zu bemächtigen. Hierbei kam eine große Zahl Ungarn ums Leben, die erbarmungslos niedergemetzelt wurden, denn ihnen war es nicht gelungen, sich in das Schloß zurückzuziehen. Allerdings hatten die vierhundert Ungarn teuer genug ihr Leben verkauft, da dreitausend Janitscharen neben ihnen den Boden deckten. Auch Zrinyi hatte sich an diesem Tage vor allen anderen hervorgethan. Im dichtesten Gewühl war er zu finden, Brust an Brust stritt er mit dem Feinde und forderte die türkischen Heerführer zum Kampfe heraus.

Trotz dieser fortgesetzten Niederlagen, die sich als eine notwendige Folge der Überlegenheit der Gegner ergaben, war Zrinyi doch gewillt, auch das Schloß zu halten bis auf den letzten Mann. Es lag ja immer noch die Möglichkeit vor, daß das kaiserliche Heer, welches ungefähr fünfundzwanzig Meilen fern war, zum Entsatz nahte. Nur aus türkischen Quellen hören wir, daß in diesen Tagen Suleiman den Versuch machte, Zrinyi durch das Angebot des souveränen Besitzes von Kroatien zur Kapitulation zu bewegen. Wie wichtig dem Sultan dieser Auftrag dünkte, geht daraus hervor, daß er seinen Großvezier damit beauftragte. Allein es war nicht anders zu erwarten, als daß Zrinyi dies Anerbieten zurückwies und sich selbst durch die Vorspiegelung, daß sein Sohn in die Hände der Türken gefallen sei, nicht von seinem Entschluß abbringen ließ. Ebensowenig gelang es, die Treue der Besatzung durch Zettel in kroatischer, ungarischer und deutscher Sprache, die mit Pfeilen in die Burg geschossen wurden, zu erschüttern.

Am 26. August wurde von den Ungläubigen der erste Sturm auf das Schloß gewagt. Ali Portuk war zu diesem

Wagnis durch ein besonderes Gnadengeschenk von 200 Dukaten angefeuert. Er büßte sein Unterfangen mit dem Tode, und nutzlos wurden viele andere mit ihm geopfert. Gerade eine Woche darauf unternahmen die Janitscharen einen Sturm. Da sie auch zurückgeschlagen wurden, beschlossen sie auf andere Weise die Festung zu nehmen. Drei Tage lang arbeiteten sie unablässig daran, eine Mine gegen den großen Wachtturm zu graben. Von allen Seiten schleppten sie zusammen, was sie an Holz und Stroh bekommen konnten. Am 5. September waren sie mit ihrer Arbeit fertig. Der hoch aufgetürmte Stoß wurde angezündet, schnell züngelten die Flammen an allen Seiten empor, denn ein heftiger Südwind fachte sie an. Die äußere Burg war in größter Gefahr. Da entschloß sich Zriny zu einem Ausfall in der Hoffnung, die kühn Anstürmenden von ihrem Vorhaben abzubringen, allein er erreichte dadurch weiter nichts, als daß 7000 Ungläubige tot den Boden bedeckten.

Während die Flammen hoch aufloderten, und der Turm durch die Mine gesprengt wurde, streckte der Tod seine Hand nach dem Haupte des Sultans aus. Noch am 4. September war Suleiman zu Pferde durch das Lager geritten und hatte durch feurige Reden den Mut seiner Krieger anzufachen gesucht. Er war im höchsten Maße erzürnt über die Erfolglosigkeit des Sturmes und rief noch am Todestage höhnisch dem Großvezier aus einem bekannten persischen Liede die Worte zu:

Ist dieser Rauchfang noch nicht ausgebrannt,
und tönet noch nicht der Eroberung Pauke?

Nun hatte er die Augen geschlossen und sein müdes Haupt zur Ruhe gebettet, ehe das Ziel seiner Wünsche erreicht war. Und doch war es schon so nahe daran gewesen.

Zriny war bereits in die höchste Not gekommen. Der Brand war sein Verderben, denn es fehlte ihm auf der Burg an einer genügenden Wassermenge zum Löschen. Sobald das Feuer auch den inneren Teil der Burg erreichte, war eine Rettung unmöglich, denn hier lagen die großen Pulvervorräte. Wurden diese von der Flamme erfaßt, dann flog das Schloß unfehlbar in die Luft. Da die Hoffnung auf Entsatz immer mehr zu schwinden begann, galt es nur noch, das Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Am 6. September wurde zwar der Angriff abgeschlagen, aber der äußere Teil der Burg mußte

doch aufgegeben werden. Zrinyi verfügte noch über 500 Streiter, mit denen er sich in den innersten Teil des Schlosses zurückzog. Hier standen nur wenige Vorratshäuser und sein Wohnhaus, dorthin war der nicht geringe Bestand von Pulver gebracht. Bereits am nächstfolgenden Morgen des 7. September mußte Zrinyi die Bemerkung machen, daß es den Feinden gelungen war, durch ihre Brandpfeile die Vorratshäuser anzuzünden. Da in wenigen Stunden die Flammen die Pulvervorräte erreichen konnten, so galt es sich auf den letzten Gang vorzubereiten, denn mit dem Schwerte in der Hand sollte jeder sterben.

Zrinyi ließ sich von seinem Kämmerer Franz Scherenk zu diesem Waffengang festlich schmücken wie zu einer Hochzeitsfeier. Dazu ließ er sich hundert Dukaten bringen und in seine Kleider einnähen. „Ich habe dies," sagte er dabei, „deshalb gethan, damit, wenn mich etwa einer unter den Feinden meiner Kleidung beraubt, er nicht sagen soll, er hätte bei mir keinen Raub oder Gewinn gefunden." Zu den Dukaten steckte er dann die Schlüssel der Burg, sie sollten nicht eher in des Gegners Hände fallen, als bis er aus dem Leben geschieden sei. Nun wählte er sich die Waffen aus, mit denen er den letzten Streit beginnen wollte. Einen Harnisch und Helm wies er zurück mit den Worten, Gott der Herr würde diesmal sein Beschützer sein. Budina, der die Belagerung Szigets als Zeitgenosse geschildert hat, weiß ausführlich von diesen Dingen zu erzählen und giebt auch die Worte an, mit welchen Zrinyi sich das geeinigte Schwert aussuchte: „Das ist eins von meinen alten Schwertern; mit diesem Schwert habe ich vor allen andern Ehre, Ruhm und Lob erworben und alles, was ich besitze, mit ihm gewonnen. Mit diesem Schwerte will ich nun alles das, was Gott in seinem Ratschluß mir beschieden hat, standhaften Herzens ertragen."

Nachdem er sich so gerüstet hatte, ging er nach dem inneren Schloßhofe, wo alle Krieger versammelt waren, um ein letztes mahnendes Wort von ihrem Hauptmann zu vernehmen. Ernst war die Stimmung aller, ernst, aber voll Vaterlandsliebe die letzte Rede des Feldherrn. Im Namen Jesu überantwortete dann Zrinyi das kaiserliche Panier Lorenz Juranitsch, eine mit gehacktem Eisen geladene Kartaune wurde abgeschossen. Unter dem Rauche derselben stürmte Zrinyi an der Spitze der Belagerten hinaus mitten in die Janitscharen. Von drei Kugeln

durchbohrt sank er zu Boden. Während der Kampf noch hin und her wogte, erreichten die Flammen das Pulvermagazin. Ein furchtbarer Knall! Nach allen Seiten flogen die Steine, an dreitausend Türken sollen durch sie getötet sein.

Der Janitscharenoberst ließ von Zrinys Leiche den Kopf abhauen. Am 9. September wurde dieser im Türkenlager ausgestellt. Dann wurde er dem Kaiser zugeschickt. Als Maximilian die Nachricht von dem Falle Szigets empfing, tröstete er sich wohl mit den Worten: „Das sind die Früchte des Krieges, man muß das Gute und Schlechte desselben ertragen, heute mir, morgen dir," dem Grafen Zriny aber stellte er das glänzende Zeugnis aus, daß ihm unter allen Ungarn keiner zu vergleichen, ja bei weitem nicht nahe komme. Daß der Kaiser Zriny, weil er Protestant war, preisgegeben, ist eine Anklage, die sich durch nichts beweisen läßt. Nur allein die Nachlässigkeit der kaiserlichen Minister war schuld daran, daß die Truppen, welche Zriny zu Hilfe gesandt wurden, zu spät kamen.

Litterarische Nachweise.

1. **Fiesco.** Die hauptsächlichsten Aktenstücke finden sich in den atti della società ligure di storia patria vol. VIII. 1. 2. Von den zahlreichen Bearbeitungen dieses Themas durch Italiener seien genannt: Brea: sulla congiura del conte Gio. Luigi Fieschi Genova 1863, Celesia: la congiura del conte Gianluigi Fieschi Genova 1864, Gavazzo: nuovi documenti sulla congiura del conte Gio. Luigi Fieschi Genova 1886. Die Hauptpunkte faßt gut zusammen Petit André Doria Paris 1887 S. 213 ff.

2. **Don Carlos.** Immer noch lesenswert ist Rankes Aufsatz: zur Geschichte des Don Carlos in den Wiener Jahrbüchern für Litteratur Bd. XLVI. 1829 S. 227 ff. Reichhaltiges Material bringt Gachard, Don Carlos et Philippe II. Bruxelles 1863 2 Bände, ein eigentlich Grund legendes Werk. Die Resultate der neueren Forschung faßte in einem kurzen Gesamtbilde zusammen Maurenbrecher, Don Carlos. Zweite Auflage, Berlin 1876. Abschließend auf Grund des bisher bekannten Materials ist Büdinger, Don Carlos Haft und Tod insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie Wien 1891. — Eine von allen Seiten angefochtene Apologie des Don Carlos gab Ad. Schmidt in seinen „Epochen und Katastrophen" Berlin 1874.

3. **Wallenstein.** Die Litteratur über Wallenstein ist so zahlreich, daß es sich lohnte, Übersichten über dieselbe zu geben. Sie sind von G. Schmid in den Mitteilungen des Vereins für die Gesch. der Deutschen in Böhmen Bd. XVII. XXI. XXIII. Die Mehrzahl der früheren Arbeiten ist bis auf Rankes Geschichte Wallensteins Leipzig 1869 veraltet, nachdem durch Hildebrand (Wallenstein und seine Verhandlungen mit den Schweden Frankfurt a. M. 1885), Gaedeke (Wallensteins Verhandlung mit den Schweden und Sachsen Frankfurt a. M. 1885) und Irmer (die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser 3 Bde. Leipzig 1888—1891) neue wichtige Aktenstücke ans Licht gefördert sind. Von den vielen Aufsätzen, welche diese Werke veranlaßten, seien hervorgehoben: Gaedeke, die Ergebnisse der neueren Wallensteinforschung im historischen Taschenbuch VI, 8. 1889. S. 1 ff. und Wittich, zur Geschichte Wallensteins in historische Zeitschrift. Bd. LXVIII und LXIX. 1892. Von neueren Werken sei neben Hallwich (Wallensteins Ende. 2 Bände

Leipzig 1879) noch Gindely (Waldstein während seines ersten Generalats im Lichte der gleichzeitigen Quellen 2 Bde. Prag 1886) genannt.

4. **Maria Stuart.** Unter den Quellen nimmt immer noch Labanoff (lettres, instructions et mémoires de Maria Stuart London 1844. 7 Bde.) die erste Stelle ein. Von den englischen Geschichten, die Marias Schicksale ausführlicher behandeln, sei Froude (history of England from the fall of Wolsey to the death of Elisabeth 10 Bände London 1864—66) hervorgehoben. Unter den deutschen Biographen verurteilt sie Gaedeke (Maria Stuart Heidelberg 1879), verteidigen sie Opitz (Maria Stuart nach den neuesten Forschungen dargestellt 2 Bde. Freiburg i. Br. 1879. 1882) und Bekker (Maria Stuart, Darley, Bothwell Gießen 1881). Betreffs der Frage der Echtheit der Kassettenbriefe sei noch auf Breßlau (Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart im historischen Taschenbuch VI, 1. 1882 S. 1 ff.) und Forst (Beiträge zur Geschichte der Maria Stuart in historische Zeitschrift Bd. LXVI. 1891 S. 241 ff.) verwiesen.

5. **Die Jungfrau von Orleans.** Die Grund legende Arbeit über die Jungfrau von Orleans ist immer noch Quicherats fünfbändiges Werk le procès de Jeanne d'Arc Paris 1841—49 und desselben Verfassers aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc Paris 1850. Über die reiche französische Speciallitteratur gab Lanéry eine beachtenswerte Übersicht. Von neueren Werken sei Dufresne de Beaucourt, histoire de Charles VII. B. II. Paris 1882 und Ayroles, Jeanne d'Arc devant le tribunal Paris 1890 ausgeführt. Lesignes absurde Argumentation la fin d'une légende, vie de Jeanne Darc Paris 1889 ist in der revue critique Paris 1890 S. 191 ff. gebührend abgefertigt. Von deutschen Arbeiten seien Paulis schöner Essay in Bildern aus Alt-England Gotha 1876 und Mahrenholtz, Jeanne Darc in Geschichte, Legende, Dichtung auf Grund neuerer Forschung Leipzig 1890 genannt.

6. **Götz von Berlichingen.** Die Selbstbeschreibung des Ritters mit der eisernen Hand wurde zuerst im Original von Steigerwald Nürnberg 1731 herausgegeben. Diese benutzte Goethe. Die letzte neue Ausgabe der Lebensbeschreibung erschien Halle 1886. Sie ist eine wenig zuverlässige Quelle, wie Wegele (Götz von Berlichingen und seine Denkwürdigkeiten in Zeitschrift für deutsche Kulturgesch. N. F. III, S. 129 ff.) ausgeführt hat. Hauptquelle für die Lebensschicksale Götzens und den besten Abdruck der Biographie bietet Götz von Berlichingen-Rossach, Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie. Nach Urkunden zusammengestellt und herausgegeben Leipzig 1861.

7. **Clavigo.** Mit dem Geschicke Clavigos haben sich vornehmlich die beiden Biographen des Beaumarchais Loménie (Beaumarchais et son temps 2 Bände Paris 1856) und Bettelheim (Beaumarchais Frankfurt a. M. 1886) beschäftigt.

8. **Egmont.** Auf eingehenden archivalischen Studien beruht Juste le comte d'Egmont et le comte de Hornes (1522—1568) Bruxelles 1862. Von deutschen Werken sei Wenzelburger, Geschichte der Niederlande Bd. II. Gotha 1886 genannt.

9. **Torquato Tasso.** Lesenswert ist von den deutschen Arbeiten immer noch Voigt, Tasso am Hofe von Ferrara in historische Zeitschrift Bd. XX.

1868. Von neueren Arbeiten verdient die Studie von Speyer (Torquato Tasso im Neuen Plutarch Bd. X. Leipzig 1884. S. 137 ff.) Beachtung. In dem neuerschienenen Buche von Kern (Torquato Tasso ein Schauspiel von Goethe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Berlin 1893) wird S. 353 ff. der geschichtliche Tasso nur nach Wolff (Geschichte der italienischen Nationallitteratur) behandelt.

10. **Prinz Friedrich von Homburg.** Durch Jungfer (der Prinz von Homburg Berlin 1890) sind die meisten früheren Studien über den Landgrafen mit dem silbernen Bein bedeutungslos geworden, da er zuerst die Archivalien ausgenutzt hat. Hingewiesen sei noch auf Varrentrapp (der Prinz von Homburg in Geschichte und Dichtung in Preußische Jahrbücher Bd. XLV. 1880. S. 335 ff.).

11. **Zrinyi.** Es giebt über ihn eine ungarisch geschriebene Biographie. Das Hauptsächlichste über die Belagerung von Sziget bietet zusammenfassend Huber Geschichte Österreichs Bd. IV. Gotha 1891. S. 223 ff. Quelle für die Belagerung Szigets ist Budina historia Szigethi a Solymanno capti Christianisque erepti abgedruckt in Schwandtners scriptores rerum Hungaricarum Vindobonnae 1746 vol. I, S. 723 ff. — Hormayr, österreichischer Plutarch Wien 1807 VII, S. 91 ff.